Das deutsche evangelische Pfarrhaus.

Das deutsche evangelische Pfarrhaus.

Seine Gründung,
seine Entfaltung und sein Bestand.

Von

Wilhelm Baur,
Doctor der Theologie, Hof- und Domprediger in Berlin.

Bremen.
Verlag von C. Ed. Müller.
1878.

Der

hochwürdigen theologischen Facultät

der

Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität

in Berlin

widmet dies Buch in herzlicher Dankbarkeit für die ihm honoris causa verliehene Würde eines Doctors der Theologie

der Verfasser.

Vorwort.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts füllte die Kirche von St. Jacobi zu Hamburg Balthasar Schupp in Luther's Geist und Kraft mit dem Schall des lautern Gotteswortes, und das Volk drängte sich in dichten Haufen herzu. Einstmals ging er über einen vornehmen Platz. Da stunden etliche Leute, welche ihre Hüte abzogen und sehr tiefe Reverenz gegen ihn machten. Einer unter ihnen sagte: „Da gehet ein Mann, der ist so viel Rosenobel werth, so viel er Haar auf seinem Kopfe hat. Das ist ein Mann, der einem die Thränen aus den Augen predigen kann.“ Und der ehrliche deutsche Mann gesteht, daß er bei dieser Rede von einer subtilen, theologischen Hoffahrt befallen worden sei, welche die Art habe, daß sie zwar die Ehre fliehe, aber sich gern von ihr jagen lasse. Er sprach zu sich selbst: „bist du ein solcher Kerl wie die Leute sagen und hast es bisher nicht gewußt?“ Er hat nachher andere Erfahrungen gemacht, durch die ihm Ham=

burg ein „Schauplatz alles Elendes, eine Fechtschule aller Versuchungen, eine Grube aller Verfolgungen, ein Probierstein der Beständigkeit und eine Schule der Geduld“ geworden. Solche Wandlungen sind im Leben des Pfarrers nicht selten. Und wenn heut' ein Geistlicher in einer großen Stadt über einen vornehmen Platz geht und hört, was die Leute sagen, die ihn persönlich gar nicht kennen, so könnte das wohl zu dem Selbstgespräch führen: „gehörst du einem so verächtlichen Stande an und hast es bisher gar nicht gewußt?“ Aus diesem Gefühl, daß der Stand der evangelischen Geistlichen in Deutschland niemals unverdientere Verunglimpfung erfahren als in unsern Tagen, ist dieses Buch geschrieben. Ist Paulus, als seine Feinde seine göttliche Berufung verachteten, ein wenig thöricht geworden mit Rühmen, hat Luther gemeint, bei aller Demuth vor Gott müsse der Christ den Menschen gegenüber gelegentlich mit einem rechten Stolze stolz sein, so darf heute das evangelische Pfarrhaus als eine Gottesgabe, die unserm Volke geworden, laut gepriesen werden. Das Buch spricht nicht von schlechten Pfarrern und Pfarrhäusern, wiewohl dieselben in dieser sündigen Welt auch nicht fehlen. Den Schlechten zur Beschämung, den Guten zur Ermunterung, malt es das Bild des Pfarrhauses mit lichten Farben, die doch ohne Ausnahme der Wirklichkeit entnommen sind. Daß in der Zeit, da ich schon mitten in der Arbeit war, Herr Consistorialrath Dr. Meuß in Breslau

sein Buch „Leben und Frucht des evangelischen Pfarrhauses“ herausgegeben, welches denselben Gegenstand in demselben Geist behandelt, war mir eine Bestätigung, wie zeitgemäß eine Hinweisung auf den Segen des evangelischen Pfarrhauses sei. Vielleicht wird mein Buch durch seine Erzählungen neben jenem früher erschienenen als eine wünschenswerthe Ergänzung angesehen.

Jeder beschaut sich die Welt durch sein eigenes Fenster. Aus dem unerschöpflichen Reichthum des Pfarrlebens hab' ich geboten, was mir zu Gebote stand, in dem Bewußtsein, daß es wenig sei, und mit der Sehnsucht, immer vollere Anschauung des Lebens, dem ich selbst von ganzem Herzen angehöre, aus allen deutschen Gauen zu empfangen. Wie gerne hätte ich zum Beispiel vom Pfarrleben an der „Kurschen Nehrung“ ein Bild gehabt, um über die Frage klar zu werden, ob wir Berliner Christen wirklich, wie jüngst in Berlin behauptet worden ist, mit den dortigen Christen nicht denselben Glauben bekennen können. Wenn nun mein Buch den Weg in die Pfarrhäuser findet und wenn das Lesen desselben in den lieben Amtsbrüdern allerlei Erinnerung weckt, was sie einst in Büchern entdeckt und im Leben erfahren, — ich würde für jede Mittheilung herzlich dankbar sein und ganz besonders für solche Ergänzungen meiner Arbeit, durch welche die Mannigfaltigkeit des deutschen Pfarrhauses, seine culturhistorische Eigenthümlichkeit in irgend einer Zeit und die Fortpflanzung des geistlichen

Amts in denselben Familien von Geschlecht zu Geschlecht in deutlicheres Licht gestellt würde.

Wie würde ich mich freuen, wenn mein Buch auch der Gemeinde ins Gedächtniß riefe, was sie an ihren Pfarrhäusern hat, vor allem aber, wenn es in solche Pfarrhäuser, in welche diese Zeit Sorge gebracht, einen erfrischenden Gruß brüderlicher Liebe rufen dürfte!

Berlin am Tage der Reformation 1877.

Wilhelm Baur.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Die Gründung des evangelischen Pfarrhauses.

Zweiter Abschnitt.

Das deutsche evangelische Pfarrhaus in seiner geschichtlichen Entfaltung.

Dritter Abschnitt.

Das deutsche evangelische Pfarrhaus der Gegenwart.

Quellen und Hilfsmittel.

I. 1. Die Geschichtsbücher der deutschen Vorzeit. Berlin. Deutsche Bearbeitung der Monumenta Germaniae. — Der Benedictinerorden und die Cultur, von Dr. Krätzinger. Heidelberg, 1876. — Theiner, Dr. J. A. und Aug. Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den Geistlichen und ihre Folgen. Altenburg. — Dr. Johannes Delitzsch, das Lehrsystem der Römischen Kirche. Gotha, 1875. — Dr. von Schulte, der Cölibatszwang und dessen Aufhebung. Bonn, 1876.

I. 2. Die Geschichtsbücher der deutschen Vorzeit. — Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter. Wien, 1851. — Wilh. Wackernagel, kleinere Schriften I, die Abhandlung: Familienrecht und Familienleben der Germanen.

I. 3. Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche, desgleichen der Lutherschen Kirche. Elberfeld, Verlag von R. L. Friedrichs.

I. 4. 5. 6. Die Hilfsmittel ergeben sich aus dem Text.

II. 1. Valerius Herberger's Evang. Herzpostille nebst Lebensbeschreibung, herausgegeben von Sup. Tauscher. Sorau. — Ph. Wackernagel's Ausgaben von Herrmann's und Gerhardt's Liedern. Stuttgart.

II. 2. Hoßbach (v.), J. Andreä. — Benutzt ist ein von mir selbst verfaßtes Lebensbild in Gelzer's Monatsblättern Band XIV.

II. 3. Ph. J. Spener's Leben von Hoßbach, II. Aufl. Aßmann's Leben, herausgegeben von E. M. Arndt.

II. 4. Spalding's Lebensbeschreibung, herausgegeben von seinem Sohne. Halle 1804.

II. 5. Die einschlägigen Ausgaben der genannten Schriftsteller und Dichter.

II. 6. Das in Gelzer's Monatsblättern Jahrgang 1859, Bd. XIII veröffentlichte Tagebuch J. G. Müller's.

II. 7. Aus Schleiermacher's Nachlaß I—IV. Berlin, Reiner.

II. 8. David Spleiß von Stokar, Basel, 1858. Benutzt ist ein von mir in Gelzer's Monatsbl. Jahrgang 1859, Bd. XIII gegebenes Lebensbild.

III. Zu diesem Abschnitt sind keine Quellen und Hilfsmittel zu nennen.

Erster Abschnitt.

Die Gründung des evangelischen Pfarrhauses.

1. Der deutsche Geistliche in der Kirche Roms.

Pfarrhäuser aus Holz und Stein, von Rosen umblüht, von Reben umrankt, die uns wundersam anheimeln, hat auch die Römische Kirche. Traulich sind sie in den Schatten der Kirche gerückt, und vielleicht giebt das bischöfliche Ordinariat nicht so leicht zu als das evangelische Consistorium, daß der Pfarrer, wenn das alte Haus baufällig geworden, aus der stillen Kirchennähe nach der lärmenden Hauptstraße ziehe. Der kurze Weg vom Haus in die Kirche, durch den Garten oder einen bedeckten Gang, ist eine lebendige, den evangelischen Pfarrer fast beschämende Erinnerung, daß der Pfarrer täglich Dienst hat am Altar. In dem wohlgepflegten Garten ist das Nützliche mit dem Lieblichen aufs beste verbunden: Rosen und Rosenkohl, um Pfingsten blühender Goldregen, im Sommer das Goldgelb der Aprikosen, Geisblattlaube und Weinlaube. Die schützenden Mauern, welche von der Welt trennen, sind zugleich die sonnigen Wände für Reben und Spalierobst, der Taubenschlag und das Bienenhaus lohnen die Liebe, welche der Pfarrer ihnen schenkt.

Die Ansiedelung ist so lockend, daß der Wandrer gern an der Thür des geistlichen Herrn anklopft. Am gastlichen Empfang fehlt es nicht, die leibliche Schwester besorgt das Mahl, zur Mehrung der Unterhaltung stellt ein geistlicher Bruder sich ein, es fehlt dem Gespräch nicht die Theilnahme an dem Wohl und Wehe der Gemeinde, an den großen Begebenheiten der Welt, die Stunden gehen so gemüthlich hin und sind so anregend, als man's nur wünschen mag. Aber ein Pfarrhaus im vollen, im evangelischen Sinn ist's doch nicht. Des wahrhaftigen Hauses Gehalt ist das Familienleben. Dieses hat die Kirche den Pfarrern verboten. Und wenn Einer die verbotene Frucht einzuthun sucht — es ist ein Wurm darinnen, dem Familienleben, das der Diener der Kirche gegen die Ordnung der Kirche führt, fehlt das freie, frohe Gewissen. Das katholische Pfarrhaus kann nicht, und grade dann, wenn ihm Weib und Kind nicht fehlt, am wenigsten, wie ein Licht in die Gemeinde leuchten, wie ein Brunnen ihr erfrischendes Wasser geben.

Indeß, wenn schon das evangelische Pfarrhaus, dem wir eine große Bedeutung für die Volksgesittung zuschreiben, der Kirche Roms fehlt, so haben doch auch ihre Geistlichen eine überaus mächtige Wirkung auf die Cultur gehabt, und die Eigenart dieser Einwirkung hängt zum guten Theil grade mit ihrer Ehelosigkeit zusammen. Die Behauptung ist nicht unevangelisch, daß für gewisse Menschen und für gewisse Aufgaben die Ehelosigkeit förderlich, das Familienleben hinderlich sei. Christus selbst giebt die Thatsache zu, ohne sie zu tadeln, daß Etliche um des Himmelreiches willen der Ehe entsagen (Matth. 19, 12). Paulus ist das leuchtendste Beispiel eines Dieners des Evangeliums, der in der Erwartung des zum Gericht kommenden Herrn, im Angesicht der ungeheuren Aufgabe, die ihm gestellt war, ledig blieb, um zu sorgen, was dem Herrn angehört

(1. Cor. 7). Und die Evangelischen, wie gern sie dem Nachfolger Petri auf dem Stuhl zu Rom, wenn er gegen verheirathete Priester wüthet, den Apostel Petrus ins Gedächtniß rufen, der seine Frau auf den Missionsreisen mit sich führte, haben doch auch ihre volle Anerkennung für die Geistlichen, welche wie Paulus bleiben, weil sie wie Paulus denken. Sie bedauern nicht, daß August Neander mit seiner leiblichen Schwester hauste und wie ein moderner Benedictiner — nur daß er nicht wie die alten auch für die Wirthschaft Geschick hatte — in den Schachten der Wissenschaft schürfte und edles Metall zu Tage förderte. Sie lassen es gelten, wenn Ludwig Harms, der Mann altsächsischer Kraft und Zähigkeit, Kampfeslust und Heldenhaftigkeit, der von dem Dorf in der Lüneburger Heide aus das heidnische Afrika in Angriff nimmt und zugleich die heimathliche Kirche erweckt, gleichfalls der Schwester für die Führung des Haushalts dankt, und auf die Frage, warum er denn nicht geheirathet, die Pfeife ein wenig aus dem Munde nimmt und trocken vor sich hin spricht: „Zum Heirathen hab' ich keine Zeit." Ich selbst habe der deutschen evangelischen Gemeinde noch jüngst in dem Bilde des John Coleridge Patteson, eines Mannes der Gegenwart, einen Missionsbischof altkirchlichen Stils vorgeführt, der, in dem wärmsten und edelsten Familienleben aufgewachsen, dennoch von dem ehrwürdigsten Vater und den besten Geschwistern sich losriß, um die Melanesier der Südsee für Christum zu gewinnen, der ohne Familie sich ganz und gar seinen Zöglingen, seiner Gemeinde hingab, bis die Keule des Insulaners diesem Angelsachsen des neunzehnten Jahrhunderts denselben Märtyrertod brachte, den der Angelsachse des achten Jahrhunderts, Winfried, bei den Friesen fand.

Ehe wir Klage über die Ehelosigkeit der Geistlichen in der römischen Kirche führen, zollen wir dem Großen und

Herrlichen, das auch sie für die Gesittung unsers Volkes geleistet, volle Anerkennung, beispielsweise dem Mönch, dem Missionar und dem Bischof.

Gegrüßet seid ihr mir, ihr Morgensterne
Der Vorzeit, die den Alemannen einst
In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre tapfre Wildheit Milde brachten,

so ruft Herder aus und fährt dann fort:

Es verschaffete
Der Orden Benedict's der Sonne Raum,
Die Erde zu erwärmen. Wessen Hand
Hat diesen Fels durchbrochen? diesen Wald
Gelichtet? jenen seucheschwangern Pfuhl
Umdämmt und ausgehackt die Wurzelknoten
Der ew'gen Eichen? Wer hat dieses Moor
Zum Garten umgeschaffen, daß in ihm
Italien und Hellas, Asien
Und Afrika jetzt blühet? War es nicht
Gottsel'ger Mönche emsig harte Hand?
Und wie den Boden, so durchpflügten
Sie wildere Menschenseelen. Manchen Ur
Belegt' ein Heil'ger mit dem sanften Joch
Des Glaubens. Mancher Drache flog, besprochen
Vom mächt'gen Wort, laut zischend in die Luft
Zur Ruh' der ganzen Gegend.

Wahre Thaten der Cultur sind die Gründungen der Klöster in der deutschen Wildniß. Mit dem Herzklopfen der Erwartung, was kommen würde, begleiten wir Winfried's Schüler Sturm von Fritzlar aus, wenn er die Fulda aufwärts in den Laubwald der Buchonia eindringt, um den rechten Ort für ein neues Kloster zu suchen. Wir rasten mit ihm an der Stelle, wo nachher das Kloster Hersfeld sich erhob und wo Sturm und seine zwei Gefährten zuerst kleine mit Baumrinde erbaute Häuschen errichteten. Wir ziehen nach einiger Zeit weiter, bald mühsam dem Fluß entgegen rudernd im Schifflein, bald die

Buchenwälder rechts und links durchspähend. Es währt lange, bis das Auge mit Wohlgefallen auf einer Stätte ruht und der Mund spricht: Hier will ich Hütten bauen! Sturm macht sich endlich allein auf, sattelt seinen Esel, Psalmen im Munde, Gott im Herzen, untersucht er Berg und Thal, Quell und Fluß; wenn die Nacht hereinbricht, schlägt er mit dem Eisen, das er mit sich führt, Holz und erbaut eine kreisförmige Verzäunung zum Schutze seines Thiers, damit nicht die dort allzu zahlreichen Raubthiere dasselbe zerreißen; er selbst jedoch schläft ruhig, nachdem er im Namen Gottes das Zeichen des Kreuzes Christi auf seine Stirn gezeichnet. Er kommt an die Straße, auf welcher die Thüringer Kaufleute nach Mainz ziehen, in der Fulda findet er eine Menge Slawen badend, das Thier scheut und zittert, der Gottesmann selbst schrickt vor ihrem Gestank zurück. Aber ohne Unbilde von den Heiden zu erfahren, denn Gottes Hand hält sie zurück, zieht er in der Waldeseinsamkeit weiter, da hört er ein Geräusch, er lauscht, er glaubt, daß ein Mensch nahe sei, er schlägt mit dem Eisen an einen hohlen Baum, ein Mann aus der Wetterau kommt heran, der ortskundig ist und mit ihm die Nacht zubringt. Und nicht lange darnach ward er mit ungemessener Freude erfüllt, denn er war gewiß, daß er den gewünschten Ort gefunden, — von seiner Schönheit entzückt, streift er umher, dankt für alles Einzelne und eilt nach Fritzlar heim, seinem Bischof zu berichten. Und das Kloster Fulda ward erbaut. Erregt es die tiefste, spannendste Herzenstheilnahme, wenn wir hören, wie die Gegenden, in denen wir heute predigen, deren Kirchlein am Waldesrand uns heute der liebste Anblick sind, zuerst im Namen Jesu durchwandert worden sind, so ist der Eintritt in das gegründete Kloster überaus behaglich. Mehr als ein Jahrhundert früher, als Sturm im Lande der Hessen am

Ufer der Fulda das Zeichen des Kreuzes aufgepflanzt, hatte St. Gallus an der Steinach aus einer Haselruthe ein Kreuz geschnitzt, es in die Erde gesteckt und die Reliquien, die er besaß, daran gehängt und so die Stätte bezeichnet, wo er sich anzubauen gedachte. Zweihundert Jahre sind vergangen, da waltet Gozbert in dem Kloster des heiligen Gallus. Ein italienischer Baukünstler hat ihm auf vier zusammengenähten Thierhäuten einen Bauriß zu des Klosters Erneuerung gemalt und in lateinischen Hexametern ist die Erklärung hinzugefügt. Gozbert eignete sich den Plan unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse an: ein Kloster entsteht wie ein regelmäßiges Städtchen sauber gebaut, wie ein Bienenkorb belebt. Die Kirche, die Bruder Winihard, „ein zweiter Dädalus", errichtet, steht in der Mitte. An die Kirche lehnen sich die mit klösterlicher Strenge eingefriedigten Gebäude: Schlaf- und Wohnräume der Brüder, ihre Bibliothek, ihr Arbeitshaus, ihre Schule, das Refectorium mit dem Kreuzgang. Außerhalb dieser Einfriedigung erhebt sich der stattliche Abtsbau, mit eigener Wirthschaft und Küche, das Gasthaus für die Reisenden, das Krankenhaus mit der Apotheke. Dann die Werkstätte und die ansehnlichen Wirthschaftsgebäude. In dem Backofen können auf einmal tausend Laib Brod gebacken werden und die Malzdarre für die Brauerei nimmt hundert Malter auf einmal auf. Es fehlen nicht die schön bepflanzten, sauber gehaltenen Gärten und wie ein Baum- und Grasgarten liegt still und kühl der Friedhof und harrt auf die Müden. Und wozu die Ansiedelung? „Müssiggang ist der Seele Feind", sagt Benedict, nach dessen Regel dies Kloster, wie Fulda und die andern, gebaut sind. Kreuz und Pflug gehören als Sinnbilder dieses Klosterlebens zusammen. Sie treiben Musterlandwirthschaft. Sie roden das Feld an, entwässern es und

bewässern die Wiesen. Sie verpflanzen und veredeln das Obst. In der Bretagne, wo seit Jahrhunderten der Apfelwein Volksgetränk ist, hat der Mönch Teleo einst die edleren Apfelsorten eingeführt. Der Rheingau verdankt seinen Ruhm, den trefflichsten Wein zu liefern, den Klöstern Eberbach und Johannisberg. Die Blüthe der Linde in den Laubgängen, des weißen Klees auf dem Felde bietet den Bienen ihre Nahrung, die mit mönchischer Beschaulichkeit beobachtet werden. Das Fleischverbot reizt der Fischzucht volle Aufmerksamkeit zu schenken. Und wenn die Klöster die Gasthäuser der alten Zeit waren, so lag es nahe, mit der Kochkunst sich der Gäste Beifall zu gewinnen. Aber in der Pflege des Leibes blieben die Mönche nicht stecken. Die Benedictiner sind die Väter der Baukunst. Das Kunsthandwerk übte sich zur Meisterschaft im Schnitzen der Chorstühle und der Crucifixe, in Bereitung jeder Art kirchlichen Schmucks. Brüder Tuotilo in St. Gallen belebte mit seinem Hauche das Metall des Instruments und entlockte den Saiten mit fertiger Hand ihre Töne. Und Bruder Notker hat unter andern Gesängen das Lied zuerst gesungen, das uns Luther verordnet: Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen. Wer könnte vergessen, wie fleißig die Mönche lehrten, die alten Sprachen und neueste Kunde der Natur, wie sie Bücher abschrieben und aufs zierlichste die Handschrift mit farbenhellen Bildern schmückten? Und zu den alten Büchern lieferten sie neue — der Mönch von St. Gallen, der uns von Kaiser Karl so lustig erzählt, ist nur Einer unter den vielen, welche die Geschichte unseres Volkes uns überlieferten. Wir haben nicht Lust, als protestantische Schulmeister die Klöster, die eine große Culturmacht gewesen sind, mit rother Tinte einfach als Fehler anzustreichen. Im Gegentheil, wir könnten Geschmack daran finden, wenn auch heute ernste

Männer zur Pflege der Wissenschaft, schwergeprüfte Frauen zum Schutz ihres Daseins in ähnlicher, evangelisch erneuerter Gemeinschaft sich einigten.

Die Benedictiner haben mehr geleistet, als was innerhalb ihrer Klostermauern sich vollzog. Aus ihrer Umfriedigung sind Männer der That unter die Heiden gegangen. Das Erzbisthum Hamburg-Bremen ist die Gründung, von welcher aus die Kirche im deutschen und skandinavischen Norden zur Geltung und zur Wirksamkeit kam, und der erste Erzbischof, Anskar, stellt uns den mittelalterlichen Missionsbischof in seiner eigensten Art vor die Augen. Was vor allem uns moderne Menschen an dem Bilde dieses Mannes anzieht, ist eine Eigenthümlichkeit, der wir meist schmerzlich entbehren: das Zusammensein von Beschaulichkeit und Thatkraft, von Askese und Welteroberung, eine Eigenthümlichkeit, die uns die Mahnung nahe bringt, daß die Kraft aus der Tiefe quillt, daß nur die Sammlung des Menschen in Gott ihm über die Seelen, die aus ihrem Centrum gerathen sind, die Macht einräumt. Es mag im Jahre 805 gewesen sein, als ein deutscher Mann an die Klosterthür von Corbie in der Picardie klopfte und die Mönche bat, ihm seinen eben mutterlos gewordenen Knaben zu erziehen. Er wird angenommen, und der Erziehung der Mönche geht zur Seite die unmittelbare Erziehung Gottes durch Träume und Gesichte. Daß Dante ein Halbjahrtausend später in einer Stunde voll Keimkraft ewigen Lebens Hölle, Fegfeuer und Himmel, Gott und Welt, sich selbst und die ganze Geschichte, in welcher auch er seine bestimmte Stelle, sich selbst und die tiefe Ewigkeit, in welcher auch er seine Wohnung haben sollte, zusammenschaute, — diese Geburtsstunde seines neuen Lebens und allumfassenden Gedichtes hatte doch in dem ganzen Geist des Mittelalters ihre mannigfaltigsten Vor-

gänge. Aus dem Leben Anskar's, wie es uns sein Schüler und Nachfolger Rimbert beschrieben, läßt sich nachweisen, wie die Liebe Gottes Zug um Zug den Knaben und Jüngling durch Traumgesichte, die sie seinem Geist vorführte, zu sich und zu ihrem Dienst gezogen hat. Dem Kinde, das sich in kindischem Spiele zu verlieren in Gefahr ist, erscheint die Mutter an der Seite der Mutter Jesu, und weckt die Sehnsucht, mit den heiligen Frauen in den seligen Gefilden wandeln zu dürfen. Das war der Liebe erster Zug. Es folgt der zweite, als den Knaben, der nichts Herrlicheres kannte und mit Augen gesehen, als den großen Kaiser Karl, wie ein Blitz die Kunde traf, der Herrscher der Christenheit habe auch wie jeder andere vom Weibe Geborene den Zoll des Todes bezahlt, und nachdem die Mutter Jesu ihn zum Himmel gelockt und der Heimgang des Vaters des Volks ihm die Welt arm gemacht, da gebraucht die Liebe, den Knaben zum drittenmal ihren Zug kräftig fühlen zu lassen, Johannes, den Täufer und Petrus, den Apostel. Durch die Schrecken des Fegfeuers führen sie ihn in den Glanz des Himmels — unnahbar, von einem Licht umhüllt, das kein Mensch durchdringen kann, aber spürbar offenbart sich ihm Christus. Aus dem Glanze, der, heller als das Licht, selbst dieses durchleuchtet, dringt der Ruf: „gehe hin, mit der Märtyrerkrone geschmückt wirst du mir zurückkehren." Nicht eher geht er, als bis der Herr selbst ihn gezogen, unmittelbar: er erscheint ihm, hört seine demüthige Beichte und vergiebt ihm die Sünde. Denn nur gesühnte Lippen sind geschickt zur Botschaft von der Versöhnung. Endlich — der letzte Zug der Liebe — im Traume sieht Anskar sich selbst in der Mitte predigender Männer, in heiliger Verzückung. „Herr, was willst Du, daß ich thun soll?" fragt er sehnsüchtig. „Gehe hin," so befiehlt ihm der Herr, „und predige den Heiden das Reich Gottes."

Wer solche Träume hat, der muß auch im wachen Zustand mit tiefer Beschaulichkeit in die ewigen Dinge sich versenkt haben. Die geistliche Bereitung, die innerliche Berufung Gottes war vollendet. Es blieb die Wegbereitung durch den Gang der Völkergeschichte, die Berufung durch den mächtigsten Herrscher nicht aus. Der König Harald von Dänemark, der in Ingelheim getauft worden war, sollte, so wünschte sein Pathe, Ludwig der Fromme, nicht ohne geistlichen Beistand nach seinem heidnischen Lande heimkehren. Anskar war bereit ihn zu begleiten. So beginnt die Laufbahn, die er als Erzbischof von Hamburg-Bremen endigt. Die Rohheit der Getauften und die Wildheit der Ungetauften, der Schiffbruch, der ihm seine Habe an Büchern ins Meer schleudert, die Plünderung der Normannen, aus welcher er nur wenige Heiligthümer rettet, erduldet er. Mit christlichen und heidnischen Königen weiß er den rechten Verkehr, und die Völker bringt er in friedliche Gemeinschaft. Das Kirchlein, das er in Schleswig errichtet, giebt den Hamburger Kaufleuten Vertrauen, daß sie ihre Handelswege nordwärts richten. Und wieder und wieder dringt er in Schweden ein mit der Botschaft von Christus. Sklavenbefreiung, redlicher Handel, Unterricht, christliche Ausgestaltung der Staaten, Gesittung jeder Art, kurz: Dienst des wahrhaftigen Gottes, das ist das Werk, welches aus jenen Traumgesichten des Jünglings mannhaft und heldenhaft hervorwuchs. Und als ob es nicht genug wäre mit der Gefahr zu Wasser und zu Land, kasteiet er seinen Leib, und von der Predigtfahrt heimgekehrt, ist er Hirte der heimischen Heerde und Vater der Armen. Sein Schüler Rimbert bemüht sich angstvoll, zu beweisen, daß er, obwohl kein Märtyrer, dennoch die Märtyrerkrone verdient habe. Das evangelische Auge sieht bis auf diesen Tag in Anskar einen Mann der katholischen Kirche, der nach

evangelischer Lehre ein Heiliger ist, weil er durch Christus geheiliget für der Welt Heil sein Leben gegeben.

Wir fügen zu dem Bilde des Klosterlebens und des Missionsdienstes das Bild eines Bischofs hinzu, aus der besten, kräftigsten Zeit des deutschen Bisthums. Aus der Zeit der Karolinger treten wir in die Zeit der sächsischen Kaiser. Es ist bekannt, wie lieb denselben Hildesheim war. Dort war um 1000 Bernward Bischof. „Aus Bernward's Leben lernt man recht erkennen, wie vielseitig damals ein Bischof wirken konnte", sagt der Herausgeber des Lebenslaufs, den ein Zeitgenosse, der Hildesheimer Priester Thangmar, verfaßt hat. „Nichts im Bereiche kirchlicher oder bürgerlicher Zustände ist seinem Einfluß entzogen. Er ist der Erzieher, Freund und Rathgeber seines Kaisers; er unterhandelt für ihn und folgt ihm in die Schlacht. In seinem Bisthum leitet er das kirchliche Leben; er gründet Kirchen und Klöster, aber auch feste Burgen zum Schutze gegen fremde Raubvölker und zieht Mauern um seine bischöfliche Stadt. Er sorgt für die Armen und Kranken, entscheidet die Rechtshändel, Kunst und Wissenschaft verdanken ihm ihre Pflege, ja, er ist selbst Gelehrter und Künstler, der erste Erzgießer seiner Zeit, und die Kunstgeschichte weiß fast noch mehr von ihm zu erzählen, als die politische oder die Legende." Hören wir, wie Thangmar des Bischofs tägliches Leben schildert. Nachdem er von seinem frommen Maßhalten im Genuß und von seiner Inbrunst im Gebet gesprochen, fährt er fort: „Nach dem Gebete, um die dritte Stunde, schritt er feierlich zur Abhaltung der Messe und goß mit großer Zerknirschung sein ganzes Herz vor dem Herrn aus. Dann ging er an die öffentlichen Angelegenheiten, untersuchte kurz die gerichtlichen Händel und die Sache der Unterdrückten, wozu er durch Scharfsinn und Beredtsamkeit vorzüglich befähigt war. So erwartet er

den Geistlichen, dem die Vertheilung der Almosen und das Armenwesen übertragen war; denn einer großen Menge derselben, hundert und noch mehreren gab er Tag für Tag aufs reichlichste den Lebensunterhalt, vielen verschaffte er auch durch Geld und andere Unterstützungen, soweit es seine Verhältnisse erlaubten, Erleichterung. Darauf durchging er die Werkstätten, wo Metalle zu verschiedenem Gebrauch bereitet wurden, prüfte die einzelnen Arbeiten, bis er, nachdem alles gehörig besorgt war, in der Furcht und dem Segen des Herrn, von einer großen Menge der Brüder und des Volkes umgeben, um die neunte Stunde zu Tische saß: und zwar nicht mit festlichem Gepränge, sondern unter frommem Schweigen, während alle nach ehrsamster Zucht auf eine Vorlesung Acht hatten, die nicht gar kurz während der Mahlzeit gehalten ward. Gebrechlichen und altersschwachen Brüdern gab er freundlich mit seiner Hand den Segen, aber er ließ auch keinen Dürftigen weder in der Stadt noch in der Vorstadt, wenn er von ihm wußte, dies Zeichen seiner Theilnahme entbehren. So verlangte er, wie der Apostel, allen alles zu sein, damit er alle in Christo gewinne. — Auch war keine Kunst, die er nicht versuchte, wenn er auch nicht bis zur Vollkommenheit sie sich aneignen konnte. Nicht nur in unserem Münster, sondern an verschiedenen Orten richtete er Schreibstuben ein, so daß er eine reichhaltige Büchersammlung, sowohl göttlicher als philosophischer Schriften zusammenbrachte. Die Malerei aber und die Skulptur und die Kunst in Metallen zu arbeiten und edle Steine zu fassen, und alles, was er nur Feines in dergleichen Dingen ausdenken konnte, ließ er niemals vernachlässigen, so daß er auch an überseeischen und schottischen Gefäßen, die der königlichen Majestät als besondere Gaben dargebracht wurden, das, was er selten und ausgezeichnet fand, zu nutzen wußte. Er führte auch

talentvolle, vorzüglich begabte Knaben mit sich an den Hof oder auf längere Reisen und trieb sie an, sich in alle dem zu üben, was in irgend einer Kunst als das würdigste sich darbot. Außerdem beschäftigte er sich mit musivischen Arbeiten zum Schmuck der Fußböden und verfertigte auch Dachziegel nach eigener Erfindung ohne irgend eine Anweisung. Während er aber in Christi Schatzkammer alles, was er für angemessen hielt, mit gewissenhafter Frömmigkeit zusammenbrachte, gab er nichts desto weniger gemäß den Worten des Evangeliums auch dem Kaiser das Seine, denn dem Kaiser Otto III. war er mit bereitwilligstem Herzen nach Wissen und Können zu Willen." Gab es so treffliche Mönche, Missionare, Bischöfe, warum nicht auch treffliche Pfarrgeistliche, ob uns die Geschichte von ihrem verborgenen Wirken auch weniger sagt — Pfarrgeistliche, die in Selbstverleugnung und Hingabe den Christenmenschen von der Wiege bis zum Grab mit den Segnungen der Kirche versorgten, mäßig im Hause, eifrig im Dienst der Gemeinde. Und wenn dies letzte Jahrhundert deutsche Bischöfe gehabt, wie Sailer, Diepenbrock, ich füge hinzu, wie Ketteler, an dem wir das Opfer der besseren Einsicht der Unfehlbarkeit des Papstes gegenüber beklagen, der aber in mächtiger Predigt und einschneidender Schrift, in strenger Zucht und reicher Barmherzigkeit, freilich auch in Anmaßung dem Staat gegenüber ein ächter Römischer Bischof war — wir zweifeln nicht, daß es auch in unsern Tagen viele treffliche Geistliche im Geist der Römischen Kirche giebt. Aber zum Pfarrhaus im vollen Sinne, zur reichen Mannigfaltigkeit eigenthümlichen Pfarrhauslebens bringt's diese Kirche nicht, weil sie den Priestern die Ehelosigkeit gebietet.

Die Römische Kirche leidet an dem verhängnißvollen Anspruch, das sichtbare Reich Gottes schon eher darstellen zu wollen, als der Herr kommt, um es aufzurichten. In

Folge dieses Anspruchs, über die zeitlichen Dinge hinaus zu sein, während die Zeit noch läuft, kennzeichnet sich die Römische Kirche durch eine äußerliche Weltflucht, die sofort in starke Weltförmigkeit umschlägt, durch eine falsche Heiligkeit, welche die ungezügelte Volkslustbarkeit zur Schwester hat, durch ein Accordieren zwischen Kasteiung und Fleischlichkeit, durch den Mangel der Durchdringung des Sittlichen und Religiösen im Leben. Für die Draußenstehenden wechselt der Eindruck: wie ernst nehmen sie's und wie schwer machen sie die Seligkeit! mit dem andern: wie gut wissen sie ein Auge zuzudrücken und unter wie leichten Bedingungen öffnen sie den Himmel! Beides, die scheinbare Strenge und die thatsächliche Leichtfertigkeit in Handhabung der sittlichen Verhältnisse, tritt in der Ehelosigkeit der Priester und der immer wieder hervorbrechenden Zuchtlosigkeit des priesterlichen Lebens besonders hell zu Tage. Die Schriftwidrigkeit des Eheverbots rächt sich furchtbar. Nicht dies ist das Gefährliche, daß um des Reiches Gottes willen Etlichen die Ehe widerrathen wird, wir haben aus Christi Munde selbst gehört, daß unter Umständen die Ehelosigkeit dem Wachsthum dieses Reiches förderlich sein kann und haben es an dem leuchtenden Beispiel gesehn, das Paulus giebt. Aber daß durch ein Gesetz dem ganzen Stande der Geistlichen auferlegt wird, wozu das Gewissen den Einzelnen hier und da treiben mag, daß Knaben und Jünglinge in leiblicher und geistlicher Unreife einen Entschluß fassen, der nur als reife Frucht des Lebens Gott gefällig sein könnte, das ist wider Gottes Ordnung in Natur und Schrift und muß zur sittlichen Zerrüttung führen. Und das Schlimmste ist nicht die offenbare Ursache des Gesetzes der Ehelosigkeit, der Wunsch, die Kirche von dem loszumachen, was sie die Welt nennt und womit im Grunde das weltliche Regiment, die staatliche Macht gemeint ist, wie es in

dem Worte, das Gregor VII. zugeschrieben wird, scharf ausgedrückt ist: „die Kirche wird nicht von der Knechtschaft der Laien frei, wenn nicht die Priester von den Weibern befreit werden.“ Nein, der tiefste Schaden, den die erzwungene Ehelosigkeit der Priester in der katholischen Kirche anrichtet, ist die Weise, wie man die plumpe Begründung: die Kirche will herrschen, darum muß sie gefügige Diener haben, mit dem zarten Schleier einer überaus verfeinerten Anschauung vom Priesterstand zu verdecken oder mit der Bloßstellung der Ehe als eines Lebens der puren Sinnlichkeit zu bekräftigen sucht. Die Erhöhung des Priesterstandes durch Erniedrigung des Ehestandes, die Vergöttlichung der Priesterweihe durch Verweltlichung des Eheverhältnisses — das ist das Schädliche, das ist das Abscheuliche an der Sache.

Im Grunde sind es zwei an den Priestern gesuchte Eigenschaften, aus welchen man die Unmöglichkeit ableitet, daß sie Ehemänner und zugleich rechte Diener Gottes sein können: die Reinheit und die Ungetheiltheit des priesterlichen Thuns. Der Priester muß rein sein. Die jungfräuliche Kirche des von der Jungfrau gebornen Herrn will ein jungfräuliches Priesterthum haben, so lautet die Theorie, wie sie ein katholischer Gottesgelehrter der Gegenwart noch gegeben hat. Das heidnische und jüdische Priesterthum entstand aus leiblicher Geburt. Das christliche kommt durch die geistliche Zeugung der Weihe zu Stande. Man will nicht das Priesterthum Christi, den geistigen Stamm seiner erstgebornen Söhne, an der Hand der Weiber durch die Geschichte wandern sehen. Der menschlichen Natur ist's gemäß, die göttlichen Gnaden aus reinen Händen empfangen zu wollen, welche doch die verheiratheten Priester nicht haben. — Die Darlegung ist eben so hinfällig als widrig. Denn was die leibliche Geburt betrifft, aus welcher die heidnischen und jüdischen Priester hervorgegangen sind

und aus welcher die christlichen Priester nicht hervorgehen sollen, so fallen doch auch die Diener der Kirche Roms nicht vom Himmel, vaterlos und mutterlos, sondern werden wie andre Menschen geboren. Für den angebornen Sündenschaden aber giebt es Heil in Dem, der ohne Sünde geboren ist, freilich für die künftigen römischen Priester kein andres Heil als für das königliche Priesterthum aller Gläubigen: die Geburt aus Wasser und Geist, die Darbietung der Gotteskindschaft durch die Hand der Gnade, ihre Annahme durch die Hand des Glaubens. Und alle Weihe zum Dienst der Kirche ist ohne Kraft, wenn ihr nicht die Salbung des Geistes zur Gotteskindschaft vorausgegangen. Mit der Klage über die leibliche Geburt hängt die verächtliche Weise zusammen, mit welcher der Herold der Ehelosigkeit des Priesterstandes über die Frauen spricht: nicht an der Hand der Weiber soll das Priesterthum Christi durch die Geschichte wandern. Und ist doch der große Hohepriester, Jesus Christus, an der Hand seiner Mutter in die Geschichte eingetreten. Und wollte man die Sündlosigkeit der Mutter annehmen, welche Rom verkündigt, so wäre doch ihre Mutter nicht sündlos gewesen, oder man müßte von Mutter zu Mutter emporsteigen und endlich der Mutter aller Menschen, die doch gewiß gesündigt hat, der Eva selbst das Ave zurufen! — Freilich, ob der Herr von einem Weibe geboren ist, so doch nicht von einem Eheweibe, so kann man einwenden. Aber die von Weibern so verächtlich reden, haben sie denn vergessen, wie in Christo, weil er die Frauen von Sünde und Knechtschaft erlöst hat, weder Mann noch Weib ist, und daß unter dem Segen des Evangeliums die Holdseligkeit, welche Mariens Gestalt umschien, des ganzen weiblichen Geschlechtes Theil werden kann, wenn es gottselig ist? Fürwahr, die Geschichte, durch die das Priesterthum nicht an der Hand der Weiber

wandern soll, giebt Zeugniß die Fülle, daß nicht blos das Weib dem Manne, sondern auch der Mann dem Weibe an der Seele schaden kann und daß nicht blos die Männer den Frauen, sondern wie oft die Frauen den Männern den Weg zum Himmel gewiesen haben! Oder hat Rom in deutschen Männern solche Macht, daß sie der Deutschen alte Art vergessen und verlieren, in den Frauen etwas Hehres, etwas Prophetisches zu erkennen? ja solche Macht, daß Söhne von Müttern sprechen, als sei ihre Ehe ein Stand der Unehre gewesen! Die Reinheit der Hände aber, welche man den Priestern durch die Ehelosigkeit verbürgen will, nur so verbürgt — welch eine Täuschung! Giebt's denn nicht andere Dinge, mit denen Priester die Hände verunreinigen können? Wenn sie dieselben ausstrecken nach unrechtem Gut und nach dem Becher des wüsten Gelages — bleiben sie dann rein, nur darum, weil sie die Hand nicht am Altar einer Braut gereicht haben? Die Sünde sitzt im Menschen nicht in einzelnen, säuberlich geschiedenen Fächern, die Sünde durchfrißt vom Herzen aus den ganzen Menschen, und vom Herzen aus kann der Mensch geheilt werden, wenn er die heilsame Gnade in Christo Jesu einläßt. Reine Hände haben nur die Gläubigen, die das Blut Jesu Christi rein gemacht von aller Sünde. Das wird der Römischen Kirche nie gelingen, daß sie die Welt, daß sie auch nur ihre Gläubigen zu der Ueberzeugung bringe: die Hände jedes beliebigen Priesters seien, weil er unverheirathet ist, reiner als etwa die priesterlichen Hände eines Martin Luther, eines Philipp Jacob Spener, eines Immanuel Nitzsch, der kinderreichen und geistesgesalbten Gottesmänner! Wenn die Römische Kirche bei dem Verbot der Priesterehe auf die Reinheit der Priester vor allem gesehen hat, so hat sie niemals zu besserem Zweck ein ungeeigneteres Mittel gewählt.

Ungetheiltheit des priesterlichen Thuns ist das andere, was durch die Ehelosigkeit der Priester erreicht werden soll. Wie könnt' er, wenn er für eine Familie zu sorgen hätte, ungetheilten Herzens sein Amt verwalten? Seine Zeit ist getheilt, so sagt der Vertheidiger der priesterlichen Ehelosigkeit, seine Arbeit ist getheilt, sein Gut ist getheilt, seine Pflicht ist getheilt, sein ganzer Beruf ist getheilt, er gehört nicht Gott allein, er gehört seinem Weibe, seinen Kindern an. Diese entziehen Gott das fortwährende Gebet, den Armen die Almosen, den Kranken den Trost, der Kirche den muthigen Vertheidiger. Diese fordern in allen schwierigen Verhältnissen, welche das Leben bringt, ihres Vaters ernste Berücksichtigung. Nur dem, welcher ganz seinem Berufe sich widmet, der sich als der Vater der Armen, der Tröster der Betrübten, der Arzt der Seelen, der treue Beistand der Sterbenden, der Vollbringer der christlichen Tugenden bewährt, nur dem kommen auch die Herzen der Gläubigen entgegen, ihm glauben sie, ihm schenken sie Vertrauen. — Wer möchte der Forderung nicht zustimmen, daß der Diener des Herrn ungetheilten Herzens seinem Beruf sich widme und der Behauptung, daß daran das Vertrauen der Gemeinde sich knüpfe? Aber daß die Ehelosigkeit der Geistlichen in unzähligen Fällen dies Vertrauen nicht zu Stande gebracht, sondern verhindert, wer darf es leugnen? Keineswegs widmen die Priester Kraft und Zeit, Gut und Leben, das die Familie nicht in Anspruch nimmt, sofort mit ungetheiltem Herzen der Gemeinde. Ein Abthun der Pflichten als einzelner Werke mag sich finden, ja eine völlige Hingabe an den Dienst der Kirche, an die Werke der Barmherzigkeit, — eine Hingabe ans Reich Gottes, nicht blos an die äußerliche Kirchenpflicht, findet sich in der evangelischen Kirche trotz des Ehestandes ihrer Diener eben so völlig, ja völliger. Wenn die evangelischen Geistlichen

überhaupt Männer sind nach dem Herzen Gottes, sind sie dann nicht grade durch eine tugendsame Ehe Volksmänner im besten, im heiligsten Sinne des Worts? Sollte der Priester, der durch sein Alleinstehn in doppelter Gefahr ist, selbstisch, behaglich, genußsüchtig zu werden, ein wärmeres Herz, eine offnere Hand für die Armen haben als der evangelische Pfarrer, der als Ernährer einer Familie weiß, wie es mit dem Oel im Krug und mit dem Mehl im Kad steht? Sollte der Priester, der den Ehestand nur aus dem Beichtstuhl kennt und am meisten von der Seite seiner sündigen Entartung, geeigneter sein, den Eheleuten guten, einsichtigen, zarten Rath zu geben als der evangelische Pfarrer, der mit einem frommen Weib der Ehe Weh und Wonne durchlebt, der in den Abgrund menschlicher Selbstsucht hinabgesehen, aus dem auch für die beste Ehe die zerstörenden Geister aufsteigen, und in die Höhe göttlicher Liebe, durch deren Kraft die Ehe das Bild wird zwischen Christus und der Gemeinde? Sollte der Priester, der Abraham's Herzklopfen um ein geliebtes Kind nie gespürt, besser in der Noth um die Kinder trösten können, als der evangelische Pfarrer, der um seiner Kinder willen entbehrt und sie mit Gebet durch die Gefahren hindurchträgt? Und welches Märtyrerthum ist denn ehrwürdiger, das unsres Paulus Gerhardt, der um des Bekenntnisses willen mit Weib und Kind brodlos ins Elend zieht, oder das Märtyrerthum deutscher Bischöfe, die sagen: die Unfehlbarkeit des Papstes zu verkündigen, wär' Unheil, und auf des Papstes Wink sich unterwerfen, die dem Staatsgesetz sich nicht unterwerfen, aber am täglichen Brod dabei nicht Mangel haben? Und was soll man zu der Behauptung sagen, die Ehe hindere den Geistlichen an der Vollbringung christlicher Tugenden — werden christliche Tugenden nicht vor allem in der Familie geübt? Gehört denn die Familie schon als solche, abgesehen von ihrer Ent-

artung durch die Sünde, als reine Ordnung Gottes, zur Welt, die geflohen werden muß, nicht vielmehr zum Reiche Gottes, das sich aus ihr erbaut? Ist's denn ein schändliches Werk, für das leibliche und geistige Wohl von Weib und Kind zu sorgen? Sind denn die Namen Vater und Mutter, Sohn und Tochter Namen der Schande? Kann ein Diener Gottes entheiligt werden durch das heilige Grundverhältniß, aus welchem Gott das menschliche Leben hervorgehen läßt, die Ehe? Wenn die Ehe nach katholischer Lehre ein Sacrament ist, wie kann das Sacrament, das der Priester spendet, den Priester beflecken? Ist's aber Lehre, daß die Ordnung, die Gott gemacht und Christus erneuert und der Geist weiht, den Priester befleckt, dann ist diese Lehre Empörung wider Gott.

In der That, mit einem schwächeren Wort läßt sich die Emporschraubung des mönchischen und die Geringschätzung des Familienlebens, welche in dem Verbot der Priesterehe sich offenbart, nicht nennen. Wir haben in der heiligen Schrift auf dem ersten Blatt die Stiftung der Ehe, wir dürfen sagen, daß sie aus dem Paradiese stammt, daß sie, gottselig geführt, noch heute Paradiesessegen in sich trägt, daß der Gott, der die Liebe ist, dem gottbildlichen Menschen grade in der Familie das Leben heiliger Liebe, das er führen soll, zeigt und nahe legt — wer hat denn das Recht, ein Leben, das Gott nicht geordnet hat, das mönchische Leben, heiliger zu nennen als das Familienleben, das Gott geordnet und mit seinen seligsten Verheißungen umschirmt hat? Wir haben die Kunde, daß der Heiland auf der Hochzeit zu Cana in seinem ersten Zeichen seine Herrlichkeit offenbart hat, eine Herrlichkeit, die in das Leben der Ehe tröstend und stärkend, vertiefend und verklärend hineinwinkt — wer darf's wagen, das Gebiet der Ehe dem Reiche zu entziehen, das der König zur Rechten Gottes

heiligend und segnend durchwaltet? Wir haben eines Apostels Vorbild für die Ehe in Petrus und des ehelosen Paulus tiefsinnige, eindringliche Ermahnungen an die Eheleute — wie kommt die Kirche Roms dazu, die sich des Petrus und Paulus so hoch berühmt, was die Apostelfürsten billigen, zu verachten? Wir sehen durch die ganze heilige Schrift hindurch den Rath und die Rettung der Liebe Gottes unter dem Bilde der Familienliebe und des Familienlebens verkündigt. Gott hätte dies Bild nicht gebraucht, wenn er nicht die Familienverhältnisse als heilige, als von ihm geordnete und gesegnete ansähe. Wie ein Eheherr erscheint der lebendige Gott im alten Bunde in der Liebe zu seinem auserwählten Volke und in der heiligen Eifersucht um dies Volk, im neuen Bunde ist Christus der Bräutigam, der um die Gemeinde wirbt und ihr immer reicheren Schmuck anlegt. Wie ein Vater sich über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten, und ob ein Weib ihres Kindleins vergäße, Gott vergißt seines Zions nicht. Kindschaft Gottes ist das Höchste, wozu uns Gott durch seinen Sohn, unsern erstgebornen Bruder, erhebt. So ist die ganze Offenbarung von dem Familiengedanken durchwirkt. Die Römische Kirche aber, indem sie die Familie antastet und unter das Kloster stellt, greift mit verwegener Hand in das Heiligthum der Gottesoffenbarung ein.

Man kann einwenden: indem die Ehe den Priestern verboten wurde, sei sie doch nicht abgeschafft, und ihr Segen sei in der Römischen Kirche nicht weniger zu spüren als in der evangelischen. Gewiß, es fehlt der Segen nicht, durch jenen glücklichen Mangel an Folgerichtigkeit, der so oft das Leben vor dem Schaden des falschen Grundsatzes bewahrt. Während die Kirche den Priestern die Ehe verbietet, läßt sie durch dieselben Priester die Ehen des Volks einsegnen. Stärker als die falsche Geistlichkeit, in welcher man die

Ehelosigkeit der Priester durch Herabsetzung der Ehe überhaupt empfiehlt, erweist sich der gesunde Sinn, der selbst unter den Heiden die Ehe als heilige Ordnung ansieht, und die biblische Lehre, daß sie von Gott sei. Aber ein schwerer Schaden wird gleichwohl der ganzen Anschauung der katholischen Kirche von der Ehe durch jene falsche Geistlichkeit zugefügt, die nicht christlich, sondern heidnisch ist, nicht eine Frucht biblischen Lebens, sondern natürlichen Denkens. Auch außerhalb des Christenthums ist der Mensch je und je sich des Zwiespalts bewußt geworden zwischen Geist und Fleisch, der Gefangenschaft der unsterblichen Seele in der Hütte von Lehm. Da wo die Botschaft fehlt: das Wort ward Fleisch, da fehlt auch der Glaube, daß durch das Wort das Fleisch durchgeistigt werden könne, und einfach wird dem Fleisch der Tod geschworen. Zu dieser Ertödtung gehört dann auch die Enthaltung von der Ehe. Erst, wo solche Gedanken des natürlichen Menschen vorhanden sind, bieten Bibelstellen, falsch verstanden, den Christen den Anlaß, die Ehe als eine weniger heilige Form des Lebens anzusehen als die Ehelosigkeit. Da sollen denn vor allem so heilige Männer, als die Priester sind, nicht heirathen. Vom zweiten Jahrhundert an wird bereits die Geringschätzung der Ehe durch so ehrwürdige Namen wie Hermas und Ignatius, Justin und Tertullian, Cyprian und Clemens von Alexandrien gestützt. Deutschland hat das Christenthum durch Männer empfangen, denen diese Geringschätzung von der alten Kirche überliefert war. Wenn in Freytag's „Ingo und Ingraban" Bonifacius dem Priester Memmo mit Donnerstimme in die Hütte ruft: „Hinaus mit den Frauen!", so entspricht das ganz dem Sinne des gewaltigen Mannes, der die vor ihm gekommenen schottischen Geistlichen hauptsächlich darum als Ketzer und Wüstlinge brandmarkte, weil sie verheirathet

waren. So ward in Deutschland die Anschauung kirchlich und mehr oder weniger volksthümlich, das Priester-, Mönchs- und Nonnenleben sei das heiligste Leben, das gedacht werden könne, und wer in der Ehe stehe, reiche an solche Heiligkeit nicht heran. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts durchzog Bruder Berthold von Regensburg das südliche Deutschland, ein Franziskaner mit einer reichen Ader der Menschlichkeit und der herzgewinnendsten Treuherzigkeit, nach der Art der Predigt ein unvergleichlicher Volksmann, nach ihrem Inhalt der Mann der Kirche, der die kirchliche Erziehung in ihrer reinsten Gestalt darstellt. Wir haben von ihm eine überaus interessante Predigt „von der ê". Mitten in derselben, da er zur Verhandlung des eigentlich ehelichen Lebens kommt, läßt er die Nonnen und Mönche abtreten. An den Einzelheiten, in die er, der Unverheirathete, eingeht, merken wir die Macht des Beichtstuhls, aber auch das schiefe Urtheil, das der Beichtstuhl wirkt: von dem Segen des Ehestandes weiß er wenig, viel von seinen Gefahren. Und hoch erhebt er die Ehelosigkeit über die Ehe. Ueber alle Maße rühmt er die Seligkeit der jungfräulichen Seelen im Himmel. „Die habent ouch als gar übergrôze freude ze aller oberste in dem himelrîche, daz ez alliu diu werlt niht volleloben künde noch enmöhte. Sie sint ûf dem spiegelberge unde tragent einer hande krönlîn, ein schappel: dô lît sö vil freuden an und êren, daz ez gar unsagebaere ist ze sagen, unde dâvon ist bezzer geswîgen danne krenklîche gelobet." Nun mag es nahe liegen, daß er Maria Magdalena, wie hoch er sie um ihrer Lieb' ohne Maße zum Herrn stellt, doch nicht in den heiligen Reigen der Margaretha und Katharina, Juliane und Agnes hineinreiht, weil sie das krönlîn verloren. Aber selbst Petrus, obwohl die Kirche von ihm lehrt, als Apostel hab' er keine

Ehefrau mehr gehabt, weil er doch einmal eine gehabt, selbst Christi Statthalter und aller Kirchengewalt Träger, muß an dieser Stelle hinter Paulus zurückstehn. „Sant Peter ist als gewaltic dâ ze himele unde hât sô vîl êren, daz ez imer unsegelich ist, jedoch gebristet im dez krönlîns, daz der guote sant Paulus hât. Sie singent ouch einen andern gesanc. Als sie an dem kreezelîn gesundert sint, alsô sint sie gesundert an der süezekeit dez edeln gesanges als wîte unde daz himelrîche ist.“ Und was Bruder Berthold treuherzig predigt, das hat die Kirche, auf die Mahnungen der Reformatoren nicht hörend, auf dem Tridentiner Conzil kalt und keck festgesetzt: „So Einer sagt: der Ehestand sei dem Stande der Jungfräulichkeit oder Ehelosigkeit vorzuziehen, und es sei nicht besser und seliger, in der Jungfräulichkeit und Ehelosigkeit zu bleiben, als sich zu verheirathen, der sei verflucht.“ Und aus dieser Anschauung heraus haben auch noch die letzten Päpste, Gregor XVI. und Pius IX., die Versuche, den Priestern die Ehe freizugeben, mit heftiger Erregung zurückgewiesen: die heiligen Väter sehen in dem Wunsch, ehelich zu werden, nichts als gemeine Lust.

Was hat der Römischen Kirche das Verbot der Priesterehe genützt? Dürfte man glauben, daß diese Kirche im Sinne Christi vor allem nach dem Reiche Gottes trachtet, müßte man ihr nicht zutrauen, daß sie, auf die Gefahr der Einbuße ewiger Güter, gern ein zeitliches einstreicht, so wäre das Urtheil: die Kirche hat sich unsäglichen Schaden durch die Ehelosigkeit ihrer Priester zugefügt. Wie ein Gift hat sich der Grundirrthum, daß das ehelose Leben heiliger sei als das eheliche, der ganzen Anschauung von der Ehe, von der Frau, von dem Verhältniß der Geschlechter zu einander mitgetheilt, das Natürliche, statt in die Höhe des Geistlichen emporgehoben zu werden, wird

in den Schmutz der Gemeinheit herabgezogen. Keine Literatur ist reicher an unsagbaren Dingen als die Beichtbücher, aus denen die Geistlichen lernen, wie sie mit Eheleuten in der Beichte zu reden haben, um sie zum Bekenntniß ihrer Sünden zu bringen. Die Unterhaltungen Römischer Priester stehn nicht in dem Ruf besondrer Zartheit und Keuschheit. Wenn der Volkswitz, der überall die Gebrechen der Stände mit seinen Pfeilen verfolgt, vom groben Bauer bis zum feinen Junker, auch der Geistlichen nicht schont: was ist der Spott, der über die Diener der evangelischen Kirche ergossen wird, im Vergleich mit all den bedenklichen Geschichten, welche über Priester ergehen — und in den Ländern am meisten, wo nicht das Zusammenwohnen mit den Evangelischen zur Wachsamkeit über Sitte und Sittlichkeit drängt. Ein liber gomorrhianus, wie Damiani vor acht Jahrhunderten geschrieben, kann aus allen Jahrhunderten vervollständigt werden. Während die Kirche zu allen Zeiten gegen die Priesterehe aufs heftigste gekämpft, sind zu allen Zeiten unerhörte Gräuel vor ihren Augen geschehen. Man denkt an Paskal's Wort: L'homme n'est ni ange ni bête, et le malheur est: qui veut faire l'ange fait la bête.

Von Zeit zu Zeit, da oder dort, hat die Kirche ein Auge zugedrückt, um den Gräuel nicht zu sehen, oder um Schlimmeres zu verhüten, hat sie die Ehe gradezu erlaubt. Als das Morgenroth der Reformation schon am Himmel sich zeigte, wollte das Volk in der Schweiz keine unverheiratheten Geistlichen haben, weil es das Familienleben vor ihnen nicht sicher glaubte. Ja der Bischof von Constanz war gegen eine Abgabe von vier Gulden nachsichtig, und es gab in Folge dieser bischöflichen Nachsicht Pfarrhäuser in der Schweiz, die uns wie evangelische anmuthen. In einem solchen ist 1504 Heinrich Bullinger, der Zürcher

Reformator, der Zwingli's Werk so gut weiter geführt, geboren. Sein Vater, eines wohlhabenden, angesehenen Mannes Sohn, mit Anna Wiederkehr, der ehr- und tugendsamen, schönen und klugen Tochter eines Müllers und Rathsherrn der Stadt vermählt, war Leutepriester und Dechant in Bremgarten. „Der Gemeinde war er gar angenehm und lieb", so erzählt der Sohn, „denn mit Speise und Trank, mit Ehrenschenkungen gegen die Armen, ja gegen die ganze Gemeinde, war er mildreich, gab große Almosen, so daß er von männiglich Ruhm und gar guten Namen hatte. Gegen die Reichen war er ganz freigebig und gastfrei. Sein Haus stand Jedermann offen, so daß es hieß, er halte Hof, wie ein gewaltiger Herr. So auch war meine Mutter Anna gar geschickt mit Haushalten, Kochen und Rüsten und hatte Lust und Freude, der Welt Ehre und Gutes zu erweisen. Den kranken Leuten in der Stadt that sie mit Kochen, Schicken und Besuchen viel Gutes. Viel vornehme Ehrenleute, auch die Gesandten der Eidgenossen, wenn sie gen Baden oder anderswohin durch Bremgarten auf die Tagsatzungen ritten, kehrten bei ihm ein. Er lud auch gern fremde Ehrenleute ein und führte sie mit sich heim. Dies gewahrten die Gewaltigen gar wohl an ihm, hatten ihn lieb und werth und in Ehren, so daß er viel in der Eidgenossenschaft galt. Der Bischof von Constanz, bei dem er viel vermochte, liebte ihn auch voraus, und wenn er nach Meersburg oder Constanz kam, ward er gar schön empfangen, gar wohl und ehrenvoll von dem Bischof und den Seinigen gehalten. — Sein Amt in der Kirche und daneben, besonders mit Predigen, richtete er gar treulich aus, ward von der Gemeinde sehr gern gehört, so daß er deshalb allen Ruhm hatte und seinetwegen keine Klage war. Was er aber für übrige Zeit hatte, das brauchte er zum Waidwerk mit dem hohen und niedern

Gewild, Vögeln und Fischen, in dem allen er einen besondern Ruhm hatte. Was er fing, verschenkte er meistentheils, sagte allezeit, es freue ihn baß zu fangen als zu essen. — Seine Söhne unterstützte er willig nach allem seinen Vermögen, daß sie bei den Studien bleiben und auf den Schulen lernen könnten. Er sagte allezeit, die Kosten reuen ihn nicht, wenn sie nur etwas lernen.“ Hätte dies frische Bild eines gottseligen und weltoffnen Geistlichen, der es gewagt, Gottes Ordnung über der Kirche Satzung zu stellen, und der dadurch weder des Bischofs noch des Volkes Vertrauen verlor, die Kirche nicht ermuntern sollen, auf die Mahnung der Reformation zu hören und zur schriftmäßigen Lehre von Priesterthum und Ehestand zurückzukehren? Die Kirche Roms gesteht keinen Irrthum ein und ist darum keiner durchgreifenden Reformation fähig.

Die Verehrung der deutschen Väter für edle Weiblichkeit, durch Rom aus ihrer gesunden Bahn hinausgezwungen, hat sich der Jungfrau Maria zugewandt. Aber es ist ein schlechter Dienst, den uns Rom erweist, wenn die demüthige Magd, die des Heilands Mutter gewesen, aber nicht seine Meisterin, auf Kosten unserer sittsamen Frauen und frommen Mütter vergöttlicht wird. Wir wenden uns zum Preise der deutschen Frau, die endlich ins Pfarrhaus mit allen Ehren eintrat und dazu half, daß es wie ein Licht in die Gemeinde leuchtete, wie ein Brunnen ihr frisches Wasser gab.

---

2. Die deutsche Frau vor der Reformation.

Es war im Jahre 1814, in dem Jahr, das Max von Schenkendorf dem deutschen Volke als das schönste seit tausend Jahren gepriesen, da nahmen die Gebrüder Boisserée den Altmeister Goethe von Frankfurt a. M. mit

sich nach Heidelberg. Die beiden Kölner Kaufmannssöhne hatten alle ihre Habe für die köstliche Perle der deutsch-christlichen Kunst hingegeben. Mitten in der deutschen Erniedrigung hatten sie die Herrlichkeit des Kölner Doms, von der Niemand mehr wußte, wieder entdeckt, die frommen Bilder gesammelt, die ein unheiliges Geschlecht verschleudert, und sie in Heidelberg aufgestellt. Aus dem Freundeskreise in Frankfurt, wo dem alten Herrn in Marianne von Willemer eben die Suleika des „Westöstlichen Divan" wie ein Stern aufgegangen war, machten ihn die kunstbeflissenen Brüder los, um ihm ihre Bilderschätze zu zeigen. Er hatte in der Jugend die deutsche Kunst, wie sie am Münster in Straßburg ihm offenbar geworden, in hohen Tönen gerühmt, war später in seiner Dichtung Grieche und zuletzt fast Orientale geworden. Ein Bild von Eyck hatte er nie, außer Kranach und wenigen Dürer kaum altdeutsche Bilder gesehen. Die Spannung der Brüder, was der Meister sagen würde, war überaus groß, und der Eindruck, den die Bilder auf ihn machten, war der allertiefste. „Ist es nicht", rief Einer damals aus, „als ob zu den drei Heidenkönigen an die Wiege des Heilands noch ein vierter hinzuträte und auch sein Geschenk hinbrächte?" Goethe selbst aber, als ob die Straßburger Zeit in ihm wieder erwachte, drückte sich derber aus: „Ach, Kinder", rief er ein über das andre Mal, „was sind wir dumm, was sind wir dumm, wir bilden uns ein, unsre Großmutter sei nicht auch schön gewesen!" Wie schön unsre Großmutter gewesen, davon möcht' ich ein wenig erzählen, — nicht blos unsre liebe christliche Großmutter mit der weißen Haube und der Brille vor der Bilderbibel sitzend, der oft mit Thränen gefeuchteten, die sie dem Enkel zeigt, sondern auch die heidnische Urahne, welche, das graue Haar mit dem Tuch umwunden, in wollenem pelzgesäumten Rocke, tiefen Auges, ernsten

Angesichtes, wie die Norne der Vergangenheit, am lodernden Kamin dem jungen Geschlecht von Göttern und Helden erzählt.

Für die sittliche Bildung eines Mannes, das mag auch den deutschen Pfarrhäusern gepredigt werden, ist ein trefflicher Maßstab die Weise, wie er zu den Frauen sich stellt, welches Bild der Weiblichkeit er in ahnender, sehnender Jugend in sich aufnimmt, was ihn zu der Jungfrau hinzieht, die er um Gemeinschaft des Lebens bittet, welchen Ton er für sein häusliches Leben anschlägt und wie hoch er den Einfluß der Frauen im gesellschaftlichen Leben schätzt. Derselbe Maßstab darf auch an die Völker gelegt werden: wo die Frauen in schimpflichster Knechtschaft gehalten werden, da dürfte überhaupt die größte sittliche Verkommenheit herrschen; dagegen sind die sittlich edelsten Völker auch am meisten geneigt, den Frauen die gebührende Ehre zu erweisen. Die deutschen Völker gehn darin allen voran. Man hat ihnen oft nachgerühmt, daß sie dem Christenthum eine eigenthümliche Empfänglichkeit entgegengebracht. Dem überschwänglichen Lob freilich, das man den sittlichen Eigenschaften des deutschen Heidenthums gespendet, hat man dann entgegengehalten, daß wie der Einzelne so auch das Volk zu Christus kommt nicht durch die Vorzüge, der sie sich rühmen, sondern durch die Mängel, die ihnen ankleben. Und dies erschien dann an dem deutschen Heidenthum wie ein Zug des Vaters zum Sohne, daß der deutsche Geist die Götter, die er sich geschaffen, selbst als ungenügend aufgiebt, daß in der deutschen Götterlehre die Götterwelt selbst, weil die Sünde in sie eingedrungen, dem Untergang in der Götterdämmerung geweiht wird. Aber neben diesem Mangel im Religiösen darf doch auch der sittliche Vorzug, der das deutsche Heidenthum kennzeichnet, als Beweis für die eigenthümliche Em-

pfänglichkeit der Deutschen für das Evangelium gelten. Dieser sittliche Vorzug nun erscheint in zwiefacher Gestalt, die doch im tiefsten Grunde auf die gemeinsame Wurzel der Werthschätzung der Persönlichkeit und ihrer Freiheit zurückgeführt werden kann — das eine ist jene Treue, in welcher der Mann für den Mann das Leben einsetzt, die Kampfesfreudigkeit, mit welcher er für die das Einzelleben überragenden sittlichen Güter in den Tod geht; das andere ist jene Reinheit, mit welcher der Mann sein Verhältniß zur Frau auffaßte, die Heiligkeit, welche von der Achtung des ehelichen Verhältnisses aus das Familienleben schützt. Wenn die Treue der Hingabe der Person für die Person wie eine Weissagung ist von der Glaubensgemeinschaft des Christen mit seinem Heiland, so darf man auch behaupten, daß der Deutsche, welcher als Heide schon eine Ahnung davon hatte, wie die gesammte Gesundheit des Volkes vor allem an der Keuschheit hängt, seine Ahnung bestätigt sah durch das Evangelium, welches die Ehe heiligt und das weibliche Geschlecht befreit.

Das Volk der Offenbarung weiß, daß Gott die Menschen nach seinem Bilde geschaffen. Wo diese Offenbarung fehlt, da schaffen die Menschen die Götter nach ihrem Bilde. Das Bild der deutschen Göttinnen muß also darum in einem gewissen Maße das Bild der deutschen Frauen sein. Da muß denn vor allem die sittliche Reinheit gerühmt werden, in welcher die deutschen Göttinnen erscheinen. Nornen finden wir, welche das Schicksal wirken, Walkyren, welche über das Schlachtfeld streifen, vor allem aber unter allerlei Namen — Frick, Holle, Berchta, Gode — die mütterliche Göttin, die den Kindersegen bringt und des Hauses wartet. Von den Namen für das weibliche Geschlecht, durch deren große Anzahl die Deutschen Kunde geben, daß dies Geschlecht ihnen viel gilt, ist der schönste

ursprüngliche Name der mütterlichen Göttin der Deutschen, der Name: Frau. Zu diesem Namen, mittelhochdeutsch: frowe, althochdeutsch: frowâ, gehört der männliche Name: frô, Herr, der noch in unserm Frohnleichnam, des Herrn Leichnam, und fröhnen, dem Herrn Dienste thun, nachklingt. Der Name der Göttin wird dann zum Namen der Herrin, die im Hause waltet, wie denn in Deutschland die Dienstmädchen auf dem Lande von ihrer Gebieterin noch immer sagen: „meine Frau". Wie das männliche Wort frô unmittelbar an die Eigenschaft „froh" erinnert und also den frohen, milden, gnädigen Gott und Herrn bezeichnet, so ist Frau die frohe, milde, gnädige Göttin und Herrin. So dürfen mit gutem, sprachlichem Gewissen die Dichter von den Frauen sagen: „Daz vröuwen an in ist bekant, des sint sie vrouwen genant", und: „die mit tugenden vröuwent âne wê, die heize ich vrouwen."

Aber gehen wir graden Wegs in die Geschichte und sehen zunächst, wie sich die deutschen Frauen den Feinden, den Römern, darstellten. Das sind unverkennbare Züge in dem deutschen Frauenbild, das römische Geschichtsschreiber entwerfen: es wird ihnen ein Einfluß auf das Volksgeschick zugestanden, und mit leidenschaftlicher Kraft des Gemüths greifen sie in dies Geschick ein, ohne jene Weichheit des Gefühls, die zur Feigheit, zur Knechtschaft führen müßte. Die Cimbern und Teutonen waren es zuerst, in deren Andringen, hundert Jahr vor Christi Geburt, sich dem Römischen Reich sein künftiger Erbe in der Herrschaft der Welt, das Germanenthum, ankündigte. Als es der klugen Heerführung des Marius gelang, das mehrfach besiegte Römische Heer bei Aquä Sextiä zum Sieg über die Teutonen zu führen und als die verfolgten Teutonischen Männer zu dem Lager und zu den Wagen zurückliefen, „da traten ihnen", so erzählt

Plutarch, „die Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen, kreischend in fürchterlichem Zorn, und wehrten die Fliehenden wie die Verfolger ab, jene als Verräther, diese als Feinde. Bunt unter die Kämpfenden gemischt, rissen sie mit der bloßen Hand die Schilde der Römer herunter und griffen nach den Schwertern. Wunden und Verstümmelung ertrugen sie ruhig, ungebeugten Muthes bis in den Tod.“ Valerius Maximus aber fügt hinzu: „Die Weiber der Teutonen baten den siegreichen Marius, er möchte sie den vestalischen Jungfrauen zum Geschenk schicken, mit der Versicherung, sie würden sich wie jene unbefleckt bewahren. Als sie dies nicht erlangten, erdrosselten sie sich in der Nacht. Den Göttern sei Dank, daß sie diesen Muth nicht in der Schlacht ihren Männern einhauchen konnten. Denn wenn diese ihrer Weiber Tapferkeit hätten nachahmen wollen, dann hätte es um die Trophäen des Teutonischen Sieges mißlich gestanden.“ Im Zusammentreffen mit den Cimbern im folgenden Jahre auf den Raudischen Feldern bei Vercellä erfuhren die Römer noch Schrecklicheres. Trotziglich waren die Reiterschaaren der Cimbern gegen die Römer losgestürmt, sie hatten Helme auf dem Haupte, wie seltsame Thierköpfe mit fürchterlich gähnendem Rachen geformt, auf dem Helme mächtige Federbüsche, welche die Gestalt ins Riesige erhöhten. Ihre Leiber hatten sie mit ehernen Panzern geschmückt, und sie trugen leuchtende Schilde, doppeltgespitzte Speere und wuchtige Schwerter. Und wie ein wogendes, brausendes Heer tobte das Fußvolk gegen den Feind. Aber mit der Kriegskunst der Römischen Feldherren verbündete sich Sonne und Staub gegen die Cimbern. Die in tiefschattigen und kalten Gegenden aufgewachsen waren, trieften von Schweiß unter der Julisonne Italiens und den Römern verdeckte der Staub die Furchtbarkeit des Feindes. Die Römer

siegten und verfolgten die Germanen, da stellte sich ihnen, wie Plutarch erzählt, ein hochtragischer Anblick dar. „Die Weiber, in schwarzen Gewändern, auf den Wagen stehend, tödteten die Fliehenden, die ihren Mann, jene den Bruder, jene den Vater; ihre Kinder erwürgten sie mit der Hand und warfen sie unter die Räder und Hufen der Thiere, dann ermordeten sie sich selbst. Eine, so heißt es, hatte sich an die Spitze einer Deichsel gehängt und ihre Kinder mit Stricken an ihre Füße gebunden. Die Männer legten sich Taue um den Hals und banden sich, da es an Bäumen fehlte, an den Hörnern oder Beinen der Thiere fest, stachelten sie dann und starben, da die Thiere wild aufsprangen, geschleift und zerstampft.“ Ein grausiges Bild, das nur gemildert wird durch die Betrachtung: lieber den Tod wollten die starken deutschen Frauen, als Schande und Knechtschaft.

Erschienen uns die deutschen Frauen hier wie Walkyren, so anderwärts wie Nornen — die Gabe der Weissagung wird ihnen zugeschrieben. Als Cäsar, so erzählt dieser selbst, die Gefangenen befragt, weshalb es Ariovistus zu keiner Schlacht kommen lasse, fand er: der Grund beruhe darin, daß bei den Germanen die Sitte herrsche, daß ihre Hausfrauen durch Loos und Weissagungen erklären, ob es räthlich sei, eine Schlacht zu liefern oder nicht. Diese redete also: „nicht sei es der Götter Willen, daß die Germanen eine Schlacht gewönnen, so sie dieselbe vor dem Neumond schlügen.“ Und dieselbe Kraft der weiblichen Prophetie, welcher sich die Männer des eigenen Stammes beugen, tritt auch dem feindlichen Eroberer in den Weg. Drusus drang neun Jahre vor Christi Geburt diesseits des Rheins in das Gebiet der Chatten, Sueven und Cherusker. Schon hatte er die Weser überschritten und in raschem Siegesgang kam er bis zur Elbe. Da trat ihm,

erzählt Dio Cassius, ein Weib von mehr als menschlicher Größe entgegen und sprach: „Wohin eilst du, unersättlicher Drusus? Das Geschick hat dir nicht bestimmt, alles dieses zu schauen. Ziehe hin, denn deiner Thaten und deines Lebens Ende ist nahe herbeigekommen." Drusus kehrte eilend um und starb auf dem Weg, ehe er wieder an den Rhein gelangt war. Ein Halbjahrhundert später findet Claudius Civilis in seinem Kampfe gegen die Römer eine Bundesgenossin an der Veleda. „Diese, eine Jungfrau vom Stamme der Bructerer", erzählt Tacitus, „ertheilte Befehle weit und breit, gemäß einer alten Sitte bei den Germanen, nach der sie viele der Frauen für Weissagerinnen und bei wachsendem Aberglauben für Göttinnen halten. Und damals wuchs Veleda's Ansehen: denn eine den Germanen günstige Wendung und die Vernichtung der Legionen hatte sie vorausgesagt."

Geben uns diese Einzelheiten mit Sicherheit für das Bild der deutschen Frau im Heidenthum die beiden Züge, daß derselben eine entscheidende Stimme in den Geschicken des Volks zugestanden ward und ein unbeugsamer Muth, gegen das Mißgeschick auch das Leben einzusetzen, innewohnte, so gewinnen wir ein volleres Bild der deutschen Frau, der deutschen Keuschheit, der deutschen Ehe und der deutschen Familie in Tacitus Germania. Es war etwa um das Jahr 100 nach Christi Geburt, als der ernste Römer diese Schrift verfaßte und im Schmerz über die sittliche Verkommenheit seines Volks das Lichtbild des germanischen Volksthums den Seinen vor die Augen hielt. Man begreift den wehmüthigen Ernst, mit welchem Tacitus die deutsche Züchtigkeit schilderte. Hatte doch das römische Volk selbst sich Jahrhunderte lang durch Keuschheit ausgezeichnet. Nach Plutarch dauerte es zweihundert und dreißig, nach Valerius Maximus fünfhundert und

zwanzig, nach Aulus Gellius fünfhundert und einundzwanzig Jahre, ehe eine Ehescheidung in Rom vorkam. Aber das war längst anders geworden. Schon vor Tacitus hatte Seneca in seinem Buch vom Zorn sein Geschlecht so geschildert: „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern, es wird mehr begangen, als was durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Tagtäglich wächst die Lust zur Sünde, tagtäglich sinkt die Scham. Verwerfend die Achtung vor allem Bessern und Heiligen, stürzt sich die Lust, wohin es sei. Das Laster verbirgt sich nicht mehr. Es tritt vor aller Augen. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden und in allen Gemüthern ist sie so sehr aufgelodert, daß die Unschuld nicht mehr selten, sondern keine ist.“ Man begreift, wie der wahrheitsliebende Tacitus, wenn er auf dem schwarzen Hintergrund des sittlichen Verfalls im Römischen Reich das lichte Bild Germaniens sich heben sah, von den jungen, unverdorbenen Völkern für Rom fürchten mußte und nur hoffte, die Uneinigkeit der deutschen Stämme werde den Untergang Roms noch aufhalten. Auch Tacitus hebt zunächst den Einfluß der Frauen auf das Volksgeschick und die Entscheidung der Schlachten hervor. „Was aber vorzugsweise zur Tapferkeit antreibt: nicht das Ungefähr oder zufälliges Zusammentreten bildet eine Schaar oder einen Keil, sondern Familien oder Sippschaften, und in der Nähe sind die Gegenstände ihrer Liebe. Von dort wird das Geheul der Weiber, von dort das Weinen der Kinder gehört. Ihr Zeugniß gilt jedem als das Heiligste, ihr Lob als das größte. Vor die Mütter, vor die Frauen bringen sie ihre Wunden; und nicht scheuen sich diese, sie zu zählen und zu prüfen. Es geht die Ueberlieferung, einigemal sei die Schlachtordnung, schon zum Rückzuge geneigt und wankend, von den Weibern wieder hergestellt worden, durch

unabläſſiges Bitten, durch Vorhalten der Bruſt und Hinweiſen auf die nahe Gefangenſchaft, die ſie ein doppelt unerträgliches Uebel dünkt, wenn es ihre Frauen gilt: ſo ſehr, daß das Freundſchaftsband mit den Gemeinden vorzüglich feſt geknüpft wird, die unter den Geiſeln auch edle Jungfrauen ſtellen müſſen. Ja, etwas Heiliges und Prophetiſches, glauben ſie, wohne in ihnen, und weder verſchmähen ſie ihren Rath, noch überſehen ſie ihre Ausſprüche. Wir haben unter Vespaſianus die Veleda geſehen, die lange Zeit faſt allgemein für ein göttliches Weſen gehalten ward; doch auch vor Alters ſchon haben ſie die Aurinia und andre verehrt: nicht aus Schmeichelei und nicht als ob ſie ſelbſt ſich Göttinnen machten.“ Trifft dieſe Schilderung mit dem zuſammen, was wir ſchon früher gehört, ſo geht Tacitus weiter und giebt uns ein volleres Bild deutſcher Weiblichkeit. „Strenge ſind dort die Ehen und von keiner Seite möchte man ihre Sitten mehr loben. Denn faſt allein von den Barbaren begnügen ſie ſich mit einer Frau, ausgenommen ſehr wenige, die nicht aus Wolluſt, ſondern ihres Adels wegen vielfach zur Ehe begehrt werden. Mitgift bringt nicht die Frau dem Manne, ſondern der Mann der Frau zu. Zugegen ſind die Eltern und Verwandten und prüfen die Geſchenke; Geſchenke, nicht den kleinen weiblichen Neigungen entſprechend gewählt, noch zum Schmuck der jungen Frau beſtimmt, ſondern Stiere, ein gezäumtes Pferd und ein Schild, nebſt Framen und Schwert. Auf dieſe Geſchenke hin wird die Frau in Empfang genommen; auch ſie hinwiederum bringt dem Manne einige Waffenſtücke zu. Dies, meinen ſie, ſei das feſteſte Band, dies geheime Heiligthümer, dies die Götter der Ehe. Damit das Weib nicht glaube, ſie dürfe fern bleiben mannhaften Gedanken und fern den Wechſelfällen des Kriegs, wird ſie, wenn ſie eben die geweihte Schwelle der Ehe betritt, erinnert,

sie komme, um in Arbeit und Gefahr des Mannes Genossin zu sein. Gleiches mit ihm habe sie im Frieden, Gleiches in der Schlacht zu dulden und zu wagen. Dies deutet das Stierpaar, dies das gerüstete Pferd, dies die Waffengabe an. So habe sie zu leben, so zu sterben: was sie empfange, müsse sie in unverletzter Würde ihren Söhnen übergeben; ihre Schwiegertöchter sollen es empfangen und wiederum auf die Enkel übertragen. — So leben sie denn in unantastbarer Keuschheit, durch keine Lockung des Schauspiels, keine Reizung des Gastmahls verführt. Der Schrift Geheimnisse sind Männern wie Frauen unbekannt. Sehr selten kommt bei dem so zahlreichen Volke der Ehebruch vor, dessen sofortige Bestrafung den Ehemännern anheimgestellt ist. Mit beschnittenem Haar und entkleidet stößt der Mann im Beisein der Verwandten die Ehebrecherin aus dem Hause und treibt sie mit Schlägen durch das ganze Dorf. Auch für verlorene Unschuld giebt es keine Verzeihung: nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichthum vermöchte der Gefallenen einen Mann zuzuführen. Denn Niemand lacht dort über Laster und nicht wird Verführen und Verführtwerden Modeton genannt. Besser allerdings halten es noch die Gemeinden, in denen nur Jungfrauen heirathen und mit den Hoffnungen und Wünschen, die sich an den Namen Gattin knüpfen, ein für allemal abgerechnet wird. Einen Mann empfangen sie, wie einen Leib und ein Leben, damit kein Gedanke weiter hinausreiche, damit nichts die Begierde weiter führe, damit sie in dem Manne nicht den Mann, sondern den Ehestand lieben. Die Zahl der Kinder zu beschränken oder eins der jüngeren zu tödten, wird für einen schändlichen Frevel gehalten. Und mehr Gewalt haben dort gute Sitten, als anderswo gute Gesetze."

In demselben Lichte der Keuschheit wie dem Heiden Tacitus die seßbaren deutschen Stämme erschienen, sah der

christliche Schriftsteller Salvianus von Massilia die wandernden Stämme, namentlich die Gothen und Vandalen, um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Er erkennt in dem Hereinbrechen der jugendlich kräftigen Völker ins Römische Reich ein Strafgericht Gottes für die trotz des angenommenen Christenthums immer zunehmende sittliche Versunkenheit. Durchaus stellen sich ihm die heidnischen Deutschen sittlich reiner dar, als die christlichen Römer. Und merkwürdig ist es, daß er den deutschen Stämmen auch da, wo er ihre sittlichen Gebrechen nennt, doch den Ruhm der Keuschheit nicht nimmt. Er nennt die Sachsen wild, die Franken untreu, die Gepiden unmenschlich, die Alanen trunksüchtig, aber nur die Hunnen, die nicht deutschen Bluts sind, nennt er unzüchtig. Und ausdrücklich hebt er hervor, daß die Gothen unter den Römern, die Vandalen unter den Spaniern züchtig lebten und daß die wilden Völker durch ihre Familienliebe die Christen des Römerreichs beschämen.

Nachdem wir durch diese Züge aus den römischen Geschichtsbüchern die hohe Stellung der Frau und die Reinheit des Familienlebens bei den Deutschen kennen gelernt, begleiten wir die deutsche Frau des Heidenthums durch ihr Leben. Tacitus sagt: „Die Zahl der Kinder zu beschränken oder eins der jüngern zu tödten, wird für einen schändlichen Frevel gehalten.“ Indeß, wenn auch die deutsche Achtung der Persönlichkeit die Kinder in Deutschland mehr schützte, als anderswo, so fehlt doch auch bei den Deutschen nicht die Anschauung, daß der Vater das Kind dem Tode überantworten dürfe, so lange es nicht durch Besprengung mit Wasser und den Empfang eines Namens, welche Gebräuche wir auch bei den heidnischen Deutschen finden, so zu sagen zur vollen Person geworden. Dem heidnischen Alterthum tritt der Einzelne hinter der Gesammtheit zurück. Eine Volksgemeinde, deren Bestand auf der Stärke der Männer

beruhte, durfte keinen schwächlichen Nachwuchs haben. Ja, die bloße Schwierigkeit, die Kinder zu ernähren, rechtfertigte ihre Aussetzung. Mochte das in dem eigentlichen Deutschland, namentlich in der fruchtbareren Gegend des Rheins, seltener vorkommen, so ward auf dem unfruchtbaren Island die Entstehung eines Proletariats durch die strengsten Maßregeln verhütet. Dort war denn auch das Aussetzen der Kinder so sehr hergebracht, daß bei Annahme des Christenthums die Minderheit sich wenigstens vorbehielt, Pferdefleisch essen und die Kinder aussetzen zu dürfen. Allmälig milderte sich freilich die Sitte dahin, daß nur ganz verlassene und verwaiste Kinder mit diesem Geschicke getroffen wurden. War aber das Kinderaussetzen durch Sitte und Gesetz gestattet, so lag es nahe, daß allerlei andre Umstände, wie Traumgesichte etwa, die von dem Kinde Unheil verkündeten, oder Zwistigkeiten der Eheleute, die Aussetzung veranlaßten. Es waren meistens die Mädchen, welche man bei Seite schaffte, wie denn bis auf diesen Tag die heidnische Bevorzugung der Knaben vor den Mädchen in der Volkssitte nachklingt. Zu Näftenbach in der Schweiz erhielt der Vater eines Knaben zwei Wagen Holz zugefahren, der eines Mädchens nur einen, und zu Schaffhausen schmückte sich die Magd, die ein Kindbett ansagte, mit e i n e r Freudenmaie, wenn das Kind n u r ein Mädchen, mit zweien, wenn es ein Knabe war. Bis in unsre Tage, so will man bemerkt haben, zeigt der Vater in den Zeitungen an, daß er erfreut worden sei, wenn ihm ein „munteres Töchterchen“ geboren worden, ist's ein „strammer Junge“, so erklärt er sich öffentlich als „hoch erfreut“.

Einer der bedeutendsten Männer aus der Geschichte der Sachsenbekehrung ist der heilige L i u d g e r. Die Mutter desselben, L i a f b u r h, war als neugeborenes Kind in der größten Lebensgefahr, denn ihre Großmutter war in Wuth, daß

sie lauter Enkelinnen und keine Enkel erhielt. Sie gab also Befehl, das Kind ins Wasser zu werfen. Eine mitleidige Nachbarin zog es wieder heraus und flüchtete es in ihr Haus, wo sie Zeit gewann, dem Kind etwas Honig auf die Lippen zu träufeln. Damit war das Kind gerettet. Denn ein Kind, das Speise genossen, durfte nicht getödtet werden. — Nun, alle deutsche Mägdlein sind nicht ins Wasser geworfen worden. Gewöhnlich war es doch, daß der Vater auch die Tochter, die ihm die Frau geschenkt, hinnahm, mit Wasser begoß und mit einem Namen schmückte. In der That, die altdeutschen Frauennamen sind ein Schmuck gewesen. Man war damals noch nicht in Verlegenheit, ob man einen deutschen oder biblischen oder romantischen oder einen Namen eigenster Erfindung wählen sollte. Man wählte einen deutschen, eben so verständlichen als sinnreichen. Man wußte, daß Bertha die Glänzende hieß, Lîba die Lebendige, Swinda die Starke, Scônea die Schöne, Bertwina die Glanzfreundin, Berhtwig die Glänzendweiße, Adlheit die Adelstrahlende. Man hatte eine lebendige Anschauung von der Natur: der Schwan erinnerte an schlanke, weiße Frauen, und man wählte Namen wie Swanburc, Swanhilt. Die Schlange war nicht durch ihre Falschheit, sondern durch ihre festumfangende Anschmiegsamkeit der Frauen Bild, und darauf deuten die Frauennamen, die mit lint, Schlange, zusammengesetzt sind, von denen wir sogleich einen kennen lernen sollen.

Die Ehe konnte nur auf gesetzliche Weise zu Stande kommen. Ehe ist Gesetz. Im Altdeutschen heißt der alte und neue Bund: die alte und neue Ehe. Ehehafte Hindernisse brauchen gar nichts mit der Frau zu thun zu haben, es sind gesetzliche Hindernisse. Als gesetzliche Verbindung war die Ehe durch allerlei Feierlichkeit geweiht, deren Kern darin bestand, die bisher freie Jungfrau unter die Herrschaft des Mannes zu bringen. Das freiwallende

Haar ward aufgebunden und mit einem Schleier verhüllt, denn langes Haar galt als Zeichen der Freiheit. Am Gürtelband klirrten Schlüssel. Vor ihr her ging ein Jüngling mit bloßem Schwert, das der Vater oder Vormund dem Bräutigam überreichte. Und der Bräutigam reichte ihr den Ring, zum Zeichen, daß sie um Ringe gekauft sei, und Schuhe zur Erinnerung, daß ihr bisher freier Wandel nun durch den Willen des Mannes bestimmt werde. Der Hammer des Thor wurde ihr in den Schooß gelegt: Zeichen göttlicher Rache über die Untreue. Sie aber theilte Gaben aus und lange Schmausereien folgten.

Die Jungfrau schreitet zur Ehe nicht durch völlig freie Wahl. Zunächst war die Wahl nicht frei in Bezug auf den Stand. Zwar Edle und Freie durften sich meist ohne Strafe und ohne Schande verbinden, nicht so Edle oder Freie und Unfreie. Bei den Sachsen war auf ungleiche Ehe jeglicher Art, selbst auf Ehe Adliger mit Freien, die Todesstrafe gesetzt. Sodann ist auch bei Standesgleichheit die Frau von Geschlechts wegen dem Mann nicht ebenbürtig. Es herrscht auch bei den Deutschen die heidnische Anschauung, daß das Weib lediglich des Mannes Eigenthum sei. Die Verheirathung war ein Kauf. Die Unverheirathete gehört dem Vater. Er verkauft sie dem Manne für Sklaven, Rinder, Pferde, Waffen, liegende Güter oder für Ringe oder für baare Münze. Und wenn bei den Alemannen die Frau 400 Schillinge kostete und der Schilling den Werth eines Ochsen von sechzehn Monden darstellt, so war die Summe recht beträchtlich. Sie gehört dem Manne. Dieser kann sie, wenn er will, dem Freunde geben. Er kann sie züchtigen, wie Siegfried selbst mit Chriemhild thut, er kann sie wegen Untreue tödten. Und das geschah in der beschimpfendsten und grausamsten Weise. Und ist der Mann todt, so steht es der Frau wohl an,

daß sie, um ihm ins Jenseits zu folgen, den Scheiterhaufen besteigt. Das ist die heidnische Anschauung in ihrer ganzen Herbigkeit. Aber der edle Sinn der deutschen Männer, die ausgezeichneten Eigenschaften der deutschen Frauen wirken zusammen, wie wir schon bei Tacitus gesehen, daß das äußerlich geschlossene Bündniß sich verinnerlicht, daß das Recht des Mannes über die Frau das Gefühl der Pflicht gegen sie in ihm erweckt, daß die Abhängigkeit der Frau zu treuer Hingabe sich verklärt, ja daß die in dem Hause priesterlich waltende Frau auch dem Volke in Gestalt der gotterleuchteten Beratherin und Weissagerin erscheint. Der hohe Sinn, der Männer und Frauen zugleich eigen ist, offenbart sich besonders in der Ehe. Das Gemüth der Jungfrau erschließt sich der Liebe des Mannes nicht wegen der schönen Leibesgestalt, des lockenden Genusses, des schnöden Geldes, es ist des Mannes Tüchtigkeit und Heldenhaftigkeit, die ihr das Herz abgewinnt. Auch dem erst Ungeliebten neigt sich die Jungfrau zu, wenn der Mann sich als Mann erweist. Harald Schönhaar warb um Gydha, die Tochter eines kleinen norwegischen Königs. Sie antwortete ihm stolz, sie wolle ihre Jungfräulichkeit nicht einem König hingeben, der nur über wenige Gauen gebiete. Wunderlich dünke es sie, daß keiner der Fürsten ganz Norwegen haben wolle, wie doch Gorm in Dänemark und Erich in Schweden das Vorbild gegeben. Das reizt ihn und er beginnt, von der Verachtung der Jungfrau gestachelt, seine Kämpfe um die Alleinherrschaft und gewinnt die schöne Gydha. Aber nach der Sitte der Großen, die auch Tacitus andeutet, hat Harald zehn Frauen und zwanzig Nebenfrauen. Da hört er von der Königstochter Reginhild in Dänemark und wirbt um sie. Sie läßt ihm sagen: er möge freilich ein mächtiger König sein, aber kein König

der Welt sei so mächtig, daß sie ihre Jungfräulichkeit für den dreißigsten Theil seiner Liebe vertauschen wolle. Harald schickte seine dreißig Frauen fort und gewann die einzige Reginhild. Wir haben hier ein überaus lehrreiches Bild, wie die heidnische Unsitte der Vielweiberei noch vor dem Einfluß des Christenthums durch den hohen Sinn einer Frau zu Schanden geworden.

Wenn nun aber ein hochherziger, thatenberühmter Mann einer Jungfrau das Herz abgewonnen: welche starke Liebe, welche feste Treue! Davon giebt die deutsche Heldensage reichlich Zeugniß und oft Gehörtes wird uns unter dem Gesichtspunkt der Frauentreue neue liebe Kunde sein. Der Hunnenkönig Etzel hatte von seinen Kriegszügen aus dem Westen unter andern Geiseln W a l t h e r a u s A q u i t a n i e n und H i l d e g u n d a u s B u r g u n d, zwei schöne Königskinder, mit nach Ungarland genommen. Hildegund wird der Königin lieb und über ihren Schatz gesetzt. Walther gewinnt als Kriegsheld des Königs Gunst. Er weist die Vermählung mit einem hunnischen Mädchen zurück. Als er aber eines Tages im Glanze neuen Ruhms aus der Schlacht heimkehrt, tritt er müde und durstig in ein Gemach des Palastes und findet Hildegund. Er naht ihr freundlich und erinnert sie, daß sie beide schon als Kinder von ihren Eltern einander verlobt worden seien. Sie hält diese Erklärung anfangs für Spott; sie darf wohl zu dem Hochberühmten verehrend hinaufschauen, was aber soll er bei dem armen Mädchen suchen? Wie er sie überzeugt, neigt sie sich zu ihm in demüthigem Gehorsam zu unverbrüchlicher Treue. Sie verabreden ihre Flucht. Sie reiten aus Ungarn westwärts; am Tag bergen sie sich im Dickicht; in der Nacht reisen sie weiter. Sie erreichen den Rhein und gewinnen bei Worms das jenseitige Ufer. Erst im Wasgenwalde hoffen die Wegemüden Nachtruhe

halten zu können. Hildegund selbst, zum Tod ermattet, wacht über Walther, und unter ihren Liedern schlummert er ein. Da kommt König Gunther mit seinen Helden, darunter der grimme Hagen, um Walther die Schätze abzujagen, von denen ihm Kunde geworden. Hildegund weckt den Helden und bittet, sie zu tödten, damit sie in ihrer jungfräulichen Reinheit nicht den Feinden in die Hände falle, wenn sie doch die Seine nicht werden könne. Aber Walther kämpft mit den Helden einzeln und wirft sie nieder. Als endlich Hagen ein Auge, Gunther einen Fuß, Walther einen Arm verloren, ruht der Streit und Hildegund verbindet die Wunden. Dann zieht sie jungfräulich mit dem Geliebten weiter. Die Vermählung findet Statt und es folgt ein langes glückliches Leben.

Haben wir die bräutliche Treue kennen gelernt, so singt uns das Lied von der Kudrun von der Treue der jungen verlobten Frau, welche durch Gewalt dem treuen Herwig, ihrem Mann, entrissen ist. Sie wird in jeder Weise bestürmt, dem Räuber die Hand zu geben, dem König Hartmuth. Hartmuth's Vater will sie schon auf der Seereise überreden, auf ihr festes Nein schleudert sie der alte König an ihren Haaren in die See, daß sie kaum von Hartmuth gerettet wird. An des Königs Hofe wird die Mutter Gerlind eine Wölfin, ja eine Teufelin an der edlen Königstochter. Sie muß die Brände schüren, sie muß die Wäsche ans Meer tragen und waschen, sie erfährt immer härtere Mißhandlungen. Aber sie bleibt dem Manne, dem sie verlobt ist, treu. Endlich kommen Boten an den Meeresstrand. Nach ihren Lieben, nach der Mutter, dem Bruder, dem Verlobten fragt sie vor allem, nicht nach ihrer Rettung. Es kommt der Bräutigam und der Bruder. Sie könnte vom Meer mit ihnen sofort heimwärts ziehen. Aber das wäre nicht im Sinne des Heldengeschlechts. In

mörderischer Schlacht soll das edle Gut wieder gewonnen werden, das im heißen Männerkampf geraubt worden war. Aber Kudrun schleudert, nachdem sie ihren Helden gesehen, die Wäsche, der Knechtschaft Zeichen, ins Meer und läßt sich am Abend, da sie leer heimkehrt, unter Wonnebeben von der Teufelin Gerlind ausschelten, gewiß, daß morgen ihre Errettung naht! Und sie naht durch gewaltigen Streit und Ströme Bluts. Die Treue wird belohnt. Es ist das Lied von Kudrun ein Lobgesang von dem festen Aushalten deutscher Liebe, darum soll es unvergessen sein.

Und daneben das Lied von den Nibelungen, von Siegfried und Chriemhild! Das gewaltigste Bild der Treue in Liebe und der Treue im Haß ist Chriemhild. Die Jungfrau wächst, des Vaters frühe beraubt, in der Hut der Mutter, in dem Schirm der Brüder auf. Ahnungsvolle Träume umschweben ihr sinnendes Haupt, ehe die Minne ein klares Wort in ihrem Herzen gesprochen. Sie träumt, daß sie einen Falken aufgezogen, da stürzen zwei Adler herab und erwürgen ihren Liebling. Sie erzählt den Traum der Mutter. „Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann, ihn wolle Gott behüten, du mußt ihn schier verloren han“, antwortet die Mutter. „Was sagt ihr mir vom Manne, vielliebe Mutter mein? Ohne Recken Minne so will ich immer sein“, entgegnete die Jungfrau. Die Mutter, obwohl sie selbst erfahren, daß Liebe oft mit Leid lohnet, meint doch, ohne Mannes Minne werde Chriemhild nicht froh. Siegfried, zu dem Kunde von Chriemhild gekommen war, erscheint am Hofe zu Worms, heimliche Minne zu ihr im Herzen. Und Chriemhild sah durchs Fenster mit Herzenswonne nach dem Helden, wenn er im Ritterspiel so gar herrlich sich erwies. Der Held und die Jungfrau werden vermählt. In die ganze Tiefe eines heftig fühlenden Frauengemüths führt

uns der Streit zwischen Chriemhild und Brunhild. Es ist die überschwängliche Freude der Chriemhild, daß ein solcher Held ihr eigen ist, es ist das bittere Weh der Brunhild, daß ihr der schlechtere Mann und daß sie sein nur durch Siegfried's Kraft geworden. Die Königinnen schelten sich. Brunhild schwört Rache. Hagen führt sie aus. Nichts Ergreifenderes als der Schmerz der jungen Wittwe, als sie eines Morgens vor der Thür Siegfried's Leichnam findet, den der Mörder im grimmen Hohn des Hasses dorthin gebracht. „Chriemhildens Jammer war unmaßen groß, da erschrie sie nach Unkräften, daß all die Kammer erdoß." Und mitten im Schmerz regt sich schon das kräftigste Rachegefühl: „Da rief sie traurigliche die Königin mild: o weh mir meines Leides, nun ist dir dein Schild mit Schwertern nicht verhauen: du bist ermorderôt. Und wüßte ich, wer es hat gethan, ich riethe ihm immer seinen Tod." Sie tragen, nachdem die Wittwe drei Tage und drei Nächte bei dem Leichnam ihres Helden zugebracht, ihn hinaus. „Ehe daß zum Grabe gekommen das Siegfried's Weib, da rang mit solchem Jammer ihr vielgetreues Leib, daß man sie mit dem Brunnen viel oft da übergoß — es war ihr Herzenstrauer viel harten unmaße groß." Der viel herrliche Sarg muß noch einmal erbrochen werden. Das ist die kleine Liebe, die sie in ihrem Jammer sich noch ausbittet. „Da brachte man die Fraue, da sie ihn liegen fand, sie hub sein schönes Haubet mit ihr viel weißen Hand, da küßte sie so den todten, den edlen Ritter gut, ihr viel lichte Augen vor Leide weinten Blut." Dann wird der Schmerz stille, aber er vergißt nicht. Nach Jahren giebt die Wittwe Etzel die Hand dem reichen Hunnenkönig, weil sie durch ihn Rache zu nehmen hofft. Und sie nimmt Rache, schauerliche Rache, in deren Blut sie selbst hinsinkt. „Die viel michel Ehre war da gelegen todt —

die Leute hatten alle Jammer unde Noth. Mit Leide ward verendet des Königs Hochgezît, als je die Liebe Leide ze allerjungeste gît“, so schließt das Lied.

Zweite Heirath der Frau, wie sie Chriemhild eingegangen, ist aber nicht ursprüngliche deutsche Sitte. Bei Tacitus werden die Gemeinden gerühmt, „in denen nur Jungfrauen heirathen und mit den Hoffnungen und Wünschen, die sich an den Namen Gattin knüpfen, ein für allemal abgerechnet wird“. Im „Heliand“ wird angenommen, daß Philippus schon gestorben war, als Herodes die Frau desselben, Herodias, in sein Haus nahm. Es war also nicht dies der Gräuel, gegen den Johannes auftrat, daß eine Ehefrau, sondern daß eine Wittwe mit einem andern Mann in der Ehe lebte. Bei den Friesen an der Nordsee ist, soviel ich weiß, noch heute das Eingehen der Ehe von Seiten der Wittwe eine Seltenheit. Diese vereinzelten Züge sind Nachwirkungen der uralten Anschauung, nach welcher die Frau, dem Manne ganz als Eigenthum gehörig, bei des Mannes Tod zum Weiterleben keinen Grund habe. Und hart genug war das Leben der Wittwe, wenn sie dem Manne nicht in den Tod folgt. Wittwennoth, ein Leben der Entbehrung nach einem Leben in der Fülle, hat bis heute nicht aufgehört. Wittwen waren vom Erbe ausgeschlossen: sie erhielten nur ihr Eingebrachtes, die Morgengabe, die sie einst vom Manne empfangen, oder das Gnadentheil des Sohnes oder Bruders. Hat doch die Königin Mathilde, als ihr Sohn Otto der Große sie zu freigebig fand, sich in edlem Stolze auf ihr väterliches Gut in Engern zurückgezogen. Wer für den Mann gelebt, soll mit dem Manne sterben. „Dem Manne, der einsam durch die Pforten der Unterwelt geht“, so sagt die Edda, „fallen die Thüren schwer auf die Fersen.“ Wie bei den Indern, Thraciern, Scythen und Griechen, so war es auch

bei den Deutschen im grauen Alterthum Sitte, daß die Wittwe, um dem Manne zu folgen, bei dessen Tod sich selbst den Tod gab. Wirft diese Sitte ein grausiges Licht auf das deutsche Heidenthum, so wird dasselbe gemildert, wenn die Sitte Ausdruck der Herzensstimmung ist. Als Balder, der lichte schöne Gott, gestorben war und sein Leichnam aufs Schiff gebracht ward zur Verbrennung, da zersprang seinem Weibe Nanna vor Jammer das Herz und sie ward mit Balder der Gluth des Feuers übergeben. Brunhild, einst mit Siegfried, nordisch Sigurd, verlobt, so erzählt die nordische Sage, durch einen Zauber, der Siegfried an Chriemhild gebannt, von ihm getrennt, läßt ihn ermorden, das ist der einzige Weg, durch den er wieder ihr eigen werden kann. Denn nachdem der Geliebte gefallen, giebt sie sich selbst den Tod mit dem Schwert und läßt sich mit Siegfried auf den Scheiterhaufen legen. Beide Leichen verzehrt dasselbe Feuer sammt Dienern und Pferd und Hunden und Falken und Waffen. „Nun stürzen ihm nicht", sprach Brunhild, „auf die Fersen die Thüren der Halle, die ringsgeschmückten, wenn ihm folgt meine Begleitung dahin." Das ist die feste Treue des Weibes in schrecklicher heidnischer Gestalt, die der christlichen Milderung wartet.

Die Geschichte der Menschheit gewinnt einen neuen Anfang, als der junge Most des Evangeliums, für welchen das römische Wesen zu mürbe geworden war, in den neuen Schlauch des deutschen Volksthums gefaßt wird. Wie mögen die deutschen Frauen auf die Botschaft von dem Gottessohn in der Jungfrau Schooß gelauscht haben! Er war ein Mann, der zweite Adam, das von Gott der Menschheit gesetzte Haupt und mehr als ein Mann — er war ein Held, der die aus der ewigen Liebe stammende, ins ewige Leben führende Aufgabe der Erlösung wider alle

feindlichen Mächte mit siegreichem Sterben hinausführt. Aber in ihm war keine einseitige, sündliche Männlichkeit und Heldenhaftigkeit: alle Eigenschaften, die uns der schönste Frauenschmuck scheinen, sind in ihm vereinigt: Demuth, Sanftmuth, Erbarmen, Zartsinn, der sich in ein anderes Leben hineindenkt, Herzlichkeit, die ihm das Geheimniß seines Wehs ablockt, Leidensfähigkeit, die gewaltiger ist als Kriegsmuth. Und dieser Wunderbare — er wendet sich an die Mühseligen und Beladenen, an die Gedrückten und Verachteten, an die Einsamen und Verborgenen, ja an die Gefallenen und Ehrlosen. So etwas wie die Frauen Israels, die ihm nachfolgten und ihm dienten, die bald die köstliche Narde aus dem Alabaster, bald die köstlichern Thränen aus dem Auge auf ihn triefen ließen, die am Kreuz die letzten, am Grab die ersten waren, werden auch die deutschen Frauen empfunden haben. Und wie das Christenthum und das deutsche Frauengemüth sich begegnen und erkennen, das zeigt uns vor Allem der „Hêliand", der altsächsische Volksgesang von Christus, der aus Ludwig's des Frommen Tagen zu uns heraufklingt. Was von den Frauen darinnen gesagt wird, das beweist, daß sie volle Geltung im Volke hatten und ein reiches Leben des Gemüthes entfalteten. Die frauliche Wonne an den neugebornen Kindern sehen wir in der Schilderung des kleinen Johannes: „Johannes kam an der Leute Licht. Der Leib war ihm schön, die Haut war ihm hell, Haar und Nägel, die Wangen waren ihm lichtglänzend." Und der Schmerz um die sterbenden Kinder wird aus dem Kindermord zu Bethlehem offenbar: „Da sollte so mancher kindische Mann sterben sündenlos. Nie ward seitdem oder eher jämmerlicherer Vergang junger Männer, ärmlicherer Tod. Es weinten die Frauen, manche Mutter, sie sahen ihre Säuglinge spießen, sie vermochten sie nicht zu schützen, obwohl sie mit ihren Händen zweien ihren Eigengebornen

mit den Armen umfingen, lieb und lütt, doch sollt' er immer das Leben hingeben, der Sohn vor der Mutter. Da fielen manche Knaben — junge Männer; die Mütter beweinten der Kindjungen Mord. Klage war in Bethlehem, lautester Jammer. Ob man ihnen ihre Herzen entzwei schnitte mit Schwertern, doch möchte ihnen solcher Schmerz in dieser Welt nicht werden, manchen Weibern, Frauen zu Bethlehem, denn da sie sahen ihre Gebornen vor ihnen, kindjunge Männer in Qualen verscheiden blutig in ihrem Schooß." Wir sehen die Braut auf der Hochzeit zu Cana, „die minnigliche Maid"; das mütterliche Herz in dem kananäischen Weibe, der Harm entstanden war, Sorge um die Tochter, die von Sucht befangen durch tückischer Geister Trug; die Wittwe von Nain, im Herzen betrübt und die Hände ringend, beklagend kummervoll ihres Kindes Todes, die unselige Frau, und wie ihr durch des Herrn Wunderthat das Herz zur Wonne gewandt ward durch des Wunsches Gewährung; Martha und Maria, die Edelfrauen, die letztere mit besonderm Antheil geschildert, wie ihr voll Sorge war, voll Harren das Herz, wie herb ihr Jammer um Lazarus Verlust, des lieben Mannes; wir sehen, alle Frauen überstrahlend, die gebenedeite unter den Frauen, auf deren Bild die deutsche Verehrung alle Züge der edlen Weiblichkeit übertrug. Ihres Gemüthes Schmuck ist Einfalt, wie eine christliche so eine deutsche Tugend, dem Zweifel entgegengesetzt. „Mein Herz weiß von Zweifel nichts, nicht Wort noch Weise", antwortet sie dem Engel der Verkündigung und empfängt die Botschaft sehr gern, mit lichtem Gemüth, mit gutem Gelübde und mit lautern Treuen. Und als das Kind geboren war, der Gebornen Stärkster, aller Könige Kräftigster — da nahm ihn die Mutter, bewand ihn mit Kleidern, der Weiber schönste mit schmucken Gewändern, und mit ihren zwo Händen legte sie lieblich, legda lioflîko,

luttilna man, that kind, an êna kribbiun, thôh he habdi kraft godes, mannô drohtin; thâr sat thiu môdar biforan, wîf wakôgeandi, wardôda selbo, hêld that hêlaga barn. Ni was irâ hugi twîfli, therâ magadira môd-sebo, „legte lieblich den kleinen Mann, das Kind, in eine Krippe, obgleich er hatte Kraft Gottes, der Männer Herr; da saß die Mutter davor, das Weib wachend, wartete selber, hielt das heilige Geborne. Nicht war ihr Sinn zweifelnd, der Magd ihres Herzens Gemüth.“ Einfalt ist ihres Gemüthes Schmuck. Sonst ist sie edlen Geschlechts und wonniger Schönheit. Die gebenedeite unter den Frauen ist auch die schmerzenreiche Mutter. Schon über den zwölfjährigen Sohn kommt ihr Grauen ins Herz, und wie sie ihn wieder findet, bricht sie in die Klage aus: „Wie mochtest du der Mutter, liebster der Menschen, solche Sorge fügen, daß ich schmerzhafte, armmüthige, dich aufsuchen mußte unter diesem Burggesind?“ Und am Kreuz — „da stand auch Maria, die Mutter Christs, unter dem Baume bleich, wo ihr Geborner litt in so furchtbarer Qual.“ Und der Herr befahl dem Jünger, „sie gut zu pflegen, sie milde zu minnen, wie eine Mutter, die Unbefleckte.“ Aber am Grabe — „Erleichterung empfanden alsbald in der Brust die bleichen Frauen, die wunderschönen Weiber.“ Sie eilten in Wonne, den Jüngern Botschaft zu bringen. Wir gewinnen den erfreulichen Eindruck, daß die schlichte biblische Erzählung durch das volle deutsche Volksgefühl zum Gesange wird, zum Preise der Schönheit und des Gemüthes der deutschen Frau.

Aus den deutschen Christenfrauen vor Luther tritt hauptsächlich eine dreifache Gestalt uns entgegen: die klösterliche, die fürstliche und die prophetische Frau. Das Christenthum wirkt nach der Weise der Zeit, nicht blos auf Erweckung häuslicher Tugenden: das Klosterleben, seit Jahrhunderten eine besonders heilige Gestalt

des Christenlebens, war mit der Pflanzung der Kirche auch nach Deutschland verpflanzt worden, und wir dürfen an den deutschen Klosterfrauen nicht vorübergehn. Eine der lehrreichsten Quellen für altdeutsches Christenleben ist der Briefwechsel, den Winfried, der Apostel der Deutschen, geführt, nicht zum wenigsten mit Klosterfrauen. Es war damals in England das Klosterwesen in höchster Blüthe. Die vornehmsten Jungfrauen ließen sich einkleiden. Die frische Kraft altgermanischen Volksthums wollte nicht faullenzen: sie lernte und lehrte, und als Winfried nach Deutschland gezogen und der große Erzbischof Bonifacius geworden war, da hatte er fast seine Noth mit seinen lieben Muhmen, die sich an ihn wandten um seelsorgerlichen und wissenschaftlichen Rath und die am liebsten den Ruf gehört hätten: Kommt herüber nach Deutschland und helft mir! Wenn er sie auch nicht alle herüberrief, so ließ er sich sonst gern von ihnen helfen. Er schreibt an die Aebtissin Eadburga: „Weil deine Frömmigkeit oftmals meine Traurigkeit mit Trost der Bücher oder mit Hilfe der Kleidung erquickt hat, so bitte ich auch jetzt, daß du das Angefangene mehrest, das heißt, daß du mit Goldbuchstaben mir die Episteln meines Herrn, des heiligen Petrus, abschreibst, weil ich dadurch in den Augen der fleischlich Gesinnten beim Predigen der heiligen Schrift Ehre und Scheu erwirken und weil ich selbst die Worte dessen, der mich auf diesen Weg gerichtet, immer am meisten vor Augen haben möchte." Genauere Kunde haben wir von einer andern Nonne aus diesem angelsächsischen Kreise, von Lioba. Sie stellt sich in Briefen an Bonifacius als seine Verwandte dar, bittet um seine Fürbitte für ihre Eltern und sich selbst, entschuldigt ihr bäurisches Schreiben und legt einige Proben ihrer Dichtkunst vor, die sie von Eadburga gelernt, lateinische Verse, die Winfried mild

beurtheilen soll. Dieser ruft sie später wirklich nach Deutschland. Sie wird Aebtissin des Klosters zu Bischofsheim an der Tauber. Ein Urbild klösterlicher Vollkommenheit durch Fleiß und Mäßigkeit, Gluth der Andacht und Kraft zur That, kann sie doch ihren Einfluß nicht auf die Mauern des Klosters beschränken: sie wandert zuweilen nach Fulda, wo sie das Recht hat, Bonifacius zu besuchen, und ihre innige Freundschaft mit Hildgard, der Gemahlin Karl's des Großen, führt sie auch zum Rhein. — Eine sächsische Jungfrau auf deutschem Boden ist nachher die berühmteste Gelehrte des Mittelalters geworden: Hrotsuitha im Kloster Gandersheim, um 936 unter Otto I. Regierung geboren. Durch diesen mächtigen deutschen König war das römische Kaiserreich Deutscher Nation erneuert worden und die Blicke der Deutschen wandten sich mit neuer Theilnahme nach Rom, nicht nur dem neuen päpstlichen, sondern auch dem alten klassischen. Von ihrer Aebtissin Gerberg, die aus fürstlichem Geschlecht war, lernte sie, älter als ihre Lehrerin, die römischen Schriftsteller. Daran schloß sich das Versemachen. Sie dichtete Lustspiele nach dem Muster des Terenz, um dem Einfluß dieses Dichters durch christliche Sittenlehre entgegenzuwirken: Heiligengeschichten in Gesprächsform, in welchen der Frauencharakter als siegreich über alle Versuchungen ebenso verherrlicht wird, als er bei Terenz niedrig erscheint — alles durch Gottes Kraft zu Gottes Ehre. Von Wichtigkeit für die Geschichtsforschung sind ihr Leben Otto I. und ihre Erzählung von der Gründung von Gandersheim, beides in Versen.

Auf demselben sächsischen Boden, auf welchem die Volksgesänge von „Hêliand" zuerst erklangen, ist eine der edelsten deutschen Frauengestalten zwei Menschenalter später erwachsen, Mathilde, die Gemahlin Königs Heinrich I.

Sie stammte aus Wittekind's Geschlecht, des Sachsenherzogs. Und wie der Heliand Zeugniß giebt, daß das gewaltsam aufgedrungene Christenthum doch alsbald tief ins Leben der Sachsen eindrang, so die Königin Mathilde. Ihre Großmutter hatte als Wittwe den Schleier genommen und wohnte auf Grund und Boden der Familie im Kloster Engern bei Herford. Ihr ward die Enkelin zur Erziehung übergeben. Aber aus den Klostermauern drang ihr Ruf ins Land, und Herzog Heinrich, das erste Mal mit einer entführten Nonne vermählt, ward von seinem Vater auf die Jungfrau gelenkt. Er macht es möglich, sie in der Klosterkirche zu sehen, ohne von ihr gesehen zu werden, und gewinnt ihre Hand. Nach zehnjähriger Ehe wird sie Deutschlands Königin und Mutter des Landes. Während ihr Gemahl gegen des Reiches Feinde zum Kampf auszieht, ist sie zu Hause der Leidenden Zuflucht. Oft mildert sie durch sanfte Fürbitte die Strenge ihres Gemahls. Die Kirche hat sie herzlich lieb, und durch ihres Gemahls Freigebigkeit kann sie das Kloster Quedlinburg stiften. Im dreißigjährigen Wittwenleid hat sie ihres Gemahles Gedächtniß geehrt, durch Gebete, die sie an seinem Grabe verrichtete, durch Wohlthaten, die sie am Tage seines Heimgangs spendete. Sie war eine herrliche Frau: mit der innigsten Familienliebe verband sie das Erbarmen gegen das Volk, der Blick aufs Große hinderte sie nicht, treuen Haushalt im Kleinen zu üben. Gebetsinnig und werktüchtig hat sie in den Schranken ihrer Zeit die Nachfolge Jesu geübt. Nichts aber leuchtet in ihrem Leben heller als die Tugend, welche die deutschen Dichter des Mittelalters an ihren Fürsten vor allem preisen, die Milde, wir würden heute sagen: die Freigebigkeit. Und grade diese Milde gereichte den Söhnen zum Anstoß: sie hatten sie im Verdacht, daß sie zu viel ausgebe. Stolz zog sie sich auf ihr väterliches

Gut in Engern zurück. Erst auf die Fürsprache ihrer geliebten, edlen Schwiegertochter Editha, der Gemahlin Otto's I., rief dieser die Mutter reuig zurück, und sie hat auf ihren Wittwengütern den Rest ihres Lebens mit Wolthun zugebracht. Seltsam — Editha selbst mußte ähnliches erfahren. Die Sage wenigstens erzählt, Otto habe seiner Gemahlin einst verboten, ferner den Armen die milde Hand zu öffnen. Um sie zu prüfen, bettelte er, selbst in das Kleid der Armuth gehüllt, bei der festlich geschmückten Königin an der Kirchenthür um ein Almosen. Sie habe nichts, so weigerte sie sich sanft, als ihre Kleider. Er hält an. Nur ein Fetzen ihres reichen Mantels, so fleht er, würde ihm helfen. Da gewährt sie ihm, von Rührung überwältigt, einen Aermel. Bei Tisch erscheint sie in einem andern Mantel. Der König fragt, warum sie das Kleid gewechselt, und begehrt den Mantel, den sie am Morgen getragen, zu sehen. Er wird geholt und siehe, er hat zwei Aermel. In derselben Weise hat sich das Brod, das die heilige Elisabeth den Armen bringen wollte, in Rosen verwandelt, als der erzürnte Gemahl den Korb öffnete. Geschichte und Sage vereinigen sich hier um uns vorzuführen, was sich immer noch selbst in guten deutschen Ehen findet: die Frau, leichter als der Mann erweicht, giebt mit vollen Händen der Armuth, und der Mann wird mißtrauisch, mürrisch; und doch, dieselbe Frau hält ihm den Hausstand in guter Ordnung, dieselbe Frau hat ihm vielleicht das Gut des Hauses zugebracht.

Zeigen die Frauengestalten, die bisher vor unsern Augen erschienen, eine innige Durchdringung des Deutschen und Christlichen, so tritt mit dem Minnedienst in der Zeit der Kreuzzüge und der Hohenstaufen ein fremdes, ein romanisches Element mit herein. Das Wort „Minne“ ist ein Edelstein der deutschen Sprache. Es ist desselben

Stammes mit Mensch, und wie dies Wort ein denkendes Wesen bezeichnet, so Minne die „Liebe in Gedanken" Meine lieben Landsleute im Odenwald singen ein Lied von der Liebe und Ehe, von der verschmähten Liebe und der still wartenden Treue. „Wenn einer lieben will und sie nicht will, muß er bei Seite stehn und schweigen still," heißt es darin. „Wenn einer lieben will, darf er nicht wanken, Lieben ist das Aller-allerschönste, Lieben in Gedanken!" Das ist die ächte Minne — dies Lieben in Gedanken, die sinnige, sich erinnernde, sich verinnerlichende Liebe, um mit Vilmar zu reden, „die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den rothen Blumen auf dem Anger und der Heide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vöglein der Frühlingszeit jubelt und singt: die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldsängern, mit dem fallenden Laube trauert und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klage ausbricht." Aber diese jugendlich blöde, zarte deutsche Minne wird unter romanischem Einfluß zum höfischen Dienst, zur herkömmlichen Form und, was das Schlimmste ist, zum weichlichen Jammern um die Herrin, die obendrein gewöhnlich die angetraute Frau eines andern ist und von einem verheiratheten Manne umworben wird. Das mußte schließlich zu jenem thörichten und unsittlichen Treiben führen, daß ein Ulrich von Lichtenstein seine Frau daheim sitzen ließ und als Frau Venus verkleidet das Land durchzog, um die Gunst einer hohen Frau zu gewinnen. Edle Männer, die nicht träumerisch versanken, sondern in männlicher Leidenschaft der Gestaltung des Volkslebens zugewendet waren, um Kaiser und Reich sich kümmerten, für den Kaiser eintraten gegen den Papst, haben auch den Minnedienst veredelt. So hat ihn auf romanischem Boden Dante zum Dienst des höchsten Ideals

gemacht und Beatrice als die Verkörperung der seligmachenden Wahrheit verehrt. So rühmt Walther von der Vogelweide: „minne ist aller tugende ein hort.“ Liebe ist ihm nur Liebreiz, Minne ist mehr: „ich weiz wol, daz diu liebe mac ein schoene wîp gemachen wol: jedôch welch wîp je tugende pflac, daz ist diu, der man wünschen sol.“ Im Dienst der Frau Minne vergißt er nie, daß er zugleich der Frau „Mâze“ verpflichtet ist, jener Tugend des Maßhaltens, die aus einem innerlich geordneten Leben hervorgeht und die in der Sache keiner Uebertreibung und Berauschung, in der Form keiner Tactlosigkeit und Unanständigkeit sich schuldig macht. Die Verirrungen aber des Minnedienstes sollen uns das sittliche Gesetz ins Gedächtniß rufen: daß die Ehe volle Gemeinschaft des Lebens ist und daß allemal ein böser Wurm in die Ehe gekommen ist, wenn der Mann bei der angetrauten Frau nur die Alltäglichkeit des Lebens suchte, bei einer andern die Befriedigung geistigen Bedürfnisses, wenn er im Haus nur die Haushälterin, das „Ewig Weibliche“, das uns emporzieht, außer dem Hause hat.

Reiner als im Minnedienst tritt die hohe Weiblichkeit uns in den prophetischen Frauen entgegen, die dem Christenthum der deutschen Völker so wenig gefehlt als ihrem Heidenthum. Zu Ende des elften Jahrhunderts ward einem Burgmann der Grafen von Sponheim in Böckelheim im Nahethal ein Töchterlein geboren, Hildegard, und mit des Grafen Tochter Hildrudis im Kloster Dissibodenberg erzogen. Sie ward nachher Aebtissin des Klosters auf dem Rupertsberg bei Bingen und auch Gründerin des Klosters Eibingen bei Rüdesheim. Führt uns Geburt, Erziehung und Wirksamkeit dieser Frau in die ganze Wonne des wunderschönen Landes, so ihre Geistesentzückung in die Herrlichkeit des Himmels. Von Geburt

an zart und kränklich, sah sie sich schon im dritten Jahre von einem Lichtmeer umgeben, daß ihre ganze Seele erzitterte. Als sie mit ihrem achten Jahre ähnliche Erscheinungen hatte, wagte sie davon zu sprechen. Sie wunderte sich, daß andre sich verwunderten, und verschloß hinfort, was sie Seliges erlebte, in sich. Sie war fünfzig Jahre geworden, als eine Stimme in ihr, wie Gottes Stimme, sie zum Reden drängte. Noch widerstrebte sie, da ward sie todtkrank — ob ihre Seele im Leibe oder außer dem Leibe war, wußte sie nicht. Sie lag im Starrkrampf unbeweglich. Die Nonnen und Schülerinnen standen weinend um die Todtgeglaubte. Sie aber sah die himmlischen Heerschaaren und hörte eine Stimme, die ihr rief: „Deine Zeit ist noch nicht gekommen, Mägdlein, stehe auf!“ sie genas und vertraute ihre Gesichte ihrem Beichtiger. Der machte dem Abt, dieser dem Erzbischof von Mainz Mittheilung, Papst Eugen III. hielt grade eine Kirchenversammlung in Trier, ihm ward die Sache vorgelegt, und es kam der beste Mann der damaligen Kirche, Bernhard von Clairvaux, lernte die Nonne, ihren Wandel und ihre Gesichte kennen und sprach es offen vor der Welt aus: es sei der Geist, der einst die Propheten erfüllt, in der frommen Jungfrau wieder mächtig geworden. Hinfort ward sie die Zuflucht der Mühseligen und Beladenen, die Beratherin der Zweifelnden und Geängsteten, eine Stimme der Strafe und Mahnung an den Papst und die Priester, an den Kaiser und die Großen. Die Gesichte dauerten fort. Sie gewann ein wunderbares unmittelbares Gefühl der göttlichen Dinge: die Erkenntniß kam ihr wie ein reales Licht, das sich in ihr Gehirn ergoß und ihr Herz wie eine Flamme füllte — sie fühlte das Verständniß der Bibel durch dies Licht — Sehen, Hören, Wissen, Lernen — alles war Ein Augenblick und unaussprechlich selig. Und wie ihr das Licht aufge-

gangen, sieht sie klar der Kirche Gestalt: eine wunderschöne Frau, von der Erde zum Himmel ragend, ihr Auge emporgewandt, ihr Angesicht leuchtend, weiße Seide ihr Gewand, darüber ein Mantel mit Edelsteinen geschmückt und ihre Schuhe glänzend wie Onyx — aber ihr Angesicht von Staub verstellt, ihr Gewand auf der einen Seite zerrissen, der Mantel seiner Schönheit beraubt, die Schuhe mit schwarzer Farbe überzogen. Und sie klagt, daß es ihr also gehe, sie klagt über die Priester, durch deren Schuld sie mißgestaltet worden, und verkündet das Gericht, wie den Priestern, so dem Kaiser Friedrich Rothbart und den Päpsten. Hildegard zog umher, litt unter ihrer Schüchternheit und konnte es doch nicht lassen, den Fürsten, den Rittern und dem Volk zu predigen. Hochbetagt starb sie, ward nicht heilig gesprochen vom Papste, aber vom Volke innig verehrt. — Neben der süddeutschen Prophetin stehe das Bild der nordischen, die heilige Birgitta, 1302 geboren, aus dem vornehmsten schwedischen Adel. Ihr Leben führt uns in die urgermanischen Zustände, die im Norden länger als im Süden bewahrt blieben. Die Jungfrau und Frau, reichster Eltern Kind und durch die Heirath noch größeren Besitzes Theilhaberin, lebt auf dem altschwedischen Herrenhof: man wandert durch tiefen Wald und gelangt an aufgehäufte Felsstücke, die zum Walle dienen, zum Graben mit der Zugbrücke, zu massiven Blockhäusern für die Kriegsleute, näher dem Herrenhause durchschreitet man den Apfelgarten und Rosenhain und steht endlich vor einem zweistöckigen Hause aus schwerem Gebälk, mit einem schmalen offenen Umgang um das zweite Stockwerk, mit roth angestrichenen hölzernen Außenwänden und einem mit Span gedeckten Dach. Glasfenster sind selten, man hilft sich mit Leinwand, Blasen, Pergament. Das Innere ist nicht ohne Behagen: durch die eisenbe-

schlagene Eichenthüre tritt man in die Halle, an den Wänden ist Schnitzwerk, auf den Bänken umher liegen Polster, der Fußboden ist mit Teppichen belegt, auf dem langen Tische stehen Schüsseln, Krüge, Trinkhörner von glänzendem Silber. In solcher Häuslichkeit wächst Birgitta auf, läßt sich die Sagen des Volks und der Familie erzählen, hört von den Kämpfen der Großen untereinander, welche das Land durchtoben. Aber die Tochter des großen Grundbesitzers wird der reichen Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens nahe gebracht: die Waldeinsamkeit, nur durch das Rauschen des Wasserfalls und die Glöcklein der Kühe unterbrochen, die vom Nordlicht erhellten Nächte, der Bergabhang mit dem Binsenkraut, die Schmetterlinge in des Waldes sonniger Lichtung, der Bienenschwarm im hohlen Baum, die Eule im Kirchthurm, die Möwe über der Fluth — das Bauernhaus, die Schmieden, der Kohlenweiler, der Bergschacht, die Mühle, die Fischerbuden, das Schiff — das sind Wirklichkeiten, die sie kennen lernt, und die als Bild und Gleichniß in ihren geistigen Schauungen sich wirksam erweisen. Dazu kommen die Nachklänge aus der Heidenwelt, der Volksgesang, der sich christlicher Stoffe bemächtigt, — Christus und Maria füllen früh ihr Leben und früh hat sie Visionen. Aber sie wird Ehefrau, Mutter, — geht als Oberhofmeisterin an den unsittlichen Hof des Königs und der französisch gebornen Königin und wird des Hofes strenges Gewissen. Sie wird Wittwe, wallfahrtet, stiftet Klöster, siedelt in Rom sich an, und überall ist sie Prophetin, durch die Lage der Zeit Prophetin namentlich von der Wiederkehr des Papstes aus Avignon nach Rom. So greift sie, wie die Seherinnen im alten Deutschland, tief in das Geschick des Volks ein, das sie inbrünstig liebt. Sie ist zwei und vierzig Jahre, als sie, die Wittwe, den Ring ihres Mannes wegwirft, um sich ganz dem Herrn zu weihen. Wie Hildegard, so

ward auch sie durch Bischöfe und Erzbischöfe als Prophetin anerkannt. Aus ihren Schriften, in denen sie ihre Offenbarungen niedergelegt, spricht religiöse Innigkeit und dichterische Phantasie. Sie läßt Christus sagen: „Ich habe den Weg gebrochen zum Himmelreich und die Bäume und Büsche ausgerottet, welche ihn versperrten. Da stachen die schärfsten Dornen in meine Seiten und Eisennägel verwundeten Hände und Füße, Zähne und Wangen wurden mir arg zerschlagen. Ich bin aber nicht zurückgewichen; ich ward nur brennender und ging vorwärts, wie der Bär, der, vom Hunger getrieben, sich auf den Jäger stürzt und in seiner Hitze den Spieß, welchen dieser ihm entgegenhält, sich selbst in den Leib rennt. Je eifriger der Mensch war, mich zu morden, desto eifriger ward ich, für ihn zu leiden." Fast modern muthet uns mancher Weisheitsspruch an, als hätte ihn Novalis oder Jean Paul gesprochen. Aus dem Leben der Seele sagt sie: „Es giebt Thränen, welche dem strömenden Regen gleichen, wenn der Mensch seine zeitliche Noth bejammert: andere gleichen dem Schnee oder Hagel, wenn der Mensch nicht aus Liebe und Verlangen nach seinem Gotte weint, sondern bei eiskaltem Herzen, aus Furcht vor der Hölle, und zufrieden wäre, wenn er nur, sei es im Himmel oder auf Erden, irgend ein Fleckchen hätte, wo er der Pein entledigt wäre und ewiglich nach seiner Lust leben könnte. Dagegen die Thränen, welche die Seele zum Himmel und den Himmel zur Seele ziehen, sie gleichen dem Thau, welcher auf ein Rosenblatt tropft. Wenn der Mensch der Liebe des Herrn gedenkt, und seiner grausamen, heißen Pein: alsdann wird das Auge mit Thränen gefüllt, welche sich um die Seele legen, wie die Thautropfen um die Blume, die Seele erfrischen und fruchtbar machen, und Gott den Herrn hineinbringen."

Um dieselbe Zeit, da die nordische Prophetin durch

Wort und Werk kräftig auf die Kirche wirkt, gab es im deutschen Süden Klosterfrauen in großer Zahl, die mit den Gottesfreunden in Verbindung standen — wie diese besonderer Schauungen und tiefer Erfahrungen gewürdigt, und ohne die Kirche zu verlassen, von evangelischer Innerlichkeit. Und ein Jahrhundert später wird auch die Frauenwelt von dem gelehrten Streben mitergriffen, welches mit der Wiedererweckung der alten klassischen Sprachen auch über Deutschland kam. Erasmus hatte seine gelehrten Freundinnen nicht blos in England im Hause Moore's, sondern auch in der Familie Pirkheimer, die Nürnbergs Stolz war. Aber die volle Schönheit des weiblichen Geschlechts kam erst durch die Reformation zur Erscheinung: die Hausfrau mit der Bibel in der Hand.

---

3. Die Ehe der Reformatoren.

Es war eine That, die sich durch ihre segensreichen Folgen würdig an die Thesen von Wittenberg, an das Bekenntniß zu Worms und an die Bibelübersetzung auf der Wartburg reiht, als Martin Luther am 13. Juni 1525 Katharina von Bora als sein eheliches Gemahl heimführte. Zwar war er keineswegs der erste unter den reformatorischen Männern, der zu der Predigt des Worts das eigene Vorbild fügte, um die Wahrheit zu bekräftigen, daß die Ehe Gottes heilige Ordnung, die Lehre, man solle nicht ehelich werden, des Teufels Betrug sei, und daß es einem Bischof wohl anstehe, wenn er ein frommes Weib und guterzogene Kinder habe. In der Schweiz lebten Huldreich Zwingli und Leo Judä bereits in frommer, gesegneter Ehe. In Straßburg hatte Butzer's Beispiel auf Capito gewirkt und Matthias Zell mit Katharina Schütz sich vermählt, die unter dem Namen Katharina Zell als eine vor-

treffliche Pfarrfrau berühmt geworden. In Wittenberg selbst aber waren die beiden angesehenen Geistlichen, welche Luther nachher als Zeugen zu seiner Trauung geladen, Justus Jonas und Johannes Bugenhagen, seit mehreren Jahren verheirathet. Aber daß nun, mitten in der durch den Bauernkrieg aufgeregten Zeit, der gewaltigste Mann der Reformation, die persönliche Darstellung der aus Gottes Wort geschöpften, die Welt bewegenden Gedanken, ehelich ward, das bedeutete eine völlige Umgestaltung des Pfarrerlebens und zugleich einen tiefen Einfluß auf das Leben des gesammten Volks. Denn nicht aus dem Wunsch, sein persönliches Leben lieblicher zu machen, läßt sich Luther's Ehe begreifen, ob er auch Grund genug gehabt, nach behaglicherem Leben zu trachten. Luther's Ehe war eine That, durch die er für Gottes Wort und Ordnung, gegen des Papstes Satzung und Unordnung eintrat. Schon der gewaltige Trompetenstoß, den er 1520 gegen Rom that in seiner Schrift: „an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", war auch gegen der Priester Ehelosigkeit gerichtet. „Wir sehen auch", so lautet der vierzehnte Klagepunkt, „wie die Priesterschaft gefallen, und mancher armer Pfaff mit Weib und Kind ubirladen, sein Gewissen beschweret, da doch niemand zuthut, ihnen zu helfen, ob ihn fast wohl zu helfen wäre. Läßt Papst und Bischof sie gehen, was do geht, vorderben, was do vordirbt, so will ich erretten mein Gewissen und das Maul frei aufthun, es vordrieß Papst, Bischof oder wen es will, und saog' also: daß nach Christi und der Apostel Einsetzen ein igliche Stadt einen Pfarrer oder Bischof soll haben, wie klärlich Paulus schreibet Tit. 1, 6, und derselb Pfarrer nit gedrungen, ohn ehelich Weib zu leben, sondern muge einis haben, wie St. Paul schreibt: 1. Tim. 3, 2 u. Tit. 1 und spricht: es soll ein Bischof sein ein Mann, der un-

sträflich sei und nur eines ehelichen Weibes Gemahl, wilchs Kinder gehorsam und züchtig sein. Denn ein Bischof und Pfarr ist ein Ding bei St. Paul, wie das auch St. Hieronymus bewähret." Immer schärfer greift er den Gräuel an, der in Folge des Eheverbots sich über den Priesterstand ergossen, so 1522 in der Schrift: „wider den falschgenannten geistlichen Stand des Papsts und der Bischoffen." Immer tiefer schürft er seine Gründe aus der Schrift, so 1523 in der Auslegung von 1. Cor. 7. Wie für die Priester, so tritt er für die Herren des Deutschen Ordens ein, daß sie ehelich werden, für die Nonnen, daß sie die Klöster verlassen sollen. Wie war ein Mann reicher ausgerüstet, die Schanze des Papstthums zu stürmen, den guten Grund heilsamer Lehre aufzuweisen als er. Das Wort Gottes und das gesunde Gefühl, die Vertiefung in den heiligen Willen Gottes und der freie Ausblick in die schandbare Welt, heiligste Entrüstung und vernichtender Spott — alles traf in ihm zusammen, um eine Sache zu vertheidigen, die Natur und Offenbarung mit gleicher Stärke als eine gute bezeichnen. Und wenn es zuweilen den Anschein hat, als käm' er aus dem Kampf wider die Entartung nicht zum Frieden der gottgefälligen Ehe, als erhübe er sich nicht von der Anschauung: damit der Priester nicht sündige, soll er heirathen, zu der Begeisterung für all das heilige Leben, das aus der Familie sprießt — das muß Rom Schuld haben, das von der Ehe so nichtswürdig gelehrt, — bewundern aber muß man, wie ein Zögling Roms durch Gottes Wort so schnell die Hauptsache erfaßt hat. Einen ungeistlichen Stand nennt er den Priesterstand, weil ihm die Weihe der Schriftmäßigkeit fehlt, weil die Ehe diese Weihe hat, ist sie der wahrhaft geistliche Stand. Er trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er gegen einander stellt die gräulichen Sünden, bei denen ein Priester Priester bleiben kann und die heilige

Gottesordnung der Ehe, die das Priesterthum aufhebt. „Kein Sunde noch Schande ist so groß und so viel in aller Welt, die da hindern Priester zu sein und werden, ohn' allein die heilige Ehe, die sie ein Sacrament und Gottes Geschäft selbs nennen und bekennen; das einige Gotteswerk muß nicht bei Priesterthum sein kunnen.“ Vorzüglich betont er schon, wie zur Ehelosigkeit kein Glaube gehöre und dieselbe ein Leben in der Behaglichkeit des Fleisches sei, während die Ehe den Glauben fördere und alle christliche Tugend hervortreibe. „Sieh an die geistlichen Stände, so bisher sind berühmt gewesen, so findest du zum Ersten, daß sie mit Leibesnothdurft aufs allersicherst versorget sind, gewisse Zins, Essen, Kleider, Haus und allerlei aufs allerüberflüssigst haben, durch Fremder Arbeit und Sorge erworben und ihnen gegeben, also daß sie ganz und gar deß keine Fährlichkeit haben, noch haben wöllen . . . kürzlich, der Glaube hat in solchen Ständen kein Raum noch Statt, noch Zeit, noch Werk, noch Uebung. Denn sie sitzen in sicher voller Bereitschaft und Baarschaft, und ist nicht da substantia rerum sperandarum, Zuversicht der Güter, die man nicht siehet, wie des Glaubens Art ist, sondern certitudo rerum possessarum, gewisse Sicherheit der gegenwärtigen Güter. Nimpst du aber ein Weib und wirst ehelich, so ist das der erste Stoß: wo wilt du nu dich, dein Weib und Kind ernähren? und das währet dein Lebenlang; also daß der eheliche Stand von Natur der Art ist, daß er auf Gottes Hand und Gnade lehret und treibt zu sehen, und gleich zum Glauben zwinget. Denn wir auch sehen, wo nicht Glaube ist im Ehestand, da ist's ein schwer elend Wesen, voll Sorge und Angst und Arbeit . . . Siehe, so greifst du hier für das Erst, daß der Ehestand von Natur der Art ist, daß er den Menschen treibt, jagt und zwingt hinein in das allerinnerlichst, höchste, geistlich Wesen, nämlich zum

Glauben, sintemal kein höher innerlicher Wesen ist, denn der Glaube, denn der hanget blos an Gottes Wort und ist nacket ausgezogen von allem, das nicht Gottes Wort ist."

Fünf Jahre lang hatte Luther bereits so frisch und frei die Ehe als ein heiliges, von Gott geordnetes Naturrecht verkündet. Aber noch denkt er selbst nicht daran, in die Ehe zu treten, wie sehr ihn die Unbehaglichkeit seines Lebens dazu hätte treiben können. Noch wohnte er in seinem Kloster, allein mit dem ehemaligen Prior. Noch trug er die Kutte. Niemand leistete ihm in dieser mönchischen Häuslichkeit einen Dienst. Oft fiel er, müde von der Arbeit, Abends ins Bett, das ihm keine dienstbare Hand bereitet hatte. Nur mit den Freunden ergötzte er sich dann und wann, und schon deswegen, daß er mit andern Doctores Bier trank und die Laute schlug, verlästerten ihn die Feinde. Aber mit der Gründung eines Hausstandes zögert der Mann, der so reich für den hausväterlichen Beruf begabt war. Er hatte am Schlusse seiner Schrift von den Klöstern und geistlichen Gelübden in der heiligen Ironie, die sich durch dieselbe hindurchzieht, den Gegnern zugerufen: „Es werden hier vielleicht die keuschen Herzen und heiligen Gottespriester, denen nichts gefällt, ohne was sie selbst reden und schreiben, das Maul aufwerfen und sagen: o wie drückt den Mönch die Kutten, wie gern hätt' er ein Weib! Aber laß sie nur lästern und ihren Muthwillen haben, die keuschen Herzen und die großen Heiligen; laß sie eisern und steinern sein, wie sie sich selbst aufwerfen; verleugne nur nicht, daß du ein Mensch seiest, der Fleisch und Blut hat; laß darnach Gott richten zwischen den englischen starken Helden und dem kranken verachten Sünder. — Ich hoffe, ich sei so ferne kommen, daß ich von Gottes Gnade bleiben werde, wie ich bin. Wiewohl ich auch nicht bin übern Berg und den keuschen Herzen mich nicht trau zu vergleichen; wäre mir

auch leid und Gott wollt mich gnädiglich dafür behüten." Aber wie wenig Trieb er zum Ehestand spürte — er hatte sich einmal zum Ehestand bekannt. „Es muß aber ein vollkommen Bekenntniß sein," sagt er in den Tischreden, „beide mit Wort und mit der That. Denn das hatte ich bei mir, ehe ich ein Weib nahm, ganz und gar beschlossen, den Ehestand zu ehren: wenn ich ja unversehens hätte sollen sterben oder itzt aufm Todbette wäre gelegen, so wollte ich mir haben ein frommes Mägdelein ehelich vertrauen, und derselben wollte ich darauf zween silberne Becher zum Mahlschatz und Morgengabe gegeben haben." Nun war ihm Katharina von Bora näher getreten. Aus adligem Geschlecht, aber ohne Mittel, war sie mit zehn Jahren ins Kloster Niemtsch gebracht und mit sechzehn Jahren als Nonne eingesegnet worden. In Folge der reformatorischen Bewegung aus demselben befreit, wohnte sie in Wittenberg im Hause des Stadtschreibers Reichenbach und war gewissermaßen Luther's Mündel. Ein junger Nürnberger Patricier, der sie geliebt und dem sie die Neigung erwiedert, Hieronymus Baumgärtner, hatte sich, in die Heimath zurückgekehrt, mit einem reichen Mädchen verlobt. Einen Geistlichen in Orlamünde, Dr. Glatz, den ihr Luther zugedacht, verschmähte sie. Mit herber Naivetät sprach sie sich zugleich dahin aus, wolle Amsdorf oder Luther mit ihr in die Ehe treten, so sei sie bereit. Amsdorf ist ehelos geblieben. Luther aber gewann, vielleicht durch Katharinens Wort, Freudigkeit. Die Feinde lauerten auf den Schritt, selbst Freunde waren bedenklich. „Wenn dieser Mönch ein Weib nimmt," sagte der Rechtsgelehrte Schurf, „wird alle Welt und der Teufel selbst lachen, und jener wird sein ganzes bisheriges Werk zu nichte machen." Dem Gerede der Feinde und Freunde setzte er plötzlich ein Ziel. „Wenn ich nicht alsbald und in der Stille hätte Hochzeit gehalten mit Vorwissen wenig

Leute, so hätten sie es alle verhindert, denn alle meine besten Freunde schrieen: nicht diese, sondern eine andre!" Am Abend des 13. Juni 1525 lud er in sein Haus und an seinen Tisch: Lukas Kranach, den Maler, einen der angesehensten Bürger der Stadt, Rathsherrn und Kämmerer, nebst seiner Frau; Dr. Apel, einen angesehenen Lehrer des Kirchenrechts, der zum evangelischen Glauben übergetreten war; endlich die angesehensten Geistlichen der Stadt, Justus Jonas, den Probst des Allerheiligenstifts, und Johannes Bugenhagen, den Stadtpfarrer. Und vor diesen Zeugen ließ er mit Katharina sich trauen. Vierzehn Tage darauf, am 27. Juni, hielt er dann eine größere, öffentliche Hochzeitfeier, zu welcher er viele angesehene Männer einlud, namentlich aber die Anwesenheit seiner noch lebenden Eltern herzlich begehrte. Es ist unverkennbar, daß Luther zunächst einerseits unnöthiges Aufsehen vermeiden, andrerseits durch die gewichtigen Zeugen, die er geladen, seiner Eheschließung das Siegel der Rechtmäßigkeit kräftig aufdrücken wollte. Nicht die Schönheit seiner Katharina hat ihn zur Ehe gelockt: die Bilder zeigen uns zwar eine gesunde, kräftige Gestalt und ein verständiges, ehrliches Gesicht, aber etwas stumpfe Nase und stark hervortretende Backenknochen. Nicht eine schwärmerische Liebe drängte ihn rasch zu dem Schritt: es war die Gewißheit, daß er durch den Eintritt in die Ehe das Werk der Reformation, die Erneuerung des Lebens nach Gottes Wort, fördern werde.

Und davon, daß keine Liebesschwärmerei im Sinne mittelalterlicher oder moderner Romantik die reformatorischen Männer zur Ehe getrieben, sondern das besonnene ehrliche Verlangen, in einem frommen Hausstande Gott die Ehre zu geben, haben wir auch sonst reichlich Zeugniß. Die häufig vorkommenden Wittwenheirathen weisen darauf hin, daß man im Leben und Leiden

erprobte Tüchtigkeit suchte. Zwingli trat mit Anna Reinhard in die Ehe, die seit sieben Jahren des früh heimgerufenen Johannes Meyer von Knonau Wittwe gewesen. Sie ward ihm eine vortreffliche Hausfrau und führte den Haushalt so, daß das spärliche Einkommen reichte, auch zur Uebung der Gastfreundschaft, der sich in alter wie in neuer Zeit kein bedeutender Mann des öffentlichen Lebens entziehen konnte. Man hatte der Frau, weil sie eines adlichen Mannes Wittwe war, großen Reichthum nachgesagt. Da vertheidigte sie Zwingli: „Sie hat nicht einen Heller mehr an Gut, als 400 Gulden, außer ihren Kleidern und Kleinodien. Von diesen hat sie, seit sie mich genommen, weder ein seidenes Kleid noch einen Ring irgend getragen, sondern sie geht einher wie die Frau eines gewöhnlichen Handwerksmanns geschmückt.“ Zwingli nahm sich der drei Kinder aus erster Ehe väterlich an und seine Frau schenkte ihm zwei Knaben und zwei Mädchen. Wie Zwingli's Ehe dem Schweizer Volke vorbildlich erschien, durch ihre Gründung auf Gottes Wort und ihre Vereinigung durch wechselseitige Liebe, dafür haben wir ein ergreifendes Zeugniß in einem Lied, das man nach dem frühen Tode des Reformators in der Schlacht bei Kappel der Wittwe in den Mund legte: „Der armen Frow Zwingli Klag.“ Sie jammert zu Gott, ob er sie denn ganz verlassen. Denn bei den Menschen findet sie nicht Trost, sondern den Vorwurf, daß ihr Mann allein alles Unglück angerichtet. Und sie selbst — sie hat doch am meisten verloren. Sucht sie, um den Vorwürfen der Menschen zu entgehen, mit dem Schmerz ihres Verlustes die Einsamkeit — in der Nacht verfolgen sie die Bilder der Schlacht, die ihr das Liebste genommen. Zwingli hatte es wohl geahnt, da er auszog, daß es so kommen würde. „Die Kind und mich — wie brünstiglich hat er uns noch umfangen! Sah

stets zurück, sein letzter Blick ist mir durchs Herz gegangen!" Nach solchen Nachtgesichten freut sie sich des tagenden Morgens. Sie hat doch die Kinder noch.

Ein Engelskuß hat s' ufgeweckt,
Drum sy so fründlich lachen.
Ein jeglichs dann sin Köpflin streckt
Und spaht, ob ich erwachen.
Dann henkend s' sich
Mit Bitt an mich:
Ach, hör' doch auf ze schreyen!
O Muotterherz,
Du armes Herz —
Kann dich noch was erfröwen?

Und sie rafft sich auf: die Kinder sind des geliebten Vaters Hinterlassenschaft, diesen Schatz will sie so bewahren, daß Huldrych im Himmel sich darüber freue! Und nun wendet sie sich zur Bibel, die des Heimgegangenen Licht und Trost gewesen:

Komm, du, o Buoch, du warst syn Hort;
Syn Trost in allem Uebel:
Ward er verfolgt mit That und Wort,
So griff er nach der Bibel,
Fand Hilf by jr!
Herr, zeig' auch mir
Die Hilf in Jesu Namen!
Gib Muot und Stärk
Zum schweren Werk
Dem schwachen Wybe! Amen.

Was ist alle Heiligkeit der Mönche und Nonnen gegen die Heiligkeit solcher ehelichen Liebe und solcher Kinderzucht, gegen die Tapferkeit des Helden, der für die Christenfreiheit seines Volks in den Tod geht, und gegen die Tapferkeit seiner Wittwe, welche als eine Bibelchristin sich durchs Leben kämpft?

Auch Calvin hat eine Wittwe heimgeführt. Lange hatten die Freunde ihm suchen helfen. Seinem Freunde

Farel, der sehr eifrig sich für ihn bemühte, schrieb er: „An das halte dich, daß ich keiner von den verliebten Thoren bin, die über einem hübschen Gesichte alles andre vergessen und am Ende auch die Fehler ihrer Geliebten anbeten. — Die einzige Schönheit, die Eindruck auf mich macht, ist die, wenn eine Frau sanft sich zeigt, keusch, bescheiden, haushälterisch, geduldig, und die Pflege ihres Mannes ihr die Hauptsache ist.“ Verschiedene Versuche schlugen fehl: eine Deutsche von Adel zu nehmen, die ihm vorgeschlagen war, trug er Bedenken, weil er fürchtete, sie würde sich in die Einfalt seines Lebens nicht finden, und weil sie nicht geneigt schien, seine Sprache zu lernen. Endlich hat ihn Bucer, der allezeit zu Unionen Bereite, wie zwischen Lutheranern und Reformirten, so zwischen Männern und Frauen, auf die Perle aufmerksam gemacht, die er sich gewinnen sollte. Ein Wiedertäufer, Johannes Storder aus Lüttich, war durch Calvin zur Kirche zurückgebracht, aber bald nachher von der Pest weggerafft worden. Seine Wittwe, Idelette von Büren, aus Geldern gebürtig, lebte in Straßburg in tiefster Zurückgezogenheit, nur für das Heil ihrer Seele und die Erziehung ihrer Kinder. Im September 1540 führte Calvin, ein Einunddreißigjähriger, sie heim. Calvin verband nicht wie Luther mit dem Eifer für die Kirche jene Gemüthlichkeit, die im häuslichen Leben sich gehen läßt. Seine Ehe bietet nicht die frischen, warmen Bilder, die aus dem Hause Luther's uns entgegenlachen. Er spricht selbst nicht viel von seiner Ehe. Aber Idelette ward ihm, was er suchte: eine Gehilfin, nicht in dem nächsten Sinne nur, daß sie ihm den Haushalt führte, sondern in dem tiefsten Sinne, daß sie die heiligsten Interessen des Reiches Gottes mit ihm theilte, mit ihm in Gottes Wort sich versenkte, mit ihm, für ihn betete, der Kranken sich annahm und den reformatorischen Männern,

die zu ernstester Berathung kamen, edelste Gastlichkeit bot. Die Kinder, welche die schwächliche Frau ihm gebar, starben alle wieder rasch dahin. Die Feinde höhnten: Gottes Fluch ruhe auf dieser Ehe. Aber Calvin antwortete: „Ja, der Herr hat mir einen Sohn gegeben und ihn wieder genommen; mögen sie mir das nun zur Schmach machen, wenn es ihnen gefällt. Zähle ich denn nicht meine Söhne zu zehntausenden auf dem ganzen christlichen Erdkreis?" Ihr Heimgang geschah nach nicht ganz neunjähriger Ehe und war tief erbaulich. Die Freunde eilten herbei, zu stärken und gestärkt zu werden. „O herrliche Auferstehung," rief sie, „o Gott Abraham's und aller unsrer Väter! O du Hoffnung der Gläubigen, seit Anbeginn der Welt, auf dich hoffe auch ich." Als sie fühlte, daß ihr die Stimme ausgehe, war ihr letztes Wort: „Lasset uns beten, wir alle, betet, betet für mich!" Sie war eine Frau von seltenem Wesen, von seltenem Beispiel, rühmte Calvin ihr nach, von der besten Lebensgefährtin bin ich getrennt, die, wenn mir das Härteste begegnet wäre, nicht nur Verbannung und Mangel, sondern auch den Tod aufs willigste mit mir getheilt hätte. Während ihres Lebens war sie mir eine treue Gehilfin in den Geschäften meines Berufs. Nie hat sie auch nur im Kleinsten etwas anderes gewollt als ich." Eine zweite Ehe hat Calvin nicht geschlossen.

Es muß auch in den bedeutenden Frauen jener Zeit der Gedanke gewesen sein, es sei Pflicht, um des großen Wortes der Reformation willen, den reformatorischen Männern Gehilfinnen zu werden. Wir haben ein Beispiel, daß eine solche Frau viermal in die Ehe trat: Vibrandis Rosenblatt, die Tochter des Ritters Johann Rosenblatt, weiland Feldobersten unter Kaiser Maximilian I. Sie war in erster Ehe mit Ludwig Cellarius verheirathet. Oekolampadius, der Reformator von Basel,

selbst schon in der Mitte der Vierziger, lernte die Wittwe kennen, die ihm fast zu jung war, und führte sie heim. Erasmus, der über Luther's Ehe kein anderes Wort hatte, als daß er ein wunderhübsches Mädchen geheirathet, sprach auch jetzt nur von dem hübschen Mädchen und fügte hinzu: „Viele sprechen von der Lutherschen Sache als einer Tragödie, mir will sie eher wie eine Komödie erscheinen, sintemal sie jeweilen mit einer Hochzeit schließt." Oekolampadius selbst schreibt mit nüchternem Ernste an Farel: „Ich thue dir kund, daß der Herr mir für die heimgegangene Mutter eine Schwester zur Ehefrau gegeben, sie ist eine gute Christin, zwar arm, aber aus ehrbarem Hause und eine Wittwe, seit Jahren im Kreuz erfahren — ich wünschte sie wohl etwas älter, aber nichts von jugendlicher Leichtfertigkeit hat sich bis jetzt an ihr gezeigt." Und später rühmt er, er habe eine Frau gefunden, wie er sie sich wünschte: „sie kennt Christum einigermaßen, ist nicht zänkisch und schwatzhaft oder aushäusig, sie besorgt das Hauswesen, zu einfach, um sich zu rühmen, zu klug, um sich etwas zu vergeben." Drei Kinder gab sie ihm, einen Sohn und zwei Töchter, er nannte sie nach der Gottseligkeit, der Wahrheit und dem Frieden: Eusebius, Alithea, Irene — auch das ein Zeichen, daß hinter der Ehe der Reformatoren etwas anderes stak, als was Erasmus dahinter zu vermuthen sich den Anschein gab. Oekolampadius starb 1531 und seine Wittwe ward die Frau eines Wittwers — des Straßburger Reformators Wolfgang Capito. Derselbe war ungeschickt für die häuslichen Dinge, Butzer fühlte Jammer um ihn. Er fragte für ihn bei Margaretha Blaurer an — diese zog die Diakonie der Ehe vor. Dann wandte er sein Auge auf Oekolampad's Wittwe, und Vibrandis Rosenblatt war bereit, von Basel nach Straßburg zu ziehen und Capito's Ehefrau

zu werden. Als dann neun Jahre später die Pest um dieselbe Zeit Capito wegraffte und Butzer's Frau, da willigte sie zum viertenmal in die Ehe und gab Butzer die Hand, als ob sie nun einmal von Gott bestimmt wäre, ihr Leben dem Familienwohl der reformatorischen Männer und damit dem Gemeindewohl zu weihen. So ward Villibrand die Mutter, Butzer der Vater der Kinder der beiden innigverbundenen Männer Capito und Butzer. Nach Butzer's Tod in England zog die Wittwe nach Basel, wo sie wohlbetagt 1564 starb.

Eine bedeutende Frau war Villibrand Rosenblatt. Andre stehn ihr würdig zur Seite. Unter ihnen ragt hervor Katharina Zell, geb. Schütz, die Frau des Matthias Zell, der in Straßburg zuerst der Reformation Eingang verschafft, nebst ihrem Manne in neuerer Zeit durch die „Elsässischen Lebensbilder" auch weiteren Kreisen bekannt geworden. Welch eine gesunde, warmherzige, thatkräftige Frau! Schon vor ihrer Ehe eine Kirchenmutter, wie sie sich selbst nennt, hat sie ihrem Ehemann und den andern reformatorischen Männern als ebenbürtige Gehilfin zur Seite gestanden. Sie verschwand freilich nicht wie andre Frauen für das öffentliche Leben hinter ihrem Manne, und Butzer konnte an ihr tadeln, daß sie ihren Mann beherrsche: in Wahrheit hat sie ihm gedient durch völliges Miteingehn in die große Sache, die er vertrat. Im Hause war sie, die Tochter eines ehrsamen Tischlers, tüchtig zur häuslichen Arbeit. Ihr Entzücken war, während der Durchreise Zwingli's und Oekolampad's zum Marburger Gespräch, die Köchin der großen Männer zu sein. Herz und Hand war bewegt und rührig für die Vertriebenen um des Glaubens willen und im Widerstreit mit dem dogmatischen Eifer der Zeit, bot sie auch Schwarmgeistern, an denen sie doch etwas von der Christusgestalt wahrnahm, warme, thätige

Gastfreundschaft. Sie verstand die Feder gelegentlich trefflich zu führen. Zu der deutschen Ausgabe der böhmischen Lieder, welche Michael Weisse veranstaltet, schrieb sie eine Vorrede und wünschte den Liedern voll Einfalt und Innigkeit des Glaubens, „daß sie der Handwerksgesell ob seiner Arbeit, die Dienstmagd ob ihrem Schüsselwaschen, der Acker- und Rebmann auf seinem Acker und die Mutter dem weinenden Kinde in der Wiege singe." Als ein junger lutherscher Heißsporn, den sie einst als armen Studenten im Hause gepflegt, Ludwig Rabus, ihres Mannes Nachfolger geworden und über dem Grabe ihres geliebten Matthis den Heimgegangen und seine Mitarbeiter schmähte, so warf sich die tapfere Frau, „noch ein Stücklein von der Ripp des seligen Matthis Zellen", in den Harnisch und schrieb eine Vertheidigung. Vorbildlich war ihre Wohlthätigkeit, sowohl nach dem innigen Mitgefühl als nach der frischen That. Als Butzer und Fagius wegen des Interims im Jahre 1549 ihr Amt niederlegen und nach England fliehen mußten, ließen sie für die Wittwe Zell, ohne daß sie es wußte, zwei Goldstücke zurück. Um ihrer Schamröthe ledig zu werden, gedachte sie die zwei Goldstücke in einem Brief zurückzuschicken. Da kam ein vertriebener Prediger mit fünf Kindern und die Wittwe eines andern, dem man vor ihren Augen den Kopf abgeschlagen, nach Straßburg. Da hat sie in Butzer's und Fagius' Namen das eine Goldstück an die Vertriebenen gewandt, das andre schickte sie an die Geber zurück. Nicht ohne Grund hat auch Martin Luther der Katharina Zell herzliche Freundschaft geschenkt, die Glaubens- und Liebestriebe, die durch seine Predigt geweckt wurden, zeigen sich in keiner andern Frau der Zeit frischer und reicher.

Gehilfinnen im Sinne der Schrift suchten die reformatorischen Männer. Die schriftmäßige Hilfe ging ihnen

aber nicht in der Sorge für den äußeren Haushalt auf. Wenige Tage nach der stillen Trauung, die Luther gefeiert, schritt in Augsburg Urban Rhegius mit seiner Braut Anna Weisbrücker zur Kirche von St. Annen, die Stadtpfeifer voran, dem Brautpaar zur Rechten und Linken der Bürgermeister der freien Stadt und Rhegius' College Frosch, hinter ihnen Rathsherren und Geistliche und andere angesehne Männer. Ein Te Deum empfing den Brautzug. Das Paar nahm nach der Trauung das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und der kirchlichen Feier folgte die häusliche, das Hochzeitsmahl und der Tanz. Wie ein Bekenntniß zu Gottes Wort, war auch diese Trauung — und die darauf folgende Ehe war eine reichgesegnete. Die Last, die durch die Geburt von dreizehn Kindern der Hausfrau zufiel, hinderte nicht an der Entfaltung geistlicher Gaben, machte dieselbe nur bewundernswürdiger. Melanchthon zählt sie wegen ihrer Geistesgaben und noch mehr wegen ihrer Gnadengaben den alten heiligen Frauen Sara, Rebekka, Elisabeth zu. Sie war nicht allein gelehrt und konnte das Wort Gottes auch in hebräischer Sprache lesen — ihr Herz brannte mit dem Herzen ihres Mannes zusammen in einer heiligen Gluth des Glaubens. Gottes Wort ließen sie reichlich unter sich wohnen, und in ihm erzogen sie die Kinder. „Einem frommen Hausvater ist freilich nichts ehrlicher und nützlicher," so schreibt Rhegius, „denn oft und fleißig mit seinem Hausgesinde, Weib und Kindern von dem seligen Evangelio Christi zu reden. Wenn ich mich mit meiner ehrlichen Hausfrauen heimlich oder öffentlich von dem Evangelio unsrer Seligkeit zu reden schämen wollte, so wäre Chrysam und Taufe und der unermeßliche Schatz christlicher Freiheit an mir ganz und gar verloren." Wie er mit seiner Frau vom Evangelium sprach, dafür ist uns ein Zeugniß erhalten in einem Zwiegespräch, das zwischen

den Eheleuten über das Evangelium von den Emmaus-Jüngern geführt ward — eine Schrift, die in niederdeutscher und hochdeutscher Sprache im 16. und 17. Jahrhundert ein vielgelesenes Erbauungsbuch geworden.

Kein frömmeres, verständigeres, innigeres Zeugniß für die Schließung der Ehe im Kreise der Reformatoren haben wir, als Heinrich Bullinger's Brief, in welchem er 1527 um Anna Adischweiler, einst Nonne in einem nun aufgehobenen Kloster, wirbt. Der Brautwerber war damals dreiundzwanzig Jahre, bisher Lehrer an der Klosterschule zu Kappel, ohne Weihe, gegen die er sich in freier, evangelischer Gesinnung gesträubt hatte. „Ich ging in die Kirche," so beschrieb er seinen Gottesdienst, „betete zu Gott an irgend einem stillen Plätzchen und hörte die Predigt." Wie er Anna Adischweiler kennen gelernt, wissen wir nicht. Aber die Werbung zeigt mehr, als wir sonst in dieser Zeit wahrnehmen, neben der besonnenen Darlegung evangelischer Gedanken über die Ehe, innige Liebe des Werbers zu der einzig Geliebten. Dazu hat der ganze lange Brief eine so grade Ehrlichkeit und Offenheit, daß man wieder den Eindruck gewinnt: gegen die Reinheit solcher Eheschließung ist die ganze schriftwidrige Heiligkeit der Pfaffen, Mönche und Nonnen eitel Betrug. Mit großer Zartheit sagt Bullinger im Eingang seines Briefes, Anna dürfe, wie sie ihn kenne, nichts Ungebührliches erwarten, sie möge den Brief ohne allen Argwohn in der Stille lesen. Dann hebt er damit an, daß alle Getauften und Christgläubigen ein frommes Leben zu führen berufen seien, das sich nirgends lebendiger darstelle, als im heiligen Ehestand, den Gott im Paradiese geordnet und mit den reichsten Verheißungen gekrönt habe, in welchem auch die gottseligsten Männer und Frauen des alten und neuen Bundes gelebt, so daß wir hieraus gewiß erkennen, daß kein so

tugendreicher, kein so göttlicher, kein so freundlicher und wonnevoller Stand ist als der eheliche. Denn was ist so heilig und züchtig, was ist so tugendreich und lieblich, das diese lieben Freunde Gottes nicht gekannt hätten? Hätten sie bei einen bessern und seligern Stand vor Gott gewußt, so hätten sie denselben angenommen. Haben sie aber in der Ehe gelebt, so bezweifle Niemand aus den Christen, daß ehelich sein nicht ein lieblicher, göttlicher Stand sei. Denn zum ersten überwindet man darin böse Gedanken und Unglauben und man ist folgsám den Geboten Gottes, ob sie auch das Fleisch schwer bedünken; sodann werden zu Gottes Ehre die Kinder erzogen und auch zu Nutzen der Menschen; auch darf man in Nöthen frei zu Gott laufen und sprechen: Ich habe deinem Willen gehorcht und deine Gebote gehalten; darum so hilf, wie du, o wahrer Gott, uns verheißen hast. Und hier übt sich die Hoffnung. Geht es dann wohl, so ist man dankbar, also daß das Gemüth immerdar an Gott haftet und er von ganzem Herzen geliebt wird. Wenn dann Eines krank, traurig oder fröhlich ist, hat es allweg einen treuen Gefährten, der Lieb und Leid mit ihm trägt. Gleichwie ein Glied an dem andern hält und eins dem andern behilflich ist, so ist auch hie eine unendliche Liebe, bereitwillige Dienstbarkeit und unzertrennliche Einigkeit, davon unser Gott und Schöpfer auch geredet hat. Diese zwei sollen Ein Leib sein! Ja, wo die Ehe mit Gott eingegangen wird, da regiert auch im Leiden selbst eine unsägliche Freude und löscht nimmermehr aus bis zur Berufung Gottes. Davon wissen alle, die in Gottes Geist und Wort gelehrt sind. „An diesem Bild der rechten Ehe," so fährt er fort, „dürfe um der Ehe gottloser Leute willen nicht gezweifelt werden." Endlich bringt er seine Werbung vor: obwohl ihm andere Jungfrauen vorgeschlagen seien, habe er doch zu ihr allein Herz und Gemüth

gestellt, weil er ihre Gottesfurcht und Tugend gesehen. Dann giebt er sein Bild: daß er frommer, biederer Eltern Kind sei, nicht durch Weihe gebunden, keinem Herrn leibeigen, niemanden nichts schuldig, guten Leumunds, es sei denn, daß Christi Schmach auf ihm ruhe, keinem Siechthum unterworfen, als da wären Blattern, Hirnwuth, Podagra, Wassersucht, Fallsucht 2c., freilich vom Studieren schwachen Gesichts und zu Zeiten blöden Hauptes, wohl einmal jäh- und zornmüthig, aber nicht hässig und auffätzig, ohne Anhang böser Buben, in leidlichem Wohlstand, — allerdings bereit, alles für die Wahrheit des Evangeliums zu opfern. Summa Summarum: der sicherste Schatz, den sie bei ihm finden werde, sei Gottesfurcht, Liebe, Treue, Arbeit, Ernst und Fleiß. Nun möge sie sich prüfen, und wenn sie nicht Ja sagen könne, völlige Verschwiegenheit bewahren. Zehn Tage nachher gab Anna Adischweiler dem jungen Gelehrten in einer Halle des Großmünsters zu Zürich unter vier Augen das Jawort. Er führte die fromme Jungfrau heim, hatte reichen Ehesegen und „ward, wie er selbst rühmt, Urgroßvater durch Gottes Segnung, daß er sah Kinder und Kindeskinder, bis ins vierte Glied."

Wir sehen, Luther stand nicht allein. Durch die ganze Reihe der Männer der Reformation geht der Drang, die Ehe, die durch das Klosterwesen und die Ehelosigkeit der Geistlichen mit dem Makel der Unheiligkeit behaftet war, während doch in Klöstern und Pfarrhäusern die Unheiligkeit ihre gröbste Gestalt gewonnen hatte, wieder durch Wort und Wandel als einen heiligen, von Gott geordneten und von Gott gesegneten Stand darzustellen. Aber daß Luther ehelich ward und wie er es ward — das brachte doch die größte Wirkung hervor. Wir Deutsche können gar nicht anders: wir sehen Luther immer in der Doppelgestalt des Volkshelden und Hausvaters. Doppelgestalt

ist nicht das richtige Wort: bei diesem ganzen Manne mit der reichsten Ader der Menschlichkeit, bei diesem gottinnigen und weltoffnen Gemüthe, bei diesem durchdringenden und schlagfertigen Geiste wuchs aus der Einen Wurzel des befreienden, vertiefenden, ausweitenden Christenglaubens ein Lebensbaum mit kühlem Schatten und saftigen Früchten, mit frischem Geisteswehn und fröhlichem Gesang in den Zweigen. So steht der Gewaltige, der Kaiser und Reich in Staunen gesetzt, im Hausrock vor uns mit entzückender Herzlichkeit. Ja der launige, neckische Ton, in welchem er seine Frau Herrn Käthe, Doctor Käthe und was alles nennt, wäre nicht möglich, wenn hier nicht das tiefste Verhältniß in Gott gegründeter Liebe bestünde. Welch ein Verlust für das deutsche Volk, für die Christenheit, wenn dieser Mann nicht Vater geworden wäre! Das Herzen, Küssen und Segnen der Kinder, welches der Heiland gethan, findet sich hier ins Deutsch eines Vaters übersetzt, dem die Liebe zu den Kindern durchs innerste Gemüth geht, ob er eins emporhebt und in der Kinderart etwas von Paradiesesherrlichkeit wittert, — ob er aus den Anfechtungen der Feste Coburg seinem Söhnlein Hänsichen den unvergleichlichen Brief vom Paradiesesgarten schreibt, — ob er im vollen Ernst der Sorge für das Gerathen der Kinder das mächtige Wort spricht: lieber ein todter Sohn, denn ein ungerathener, — ob er endlich am Sterbebett und Sarg Magdalenchens jenes Wunderding spürt: das Kind bei Gott wissen und doch so traurig sein! Luther am Weihnachtsfest, Luther in der Gartenfreude, das Weib an der Seite, die Laute in der Hand, die Kinder jubelnd umher, Melanchthon in der Nähe und die andern Freunde, Muhme Lene ja nicht zu vergessen, der sorgsame, demüthige, stille Hausgeist, — Luther auf der Hauskanzel und in der Hauscantorei, — Luther mit den Freunden über der Bibel und

dann im Tischgespräch — welch eine Fülle warmen, kernhaften, deutsch-christlichen Lebens! Das deutsche Volk kannte hinfort kein edleres Leben, und die deutschen Pfarrhäuser thaten wohl, den Lutherschen Typus festzuhalten.

---

4. Das Evangelische im deutschen Pfarrhaus.

Da stand nun das evangelische Pfarrhaus, auf Gottes Wort gegründet, und am Tisch des Hauses saß eine Familie, der Pfarrer und die Pfarrerin, die Eltern und die Kinder, die Herrschaft und die Dienstboten, die Wirthe und die Gäste, — ein Anblick, die Engel zu entzücken, die sich auch über der Kirche Buße freuen. Nicht mehr wie in dem römischen Pfarrhaus fand sich hier falsche Geistlichkeit, in welcher, wie Luther in den Tischreden ausführt, Hieronymus und Augustinus, Benedictus und Franziskus mit heimlichen Leiden sich gequält haben, und nicht mehr wilde Fleischlichkeit, in welche der eingebildete Heilige so leicht sich hinabstürzt; nicht mehr trübsinnige Einsamkeit des ernsten Priesters oder leichtsinnige Gesellschaft des lockern; nicht mehr ein Haus, in welches die Leute sich kaum hereinwagen, so geistlich hat sich's umzäunt, oder ein solches, das der Priester am liebsten verläßt, um draußen seine Lustbarkeit zu suchen. Man kann sagen: der Priesterstand sei weltlich geworden, aber eben so wahr ist, daß der Ehestand geistlich geworden. Das Evangelische im Pfarrhaus war vor allem das Evangelium. Erinnern wir uns wieder an das Urbild in Wittenberg. Nie ist in einem Hause Gottes Wort fleißiger gelesen, ernstlicher durchforscht, tiefer ins Gebet getaucht und reichlicher gepredigt worden. Wir sehen den Reformator Tag und Nacht über der heiligen Schrift. Wenn er etwas Besonderes in Schriftbetrachtung

und Auslegung vorhatte, schloß er sich wohl ein paar Tage mit geringer Kost ein. Zur täglichen Speisung mit dem Wort in der Hausandacht kam die Hauspredigt am Sonntag. „Diese Predigten,“ schreibt er in der Vorrede zu seiner Hauspostille, „habe ich unterweilen in meinem Hause gethan, vor meinem Gesinde, damit ich, als ein Hausvater, auch das Meine thäte bei meinem Gesinde, sie zu unterrichten, ein göttlich Leben zu führen. Wollte Gott, sie hätten's alle lassen nicht allein zu den Ohren, sondern auch zum Herzen eingehen, als ich hoffe, es sei nicht ohne Frucht abgegangen, wie Jesaias sagt am 55.: Mein Wort soll nicht ledig wieder zu mir kommen, sondern ausrichten, wozu ich es gesandt habe. — — Solche Weise zu predigen, haben (als sich's ansieht), die Patriarchen in ihren Häusern gehabt, bei ihrem Gesinde; wie man lieset: daß Abraham, Isaak, Jakob hin und wieder Altäre gebaut haben, Gott den Herrn anzurufen; das ist, daselbst hin sich zu versammeln mit ihrem Gesindlein, zu predigen, zu beten und Gott zu loben. Dahin mit der Zeit auch zugeschlagen die Nachbarn und umliegende Leute und Städte. Denn es ist nicht zu glauben, daß ein Patriarch hab' einen Altar gebauet für sich allein, sondern sein Weib, Kinder, Knechte und Mägde sind mit ihm dahin kommen und gethan, wie sie den Hausvater haben thun gesehn.“ — Den Katechismus, in welchem er die Hauptstücke christlicher Lehre giebt, „wie sie ein Hausvater seinem Gesinde einfältiglich fürhalten soll“, hat er nicht blos sein Gesinde gelehrt, sondern, wie ein gelehrter Doctor er war, selbst gebetet. Und welche Lust er hatte, mit den Seinen geistliche Lieder zu singen, wer wüßte das nicht? Auch hierbei hat er den Hauston gern angeschlagen: die trefflichen Lieder, welche der ganzen Gemeinde Schatz geworden: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ und „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort“ nennt

er ein „Kinderlied auf die Weihnachten“ und „ein Kinderlied zu singen wider die zween Erzfeinde Christi und seiner heiligen Kirchen, den Papst und den Türken.“ Das Wort Gottes wohnte, in allerlei Gestalt, reichlich in dem neuen Pfarrhaus. Auch an jene Vereinigungen zur Bibelübersetzung sei erinnert, da die gelehrten Doctoren und frommen Pfarrherrn an Luther's Tisch, die Bibel in allerlei Text unter dem Arm, zusammenkamen — das erhabenste und fruchtbarste Vorbild aller nachfolgenden Bibelkränzchen in Pfarrhäusern. Durch diese Fülle des Worts war das Haus erst im vollen Sinn ein Haus, ein Christenhaus, eine Hütte Gottes bei den Menschen geworden. Diese ganze gottgefällige Art hatte aber das Haus nur durch die Wiedergewinnung der Erkenntniß des geistlichen Priesterthums aller Gläubigen gewonnen. Die Predigt von diesem geistlichen Priesterthum gemeiner Christenheit, auf dessen Grund sich die Aemter zum gemeinen Besten aufrichten, Predigeramt, obrigkeitliches Amt, Hausväteramt, war von der größten Bedeutung für die gesammte evangelische Gestalt des Lebens. Nichts Neues war es, was Luther mit der Verkündigung dieses dreifachen Amts predigte: alles stand längst in der Bibel geschrieben. Aber wie man das hölzerne Kirchlein in Wittenberg, in welchem Luther zuerst das Evangelium von Jesu Christo wieder verkündigte, mit der Krippe von Bethlehem verglich, so mögen die Schriften, in welchen er die großen Gedanken von dem geistlichen Priesterthum aller Gläubigen aussprach, den Briefen der Apostel verglichen werden, mit denen einst die Botschaft von der Freiheit des Christenmenschen in die Welt flog. Geistliches Priesterthum aller Gläubigen, und auf diesem gemeinsamen Grund besondere Aemter, das war die alte, neuklingende Lehre. Luther wußte noch gar wohl, daß Amt Dienst sei, göttlicher Auftrag zwar, aber

den Menschen gegenüber Dienst, und daß das Ansehen des Amtes auf der Demuth der Hingabe beruhen sollte. Das also ist der Sinn des Amtes: jeder, der durch den großen Hohenpriester Jesus Christus mit Gott versöhnt ist, soll in der Nachfolge des Heilandes Gott zur Aufrichtung seines Reiches dienen. Der geistliche Stand muß in gleiche Tiefe zur Laienwelt hinabsteigen, die Obrigkeit und der Hausvater in gleiche Höhe zum geistlichen Stand sich emporheben. Davon predigt am kräftigsten das neue Pfarrhaus, in welchem der geistliche Stand ehelich und die Ehe geistlich geworden.

Schon in der Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation" hat Luther diese kühnen Gedanken ausgesprochen. Die erste Mauer, eine papierne nennt er sie, die er mit der Posaune des Worts umwerfen will, ist diese: „man hats erfunden, daß Papst, Bischof, Priester, Klostervolk wird der geistlich Stand genennet, Fürsten, Herrn, Handwerks- und Ackerleut der weltlich Stand. Welchs gar ein fein Comment und Gleißen ist, doch soll niemand darub schuchter werden. Und das aus dem Grund: denn alle Christen sein wahrhaftig geistlichs Stands und ist unter ihn kein Unterschied, denn des Ampts halben allein; wie Paulus 1. Cor. 12, 12 ff. sagt, daß wir allesampt ein Korper seien, doch ein iglich Glied sein eigen Werk hat, damit es dem andern dienet. Das macht alles, daß wir eine Tauf, ein Evangelium, ein Glauben haben und sein gleiche Christen (Eph. 4, 5). Denn die Tauf, Evangelium und Glauben, die machen allein geistlich und Christenvolk... Gleichwie nun die, so man itzt geistlich heißt, oder Priester oder Bischof oder Papst sein, von den andern Christen nit weiter noch würdiger gescheiden, denn daß sie das Wort Gottis und die Sacrament sollen handeln, das ist ihr Werk und Amt; also hat die weltlich Ubirkeit das Schwert und

die Ruthen in der Hand, die Bosen damit zu strafen, die Frummen zu schutzen. Ein Schuster, ein Schmidt, ein Baur, ein iglicher seins Handwerks Amt und Werk hat und doch alle gleich geweihet Priester und Bischoffe; und ein iglich soll mit seinem Ampt und Werk dem andern nützlich und dienstlich sein: daß also vielerlei Werk alle in eine Gemein gerichtet seien, Leib und Seelen zu fordern; gleichwie die Gliedmaß des Korpers alle eins dem andern dienet. Also meine ich, diese erste Papiermauer lieg darnieder; sintemal weltlich Hirrschaft ist ein Mitglied worden des christlichen Korpers."

Nu möchst du sagen, so läßt Luther in der Auslegung der Stelle 1. Petr. 2, 5 aus dem Jahre 1523 einwenden, ist das wahr, daß wir alle Priester sind und predigen sollen, was wird denn für ein Wesen werden? Fürwahr, indem er die Diener am Wort ins Priesterthum der Gläubigen hineinrückt und sie mit Fürsten und Hausvätern in die Gemeinsamkeit heiligen Dienstes stellt, hat er dem Ansehn des Amtes, das die Versöhnung predigt, Wort und Sacrament verwaltet, nichts geschadet. Der gewaltige Mann hat in jedem Augenblick den Satz, den er grade herausstreichen wollte, mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit gestärkt. Mit demselben Eifer, mit welchem er das seitherige Priesterthum als Fastnachtslarve preisgiebt und die gemeine Christenheit zum priesterlichen Thun mit Opferung sein selbst, Fürbitte für die Brüder, Predigt des Evangeliums aufruft, preist er auch die Herrlichkeit des Predigtamts, als eines besondern Berufs. Und es wäre überflüssige Arbeit, erst noch den Nachweis zu führen, daß sich Luther weder von den fürstlichen Herrn noch von dem Herrn Omnes vergewaltigen ließ und daß er, indem er die Geistlichen der neuen Kirche auf das Wort stellte, er ihnen durch das Wort eine Macht

einräumte, die, im Glauben gebracht, keiner Macht der Welt weichen sollte.

Das geistliche Amt zum Dienst der Gemeinde, welches er der weltlichen Obrigkeit zuschrieb, weil's ein geistliches war, in Gemeinschaft mit dem Amt in Kirche und Haus, hatte keine Spur von Willkür und tyrannischer Gewalt. Es ist erfrischend, wie Martin Luther mit Fürsten und Gewaltigen verkehrt. Wie man in seinen geistlichen Liedern noch etwas spürt vom Ton altdeutschen Heldengesangs, so steht er wie ein altdeutscher Recke, christlich erneuert, der deutsche Mann und der Mann in Christo Eins geworden, vor den weltlichen Herren. Ich will nicht auf den kühnen Trotz hinweisen, mit dem er den Feinden des Evangeliums, einem Heinrich VIII. von England, einem Herzog Georg von Sachsen entgegentritt, — mit welchem freien Mannessinn spricht er auch zu seinem geliebten Kurfürsten, Friedrich dem Weisen! Ohne den Kurfürsten zuvor zu fragen, war Luther zu Anfang März 1522 von der Wartburg weggereist, um mit seinem Wort in die Schwarmgeister zu fahren, welche sein Werk in Wittenberg zu verderben begonnen. Unterwegs rechtfertigt er sich in einem Briefe. „Solchs sei E. K. F. G. geschrieben, der Meinung, daß E. K. F. G. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Kurfürsten. Ich habs auch nicht im Sinn, von E. K. F. G. Schutz begehren. Ja, ich halt, ich wolle E. K. F. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich E. K. F. G. könnte und wollt schützen, so wollt ich nicht kommen. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert rathen oder helfen: Gott muß hier allein schaffen, ohn alles menschlich Sorgen und Zuthun. Darumb wer am meisten gläubt, der wird hie am meisten schützen. Dieweil ich denn nu spür, daß Ew. K. F. G. noch gar schwach ist

im Glauben, kann ich keinerwege E. K. F. G. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.“ Aber so wenig er für des Evangeliums Sieg das weltliche Schwert begehrte, denn das Wort muß alles für das Wort thun, so bestimmt drückt er mit seiner Predigt Scepter und Schwert den Fürsten in die Hand. Man würde es genial nennen, wär' es nicht viel mehr, nämlich die einfache Verkündigung der Gottesordnung, wie er von der Obrigkeit spricht. Sie ist von Gott geordnet, nicht leitet sie, wie der Mond von der Sonne, ihr Licht von der Kirche her, aus derselben Quelle, aus welcher die Kirche stammt, stammt auch die Obrigkeit, aus dem Willen Gottes, darum soll sie den Willen Gottes erkennen, daß allen geholfen werde und die Erkenntniß der Wahrheit fördern, sie hat über die erste wie über die zweite Tafel der Gebote zu wachen, sie soll auch das Schwert nicht umsonst tragen. Mit gerechtem Stolze kann Luther davon reden, was seiner Predigt die Obrigkeit schulde, und sie erinnern, daß sie ein Amt von Gott habe. „Die Oberkeit,“ sagte er einst bei Tische, „sollte das Evangelium billig in allen Ehren halten und auf den Händen tragen und hoch halten, denn es hat sie also gefödert und erhalten und der Oberkeit Stand und Amt geadelt, daß sie nu wissen, was ihr Beruf sei und daß sie die Werk ihres Amts mit gutem Gewissen thun mögen. Vor Zeiten im Papstthum waren Fürsten und Herren, und alle Richter sehr furchtsam, übers Blut zu richten, und Räuber, Mörder, Diebe und alle Uebelthäter zu strafen; denn sie wußten nicht zu unterscheiden eine Privat- oder einzeln Person, die nicht ein Amt ist, von der, so ein Ampt ist und Befehl hat, zu strafen; sie fürchten sich für den Urtheln und übers Blut zu sprechen. Der Henker mußte allzeit büßen und es den Verdampten und Verurtheilten zum Tode vorhin abbitten, was er an ihn thun

würde, gleich als thäten sie Unrecht und Sünde daran, wenn sie die gottlosen und bösen Buben straften, da es doch ihr eigen Ampt ist, das ihnen Gott befohlen hat. Denn St. Paulus zu den Röm. am 13. Cap. V. 4 spricht: sie trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, zur Strafe derer, die Böses thun und zum Schutz der Frommen... Herzog Friedrich, der löbliche Kurfürst zu Sachsen, war sehr furchtsam und blöde, die Uebelthäter zu strafen, sonderlich die armen Diebe. Ja, sprach er, es ist leicht, einem das Leben zu nehmen, aber man kann es nicht wiedergeben. Und Herzog Johannes, Kurfürst zu Sachsen, pflegte allewegen zu sagen: Ei, er wird noch fromm werden! Und mit solchem Weichsein und durch die Finger sehen ward das Land voller Buben. Also waren sie von Mönchen überredet, daß sie sollten gnädig, gütig und friedsam sein. Aber Oberkeit, Fürsten und Herrn sollen nicht gelinde sein." Nicht gelinde am unrechten Orte, meint Luther, denn Beispiele genug bieten seine Briefe, auch an Fürsten und Gewaltige, in welchen er für andre um Gelindigkeit bittet.

Und nun für den Hausstand selbst — was predigte das neue Pfarrhaus? Es war durch die Ehe des Geistlichen und sein Familienleben auf einmal in ganz neuer Weise der Hausstand unter die Hut des geistlichen Amtes gestellt, das hinfort nicht durch das Wort allein, sondern eben so kräftig durch ihr Vorbild dem Volke zeigen sollte, was ein Christenhaus sei. Das hätte doch kein Geistlicher der Römischen Kirche, auch Bullinger nicht, mit so freiem frohem Gewissen sagen können, was Martin Luther zu seiner Hausfrau sagte: „Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist, ein fromm, freundlich, gottfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebest, der du darfst all dein Gut und was du hast, ja dein Leib und Leben vertrauen, mit der du Kinderlin zeugest. Gott aber stößt ihr viel in Ehestand ohne ihren

Rath, ehe sie es recht bedenken, und thut wohl daran. Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, du bist eine Kaiserin! Ich danke Gott. Aber zu einem solchen Stand gehört eine fromme, gottfürchtige Person." Und ein Priester, der nicht Vater ist, könnte nicht sagen, wie Luther gesagt hat: „Lieber Herr Gott, wie soll sich ein Herzpochen erhoben haben, da Abraham seinen einigen und allerliebsten Sohn Isaak hat sollen tödten! O wie wird ihm der Gang auf den Berg Moria so sauer sein ankommen! Er wird der Sara nichts darvon gesagt haben." Da fing seine Hausfrau an und sagte: „Ich kanns in meinen Kopf nicht bringen, daß Gott so grausam Ding von Jemands begehren sollte, sein Kind selbst zu erwürgen." Darauf antwortete Doctor Luther: „Liebe Käthe, kannst du denn das gläuben, daß Gott seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn und Heiland Jesum Christum, hat wollen für uns sterben lassen, da er doch nichts Liebers im Himmel und auf Erden hat gehabt, denn diesen geliebten Sohn? Noch läßt er ihn für uns kreuzigen und den schmählichen Tod des Kreuzes leiden ... Abraham hat müssen gläuben, daß eine Auferstehung von den Todten sein würde, als er seinen lieben Sohn Isaak opfern sollte, von dem er doch die Verheißung hatte, daß durch ihn der Messias der Welt sollte geboren werden, wie die Epistel zun Hebräern zeuget." Ein andermal, da er die Ehe als einen seligen Stand gepriesen, sprach er: „Ach, wie herzlich sehnete ich mich nach den Meinen, da ich zu Schmalkalden todtkrank lag! Ich meinte, ich würde Weib und Kinderlein hie nicht mehr sehen. Wie weh that mir solche Sönderung und Scheidung! Nu glaube ich wohl, daß in sterbenden Leuten solche natürliche Neigung und Liebe, so ein Ehemann zu seinem Eheweibe und die Aeltern zun Kindern haben, am größten sei. Weil ich aber nu wieder gesund bin worden von Gottes Gnaden,

so hab' ich mein Weib und Kinderlein desto lieber. Keiner ist so geistlich, der solche angeborne, natürliche Neigung und Liebe nicht fühlet; denn es ist ein groß Ding um das Bündniß und die Gemeinschaft zwischen Mann und Weib." Aus dieser tiefen, geistlichen Erfassung des Ehestandes ging dann die Lust hervor, die er an dem Gehorsam der Kinder und der Dienenden im Hause hatte. Wie er nicht müde wird, die falschen guten Werke der Mönche und Nonnen, die außerhalb der zehn Gebote geschehen, ans Licht zu stellen, so hebt sich seine Rede zu immer neuer Bewunderung der wahrhaft guten Werke in der Einfalt des Gehorsams gegen Gottes Wort. „Lasse sie mit ihren vielen großen, sauren, schweren Werken alle auf einen Haufen hertreten und rühmen: laß sehen, ob sie irgend eins erfur bringen könnten, das größer und edler sei, denn Vater und Mutter gehorsam, so Gott nähisten seiner Majestät Gehorsam gesetzt und befohlen hat ... O wie theuer solltens alle Carthauser, Monche und Nonnen kaufen, daß sie in alle ihrem geistlichen Wesen ein einig Werk für Gott möchten bringen, aus seinem Gebot gethan, und mit fröhlichem Herzen zu seinen Augen sprechen: nu weiß ich, daß dir dies Werk wohlgefället? ... Sollt nu nicht ein Herz springen und von Freuden zufließen, wenn es zur Arbeit ging und thäte, was ihm befohlen wäre, daß es könnte sagen: siehe, das ist besser, denn aller Carthäuser Heiligkeit, ob sie sich gleich zu Todt fasten und ohn Unterlaß auf den Knieen beten." Und was sich der theure Mann, der selbst eine harte Jugend in geringer Leute Haus gehabt, unter den Werken des Gehorsams gedacht, dies hat er uns fein und lieblich in der Hauspostille gesagt, da er das Evangelium vom zwölfjährigen Jesus auslegt. Er zieht die Klüglinge auf, die sich viel Kopfzerbrechens machen, was denn der Herr Jesus gethan, da er seinen Eltern unterthan gewesen. Nicht die

Werke sind's, von welchen die apokryphischen Evangelien erzählen, daß er in seiner Jugend Vöglein und andere Thierlein gemacht. Auch nicht die Werke der Klöster. „Was heißt es aber: er war ihnen unterthan? Anders nichts, denn daß er ist gegangen in den Werken des vierten Gebotes. Das sind aber solche Werke, deren Vater und Mutter im Hause bedürfen, daß er Wasser, Trinken, Brod, Fleisch geholet, des Hauses gewartet und dergleichen mehr gethan hat, was man ihn hat geheißen, wie ein ander Kind; das hat das liebe Jesuslein gethan. Da sollten billig alle Kinder, so gottselig und fromm sind, sprechen: Ach ich bins nicht werth, daß ich zu den Ehren soll kommen und dem Kindlein Jesu gleich werden, in dem, daß ich thue, was er, mein Herr Christus, gethan hat. Hat er Späne aufgelesen und anders, was ihm seine Eltern befohlen haben, gethan, welches gemeine, geringe Werke anzusehen gewesen sind, wie sie im Hause vorfallen; ei, wie feine Kinder wären wir, wenn wir sein Exempel folgeten!" — Und wie die Werke des Kindergehorsams, so preist er die der frommen Knechte und Mägde. „Was nu ein Kind Vater und Mutter schuldig ist, sind auch schuldig alle, die ins Hausregiment gefasset sind. Darumb sollen Knecht und Mägde zusehen, daß sie ihren Herrn und Frauen nicht allein gehorsam sein, sondern auch in Ehren halten als ihre eigene Väter und Mütter, und thun alles, was sie wissen, das man von ihn haben will; nicht aus Zwang und Widerwillen, sondern mit Lust und Freuden, eben umb voriger Ursach willen, daß es Gottes Gebot ist, und ihm für allen andern Werken wohlgefället, umb welches sie noch Lohn sollten zugeben, und froh werden, daß sie Herren und Frauen möchten überkommen, solch fröhlich Gewissen haben, und wissen, wie sie rechte güldne Werk thun sollten; welche bisher verblichen und verachtet und dafür Jedermann ins

Teufels Namen in Klöster, zu Wallfahrten und Ablaß gelaufen ist, mit Schanden und bösen Gewissen. Wenn man nu solchs könnt dem armen Volk einbilden, so würd ein Maidlein in eitel Sprüngen gehen, Gott loben und danken, und mit säuberlicher Aerbeit, dafür sie sonst Nahrung und Lohn nimmt, solchen Schatz kriegen, den alle, die man für die Heiligsten achtet, nicht haben." So spricht Luther im kleinen Katechismus. Und da er in der Hauspostille am XV. nach Trinitatis vom „Gott dienen" spricht, kommt er auch wieder auf die Dienenden im Hause. „Da könnte alsdann eine arme Dienstmagd erstlich die Freude im Herzen haben und sagen: Ich koche jetzt, ich mache das Bette, ich kehre das Haus, wer hat mirs geheißen? Es hats mich mein Herr und Frau geheißen. Wer hat nun ihnen solche Macht über mich gegeben? Es hats Gott gethan. Ei, so muß es wahr sein, daß ich nicht allein ihnen, sondern auch Gott im Himmel diene und daß Gott einen Gefallen daran habe. Wie kann ich denn seliger sein? Ist es doch eben so viel, als wenn ich Gott im Himmel sollte kochen."

Was wir aus Luther's Wort und Wandel kennen, tritt uns sofort aus den Häusern seiner Zeitgenossen entgegen, die sich seinem Geist erschlossen. Johann Mathesius, einst Luther's Tischgenosse in Wittenberg, dann auf seiner Kanzel zu Joachimsthal Luther's Biograph, ist in seinem Hause Luthers treuer Jünger. Wir haben von ihm außer andern Erbauungsschriften eine Reihe geistlicher Lieder, die durch ihren Hauston und durch die gesunde Glaubenskraft, welche das gesammte Leben zu durchdringen sucht, wohlthun. Von dem Pfarrer in Joachimsthal ist unzertrennlich und darum ein leuchtendes Beispiel für das Verhältniß des Lehrers, Küsters, Cantors zum Geistlichen, der Schulmeister Nikolaus Hermann, am meisten durch

sein Weihnachtslied „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich“, das festliche Kirchlichkeit und naive Kindlichkeit in seltener Weise verbindet, bekannt. Es wird von ihm gesagt: „Er war des Mathesius guter alter Freund; wenn Herr Mathesius eine gute Predigt gethan hatte, so ist der fromme Cantor geschwind da gewesen und hat den Text mit den vornehmsten Lehren in die Form eines Gesanges gebracht, und so hat unser Herr Gott dem Mathesius die Ehre angethan, wie jenem Engel, der die Geburt Christi predigte, so kam die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobeten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe u. s. w., weil sich auf eine gute Predigt ein schöner Gesang gehöret.“ Köstlich ists zunächst, wie Pfarrer und Cantor in ihren Liedern der Stadt Bestes suchen. Man spürte, daß Luther's Wort nicht blos den Adel deutscher Nation, sondern auch die deutschen Städte gefunden hat. Solch ein aufrichtiges, herzliches Interesse an der bürgerlichen Wohlfahrt der Gemeinde findet man in der Priester und Mönche Liedern nicht. Wenn Mathesius in seinem Lied „für Stadt- und Bergregiment in Joachimsthal“ betet, so lobt Hermann, daß alles wohl bestellt sei.

Christlich im Thal ist's Regiment
Bestelt, niemand darf klagen,
Auch hab wir rein das göttlich' Wort
Als an eim Ort,
Kein Mensch wird anders sagen.

Im Thal ist auch ein ehrbar Tracht
Bei Mannen und bei Weiben:
Viel Schmuck und Hoffahrt man nicht acht,
Kein übrigen Pracht
Sieht man an schönen Jungfrauen.

Höchlich noch eins ich rühmen muß,
Die Kinderzucht ich meine:

Gots Wort, Knaben und Jungfräulein
Lehrt man gar fein,
Das ziert ein ganz Gemeine.

Still und friedlich bei Tag und Nacht
Hält man sich auf der Gassen:
Ob wir gleich kein Stadtmauer han,
Liegt gar nichts dran,
Sicher gehstu dein Straßen.

Herr Christ, Stadt und Bergregiment
In Fried und Lieb erhalte!
Segens Bergwerk und den Rathstuhl,
Gemein', Kirch' und Schul,
Das wünscht Hermann, der alte.

Es würde in der Stadt so gut nicht stehn, wenn nicht jedes Haus seine Lection lernte. Mathesius fand in Sibylle Richter eine fromme Hausfrau. Sie hatte sich als Jungfrau nur das erbeten, wenn sie ehelich werden sollte, daß er ihr doch einen Mann auslese, der sein Wort lieb und werth halte, weil sie dann gewiß sei, er werde sie um Gotteswillen auch lieb und werth halten. Mathesius stimmt in dem Hochzeitlied nach Sprüche 31 einen neuen Ton an, zu welchem der heldenhafte Luther seine Harfe noch nicht gestimmt hatte.

Wem Gott ein ehelich Weib beschert,
Mit Tugend, Glaub und Zucht verehrt,
Der hat den schönsten Schatz auf Erd,
Ein Weib ist aller Ehren werth.

Sie ist ihrs Mannes Hilf und Freud,
Die ihn erquickt in Lieb und Leid,
Sie ist sein Seul und Ehrenkranz,
Ohn Weib ist gar kein Freude ganz.

Ihr Mann hat Trost und Ehr von ihr,
Sie ist seins Herzens Wunsch und Zier,
Seiner Augen Lust, Freundin und Hort,
An sie verknüpft mit Gottes Wort.

Vom Cantor aber haben wir eine ganze Reihe Lieder, „wie man eine Braut geistlich ansingen soll", in volksthümlichem Ton, wie es nicht anders sein kann, und dem durchdringenden, oft wiederholten Klang: „in Züchten und in Ehren Gott woll euch segen und mehren."

Die Braut, die wölln wir singen an
in züchten und in ehren,
samt ihrem lieben Bräutigam,
in züchten und in ehren,
Gott wöll sie segen und mehren.

Sie beide sind in Gottes Hand
in züchten und in ehren,
weil sie sich geben in ehlichen Stand
in züchten und in ehren,
Gott wöll sie segen und mehren,

Mit treuen eins das ander mein
in züchten und in ehren,
euer Herz und sin stim über ein
in züchten und in ehren,
Gott wöll euch segen und mehren.

So wölln wir nun von hinnen gan
in züchten und in ehren,
und wölln euch beide beisammen lan,
in züchten und in ehren,
Gott wöll euch segen und mehren.

Den allerlieblichsten Wetteifer zeigen der Pastor und der Cantor in der Lust, mit welcher sie sich der Kindlein annehmen. Wie fein klingt's doch, wenn Mathesius singt: „ein Wiegenlied für gottselige Kindermaidlein und andere christlich Personen, so der lieben Kindlein warten, damit sie zu schweigen oder zu wiegen".

Nun schlaf, mein liebes Kindelein
Und thu dein euglein zu,
Denn Gott der wil dein Vater sein.
Drumb schlaf mit guter ruh.

Und nachdem dem Kindlein alles vorgesungen worden ist, was der Vater zu seinem Heil gethan, heißt es weiter:

Drumb schlaf, du liebes Kindelein,
Preis Gott, den vater dein.
Wie Zacharias Henselein,
So wirst du selig sein.

Drauf ein „Kinder Joseph, nicht in der Kirchen, sondern im Hause zu singen, der Christen Kinder mit zu schweigen oder einzuwiegen“. Der Schulmeister wendet sich schon mehr an die Schulkinder.

Hört, ihr liebsten Kinderlein,
spricht das Herze Jesulein,
seid züchtig und lernet fein,
betet fleißig im Namen mein,
so wil ich stets bei euch sein,
mit mein lieben Engelein
euch allezeit behüten fein.

Werd ir zmorgens gern aufstehn
und fleißig zur Schule gehn
und studiren mit ganzem fleiß,
das ir mir singt Lob und Preis,
werd ir mein Wort gerne hören,
so wil ich euch als beschern,
was euer Herz nur wird begern.

Sein ganzes Gesangbüchlein widmet er den Kindern:

Ob ich gleich wenig bring darvon
und kinder arbeit giebt kinder lohn,
so wirds doch alles machen gleich
Christus mein Herr im Himmelreich.
Dem sagt allzeit Lob, ehr und Preis
Niklas Hermann, der alte Greis.

Was Luther in einem Brief an seinen Kurfürsten Johann von der Jugend in Sachsen rühmt, das war auch in der Bergstadt Joachimsthal zu sehen. „Es wächst jetzt daher die zart Jugend von Knäblein und Maidlein, mit dem Katechismo und Schrift sowohl zugericht, daß mirs

in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Mädlein mehr beten, gläuben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin und noch alle Stift, Klöster und Schulen gekönnt haben und noch können. Es ist fürwahr solichs jung Volk ein schönes Paradies, dergleichen auch in der Welt nicht ist.“ Man kann sich den Einfluß auf das kleinste, aber zugleich tiefste Leben des Volks, den das evangelische Pfarrhaus geübt, kaum bedeutend genug denken. Als im November 1521 Philipp Melanchthon seinem Tischgenossen Bugenhagen die eben erschienene lateinische Schrift Luther's über die Geistlichen und Klostergelübde mitgetheilt, hat sie Bugenhagen sofort wiederholt durchgelesen und nach langem Nachdenken gesagt: „Diese Sache wird eine Veränderung im Status publicus bewirken. — Die Lehre, welche bisher vorgetragen worden, würde den Status publicus nicht verändert haben.“ Und Melanchthon selbst hat einst in überaus lieblicher Weise erfahren, was das Pfarrhaus und die Pfarrfrau bedeute. Der große Gelehrte, dem geistlichen Stande nicht angehörend und darum nicht in der Gefahr, durch Bruch eines Gelübdes den Zorn der Gegner herauszufordern, aber durch seine schüchterne Natur und die ungemessene Liebe zu den Wissenschaften bedenklich gegen den Ehestand, war doch durch den Zuspruch der Freunde dazu gebracht worden, im Alter von dreiundzwanzig Jahren die gleichaltrige Tochter des Bürgermeisters Krapp in Wittenberg heimzuführen. Aber es sah anfangs nicht darnach aus, als ob der gelehrte Mann den Segen des Ehestandes je fröhlich empfinden werde. Fünf Wochen nach der Hochzeit schrieb er dem Ambrosius Blaurer: „Ich kann nicht sagen, was ich leide, doch wird das, was von Gott kommt, am Ende zu tragen sein.“ Er lebte sich allmälig in die Ehe ein, und wie von der eigenen, so sah er von anderen evangelisch geführten Ehen dankbar den

Segen. Es war im März 1530. Der Kurfürst hatte die Theologen nach Torgau entboten zur Feststellung der Artikel, welche die Evangelischen auf dem Reichstag zu Augsburg zu verantworten gedachten. Melanchthon hatte die Hauptarbeit. Die Berathungen fanden im Pfarrhause statt. Eines Tags, als die Männer mit einander beteten, ward Melanchthon durch einen Boten herausgerufen. Müde und traurig stand er auf, fertigte den Boten ab und ging dann in sein Gemach. Da fand er des Pfarrers und der beiden Caplane Frauen sammt den Kindern. Einige der Kinder tranken an der Mutterbrust, andere wurden im Katechismus und Gebete verhört. Da steht Melanchthon still, hört der Kinder Stammeln und denkt an den Psalmspruch: „aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir ein Lob zugerichtet". Besonders beweglich ist ihm der Anblick, wie eines Caplans Frau ihr Kindlein stillt, ein andres im Gebet verhört und ihrem Manne das Mittagsmahl bereitet. Er ruft aus: „ach welch heiliges und Gott angenehmes Werk!" Dann geht er wieder zu den Theologen fröhlich und getrost. Luther fragt ihn, was ihn so fröhlich und getrost gemacht? Darauf erwiederte er: „Ach, liebe Herrn, laßt uns nicht so kleinmüthig sein, jetzt hab' ich die gesehen, die für uns kämpfen werden, die uns beschützen, die auch wider alle Gewalt unüberwindlich sein und bleiben werden." Luther fragt, wer denn diese Helden wären? Philippus antwortete: „Unsers Pfarrers und der Capläne Weiber und Kinder, deren Gebet jetzo angehöret ist, wie denn auch bisher der treue Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi solch ihr Gebet nicht verachtet hat." Das gab den Theologen große Freudigkeit, daß sie fest in der Wahrheit blieben und mannhaft ihr evangelisches Zeugniß gaben.

---

5. Das Protestantische im deutschen Pfarrhaus.

Nach seiner geschichtlichen Herkunft vom Speierer Reichstag von 1529 liegt das Protestantische in der Verwahrung des Gewissens, sich in Sachen des Glaubens von keiner äußern Gewalt bestimmen zu lassen, sondern allein die Ehre Gottes, seines heiligen Worts und der Menschen Seligkeit zu suchen. In der Meinung der modernen Aufklärung ist das Protestiren das Recht des Einzelnen, zu allem, was ihm nicht gefällt, Nein zu sagen, ohne die Pflicht, etwas Gemeinförderliches an die Stelle zu setzen. Nach dem Sinne derjenigen evangelischen Männer, die sich des Namens „Protestant" nicht schämen, sondern ihn als einen Ehrennamen festhalten, ist der Protestantismus ein Princip, das in dem Evangelium liegt, — die Triebkraft nämlich, welche das evangelische Leben nicht isoliert, sondern das Evangelium als Sauerteig in das gesammte Leben mengt, damit es überall von der Weihe Christi Zeugniß gebe. Wenn der evangelischste der deutschen Männer, Martin Luther, frei zugleich und gebunden durch Gottes Wort, das Wort keinem Menschen wider sein Gewissen aufzwingt, sondern durch das Zeugniß des eigenen versöhnten Gewissens zur Annahme anpreist; wenn er, mit Leib und Seele dem Reiche Gottes angehörend, dennoch der weltlichen Obrigkeit einen Gottesberuf zuschreibt; wenn er, der Mann der tiefsten Betrachtung, der heftigsten Anfechtung, des heißesten Gebets, frei und froh der Traulichkeit und Behaglichkeit des Familienlebens sich hingiebt; wenn er die Reformation auch darum eine Morgenröthe nennt, weil in ihr uns wieder die Erkenntniß der Creaturen aufgegangen, von welcher Erasmus nichts wisse; und endlich, wenn er nicht der Meinung ist, daß durch das Evangelium alle Künste sollten zu Boden geschlagen werden, sondern

vielmehr der Meinung, daß sie durch das Evangelium erst recht zu dem Gebrauch kommen, zu welchem Gott sie gegeben habe — diese fromme Freiheit, diese gottselige Weltoffenheit ist das Protestantische. Wie es sich von der Reformation her im deutschen Pfarrhaus geltend gemacht und von demselben als eine Kraft der Erbauung und Bildung ins Volk hinausgewirkt, das soll mit einigen Strichen veranschaulicht werden.

Das evangelische Pfarrhaus nimmt sich des Christenhauses förderlich an. Unprotestantisch wär' es, wenn auch nach der evangelischen Erneuerung der Kirche das Volk zur Andacht ausschließlich in die Kirche gerufen worden wäre — protestantisch nennen wir es, daß jedes Christenhaus nun eine Kirche sein und seinen Hauspriester, seine Hausbibel, seine Hauspostille, seinen Hausgesang, seine Hausgemeinde haben soll. Das Pfarrhaus will nichts für sich. Nirgends ist der Ruf: daß sie alle weissagten! lebhafter wiederholt worden, als im evangelischen Pfarrhaus. Jeder Hausvater sollte des priesterlichen Amtes warten. Wie er das leibliche Brod austheilt, so soll er mit dem geistlichen die Seinen versorgen. Dazu wird ihm die Bibel gegeben, die im Wartburger Stüblein von Martin Luther begonnen, doch erst in Luther's Pfarrhaus, unter dem Beirath der Freunde, vollendet ward. Wundersam! Als die alte Welt im Römerreich reifte und abfiel, da war es unter den Völkern, welche die neue Welt mit ihrem Getümmel erfüllten, ein germanischer Stamm, die Gothen, denen zuerst von Ulfila die Bibel in der Volkssprache gegeben ward. Ein Mann germanischen Bluts, Luther, hat dann den Gedanken siegreich durchgekämpft, daß jeder Christenmensch die Bibel selbst in der Hand haben müsse, um sich zur christlichen Selbständigkeit zu erheben. Und die germanischen Völker sind es, die in einer vorher unerhörten Weise für die Aus-

breitung der Bibel bis zu den fernsten Enden der Erde beitragen. In der Werthschätzung der Persönlichkeit, der Freiheit, des Selbstsehens, Selbsturtheilens, Selbstkämpfens, Selbstsiegens, liegt eine Verwandtschaft zwischen der Naturanlage der Germanen und dem Geiste der Bibel. Und das deutsche evangelische Pfarrhaus hat das bewährt. Aber nicht die Bibel allein ging vom Pfarrhaus in die Christenhäuser. Es gesellte sich zu ihr das Zeugniß aus der Bibel, die erbauliche Schrift. Welche Segensströme haben sich seit Luther's Tagen bis auf unsere in frommen Büchern aus dem Pfarrhaus ins Christenhaus ergossen! Man denke sich unser liebes deutsches Volk am Feierabend und am Sonntag, in Krankheit und Armuth, in Verfolgung und Krieg, in all dem Wechsel des Lebens — und welche Wechsel hat es erlebt — ohne Luther's Predigten, Nicolai's Freudenspiegel des ewigen Lebens, Herberger's Herzpostille, Arndt's wahres Christenthum und Paradiesgärtlein, Heinrich Müller's geistliche Erquickstunden, Scriver's Seelenschatz und zufällige Andachten, Spener's und Francke's Schriften, Woltersdorf's fliegenden Brief, Schmolcke's, Habermann's, Starck's Gebetbücher, den Reichthum von Schriftauslegung, den die Würtemberger Bengel, Steinhofer, Rieger gebracht, bis zu den neuesten herauf. Es sind nur wenige Namen aus einer unendlichen Menge genannt — aber der Gedanke, daß unser Volk alle dieses Labsal nicht gehabt, führt den Schauer der Leerheit mit sich, und es ist nicht blos der Gehalt an göttlichem Wort, wodurch diese Bücher unsern Christenhäusern Segen gebracht, es ist auch ihre Gestalt. Sie sind, aus den häuslichen Erlebnissen hervorgegangen, den häuslichen Verhältnissen angepaßt. Der Pfarrer spricht in ihnen zu den Pfarrkindern wie ein Ehemann, wie ein Vater, wie ein

Hausherr, der das Wort Gottes für sein eigenes Haus durchlebt und es darum andern Häusern herzmäßig bringen kann. Es ist der Haus- und Herzenston, das Gemüthliche und Warme, bald das Saftige, bald das Körnige, was diese Zeugnisse aus Gottes Wort unserm Volke so werth macht, als alte, liebe Tröster.

Die deutsche Reformation ist mit dem Liede groß geworden. Das erste, das Luther gesungen, war jenes Lied im Ton des historischen Volksliedes, das er auf die zween in Brüssel am 1. Juli 1523 verbrannten Märtyrer gesungen. Bald darauf drang ihn das Bedürfniß nach deutschem Gesang für den Gottesdienst zur Umdichtung von Psalmen. Aber nachdem die Wittenberger Nachtigall einmal den Ton angegeben, rührten sich im ganzen Wald die Stimmen. „Nicht an wenig stolze Namen ist die Liederkunst gebannt, ausgestreuet ist der Samen über alles deutsche Land.“ Man hat wohl gesagt, das deutsch-evangelische und noch bestimmter: das deutsch-lutherische Volk sei fast mehr ein Gesangbuchs- als ein Bibelvolk. Jedenfalls läßt sich eine Geschichte des innern Lebens unserer deutsch-evangelischen Kirche, wenn man sie an einem einzelnen Stücke dieses Lebens geben will, an der Geschichte des geistlichen Liedes so gut geben, als an der Geschichte des Pfarrhauses, und das Pfarrhaus hat auch am geistlichen Lied den größten Theil. Es fehlen neben den Männern die Frauen nicht — neben Luther Elisabeth Creutziger, neben Paul Gerhard Luise Henriette, die Kurfürstin von Brandenburg, und ihr folgend andre fürstliche Frauen, die Gräfinnen Ludämilie Elisabeth und Aemilie Juliane von Rudolstadt, die Landgräfin Anna Sophie von Hessen, und unter den pietistischen Frauen des Adels Henriette Catharina von Gersdorf, Benigna Maria von Reuß,

Erdmuth Dorothea von Zinzendorf, Susanne Catharine von Klettenberg, ferner die Würtembergerin Magdalene Sibylle Rieger, in Hannover Maria Magdalene Böhme, und die Schwestern in Herrnhut Anna Nitschmann und Anna Dober. Und neben den Geistlichen fehlen die Laien nicht, zumal in den Tagen des dreißigjährigen Kriegs und der pietistischen Erweckung. Adam Drese sang sein Lied „Seelenbräutigam“ als Kapellmeister. Johann Frank, der Dichter von „Jesu, meine Freude“, „Schmücke dich, o liebe Seele“, war Bürgermeister. Paul Fleming schloß sich als Arzt einer Gesandtschaftsreise nach Persien an und rüstete sich mit „In allen meinen Thaten“. Das Lied „Meinen Jesum laß ich nicht“ hat der Gymnasialrector Christian Keymann gesungen. Georg Neumark, der in schweren Tagen des Herrn Hilfe wunderbar erfuhr und davon in seinem Liede „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ Zeugniß gab, war Archivsecretär und Bibliothekar. „Betgemeinde, heilige dich“, diesen Ruf hat zuerst der Preußische Minister Ludwig von Pfeil erschallen lassen. Ein Arzt, Christian Friedrich Richter in Halle, hat uns das wundervolle Lied „Es glänzet der Christen inwendiges Leben“ geschenkt, und das Pilgerlied „Kommt, Kinder, laßt uns gehen“ und das Lied der anbetenden Hingabe „Gott ist gegenwärtig“ verdanken wir dem Bandweber Gerhard Tersteegen. Wir sehen, die Reformation hatte den Laien die Zunge gelöst. Aber in den Pfarrhäusern war doch des Liedes reichster Quell. Mit Luther stimmen in den Bekenntnißton des ältesten evangelischen Kirchenliedes die Geistlichen: Speratus, Jonas, Eber, Alberus, Graumann, Hesse, Mathesius, Ringwald, Schalling, Selnecker, Bienemann. Von der ersten Zeit des strengeren Tones in die neue des persönlichen

Zeugnisses leiten hinüber die Pfarrer F. Nicolai und Herberger. Es singen im siebenzehnten Jahrhundert Heermann, Rist, Gesenius, Rinckart, Stegemann, Meyfart, Paulus Gerhardt, lauter Geistliche. Die Pietistenväter stimmen einen neuen Ton an Spener und Francke, und während Neumeister, Lösche, Schmolcke den alten noch fort singen, gehen in den neuen ein Schade, Arnold, Freylinghausen, Schröder, Schmidt, Rambach, Allendorf, Lehr, Woltersdorf, Hiller, Zinzendorf. Aus der Zeit des ungebrochenen Glaubens in die Zeit der neuen Gläubigkeit geht die Gemeine, geleitet durch den Gesang der Münter, Cramer, Sturm, Lavater, Herder, Hermes. Und die Schwalben, die einen neuen Frühling verkünden, sind Krummacher, Albertini, Döring, Möwes, Theremin, Major, Spitta, Bahnmeyer, Knapp, Lange, Hagenbach, Knack, Gerock, Sturm. Wer nur die Lieder dieser Reihe von Pfarrern je mitgesungen hat, der weiß den Segen zu schätzen, den Deutschland den evangelischen Pfarrhäusern zu verdanken hat. Es ist auch hier wieder auf den Hauston im besten Sinne hinzuweisen. Zwischen der gehaltenen Strenge und dem der spielenden Traulichkeit schlagen sie im Großen und Ganzen den mittleren Weg herzmäßigen Zeugnisses an. Man vergleiche des trefflichen, dichterisch begabten und menschenfreundlichen Jesuiten Friedrich Spee „Trutz Nachtigall" mit Paul Gerhardt, seinem Zeitgenossen. Dort die schöne Gabe durch eine süßliche Weise geschädigt, welche die geschmackloseste Schäferpoesie auf die Auen des guten Hirten überträgt, in unvolksthümlicher Spielerei — hier der volle, warme, herzmäßige und volksthümliche Ton.

Was die Pfarrer in ihren Häusern den eigenen Kindern an guter Lehre göttlichen Worts boten, das gönnten sie

und schafften sie zugleich allen Kindern der Gemeinde. Aus den deutschen evangelischen Pfarrhäusern ist die deutsch-evangelische Volksschule erwachsen, ein Kleinod von solchem Werth, daß billig alle evangelischen Männer, die ihr Volk lieb haben, zusammenstehen sollten, dasselbe gegen den Geist dieser Zeit zu vertheidigen. Der Umschwung, der in Unterricht und Erziehung durch die Reformation sich vollzog, konnte nicht größer sein. Es ist neuerlich in der „Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgang des Mittelalters“ von Johannes Janssen über den Volksunterricht vor der Reformation Manches beigebracht worden, das uns den Zustand in günstigerem Lichte darzustellen versucht, als wir Protestanten ihn zu schauen gewöhnt sind. In der That, es klingt fast, als ob Luther spräche, wenn es im „Seelenführer“, einem vorreformatorischen Buche, heißt: „Die Hoffnunge der Kirche, das sind insonderheit die Jungen. Darumb soll alle unterweysung damit anheben, die eltern zu ermanen, daß sie ire kinder in christlicher zucht und eren aufwachsen machen und ir haus für die zarten kindlin die erste schul und erste kirche sy — christenliche Mutter, wan du din kind, das ist gottes ebenbilde, uff din knien hast, so mache ihm das zeichen des heiligen Crutzes uff stirne, mund und brust, und bete mit im, wann es sprechen kann, das es nachbetet. Du sollt din kind segnen: den glauben leren und es füren zur Bicht fruzitig, es auch unterweysen, was es bedarf, gut zu bichten. — Vater und Mutter sullent den kleinen mit gutem erbaren wandel vorgeen und die kinder an sunntagen und feyertagen zu amt und predigt füren und vesper und sunsten noch offten zur meß.“ Der häuslichen Erziehung tritt nach dem „Seelenführer“ die des Pfarrers ergänzend zur Seite. „Das ist insonderheit ein loblicher gebrauch, als es von frummen priestern offten in dorffern und stedten ingefürt ist, an

vormittagen oder nach imbis die stücke des glaubens und die gebetten den jungen und alten zu ercleren und zu fragen, was sy darüber verstanden han.“ Es hat deutsche Bibeln vor Luther gegeben, aber nicht für das gesammte Volk. Es hat deutsche geistliche Lieder in großer Zahl vor Luther gegeben, aber nicht mit der Fülle erschlossenen Glaubenslebens, zu welcher er verholfen, und nicht mit dem Rechte, zwischen den lateinischen Gesängen ebenbürtig als der Volksgesang gemeiner Christenheit zu erklingen. Es hat christlichen Unterricht und Erziehung gegeben, aber nur als die Sache einzelner frommer Eltern, einzelner treuer Geistlichen, aber nicht als heilige Volkssache. Es fehlte die Volksschule, ohne welche dem einzelnen Kinde keine Bürgschaft gewährt ist, daß es bei etwaiger schlechter Häuslichkeit, etwaiger Gewissenlosigkeit des Geistlichen zu seinem Christenrecht kommt, das ihm die Taufe erworben, in Gottes Wort unterwiesen werden und aufwachsen zu dürfen. Mädchenschulen gab es nicht. Die Knabenschulen waren Fachschulen für die künftigen Geistlichen, Aerzte, Rechtsgelehrten und andere hervorragende Berufe. Und in welchem Zustande der Veräußerlichung und Verlüderlichung, der Rohheit und Grausamkeit gegen die Jugend die Schulen sich befanden, wir lernen es nicht nur aus Thomas Platter's Bacchanten- und Schützenerzählungen — was die reformatorischen Männer Luther, Myconius, Mathesius, Hermann, Erasmus Alberus erzählen, ist entsetzlich zu hören, und stimmt zum Dank, daß es durch die Reformation anders, gründlich anders geworden. Das Evangelium klang wieder durch das Land mit seiner Lockstimme: lasset die Kindlein zu mir kommen! und die Stimme fand in Pfarrerherzen, die Vaterherzen waren, vollen Wiederhall. Die Kinder wurden als Gottes Lieblinge, als der Häuser theuerste Schätze erkannt, und die Liebe geleitete sie vom Haus in die Schule, von

der Schule zum Haus. Evangelisch war's, daß hinfort keine Schule sein sollte ohne Evangelium, protestantisch, daß keine Schule gehalten werden sollte, in welcher nur das Evangelium gelehrt ward. Wenn der protestantische Wunsch, daß jeder Christenmensch selbst in der Schrift forsche, der nächste Grund zum Unterricht im Lesen war, so trieb doch eben die Schriftforschung zugleich zum höhern Unterricht in den Sprachen. „So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten," rief Luther den Bürgermeistern und Rathsherrn aller Städte Deutschlands zu, indem er sie ermahnte, christliche Schulen aufzurichten und zu erhalten. Aber die köstlichste Frucht der Reformation bleibt die Volksschule, von welcher kein Wissen ausgeschlossen ist, sofern es mit dem Alter der Schüler und der Zahl der Stunden sich verträgt und nicht zu oberflächlicher Vielwisserei führt, in welcher aber Luther's Bibel, Luther's Katechismus und Luther's Gesang den Kern des Schulunterrichts, ich will mehr sagen: des Schullebens bilden. Eine überaus köstliche Frucht der Reformation ist und bleibt die Volksschule, die keinen andern Charakter haben kann als den confessionellen, die Volksschule, deren Schüler zur Kirche, zum Gottesdienst, zum Sängerchor in einem bestimmten, bindenden Verhältniß stehen und durch die Begleitung der Leichen mit ihrem Gesang als lebendige Glieder nicht der Schule allein, nicht der Kirche allein, sondern der Gemeinde sich erweisen. Als ob die Menschen für die Schule geschaffen wären und nicht vielmehr die Schule für die Menschen, so fängt man heute an, die Schulsache über die Köpfe, Herzen und Bedürfnisse des Volks hinweg zu behandeln. Der Confirmanden-Unterricht ist in Gefahr, durch die Schule in die Ecke und Enge getrieben zu werden, der Pfarrer, der hinter dem Sarge her zum Grabe geht, ist in Gefahr, ohne einen Sängerchor zu sein, in Baden ist

man sogar auf den genialen Gedanken gekommen, um der Juden-Kinder willen, die am Sonnabend die Schule nicht besuchen, den Pfarrern an diesem arbeitsvollsten Tag den christlichen Religionsunterricht in der Schule zuzumuthen — als ob an dem Confirmandenunterricht weniger gelegen sei als an irgend welchem Unterricht in den Realien, als ob für die Kinder durch den Gesang vor dem Sarg her nicht ein Gewinn an ernsten Eindrücken und ein Gefühl, doch auch etwas zur Erbauung der Gemeinde beitragen zu können, verschafft würde, der eine verlorene Schulstunde wohl ersetzen kann, als ob um des Staatsgötzen Parität willen die Wägung der für das Volksleben wichtigen Kräfte ganz unterbleiben dürfe. Allen diesen Anläufen gegenüber gilt es, die confessionelle Schule mit protestantischer Schneide gegen die Simultanschule zu vertheidigen. Denn die eine ist die Schule des Fortschritts, da sie auf die Höhe des religiösen Lebens strebt, der Erfüllung des Volks mit der Offenbarung Gottes in Christo, die andre die Schule des Rückschritts, da sie aus der vollen Wahrheit des Evangeliums zu den dürftigsten Allgemeinheiten und Anfängen zurücklenkt. Die eine ist die Schule der Freiheit, da sie die Freiheit des Christenmenschen, seines Glaubens leben zu dürfen, nicht verkümmert, die andre die Schule der Knechtschaft, da sie das innerste Leben, aus welchem alles andere Leben herauswachsen muß, das Glaubensleben unterbindet. Die eine ist die Schule der Duldung, denn bei confessioneller Sonderung wird kein Andersgläubiger durch den Unterricht verletzt, die andere die Schule der Unduldsamkeit, denn auf die Schulbänke nebeneinander gerückt, werden bald die Evangelischen vor den Katholiken, bald die Katholiken vor den Evangelischen durch diese und jene Meinung des Lehrers sich gekränkt fühlen. Die eine ist die Schule des Charakters, denn wo confessio-

nell gelehrt wird, darf doch der Lehrer von Luther oder Papst eine Ueberzeugung aussprechen, die andre ist die Schule der Charakterlosigkeit, denn selbst im geographischen Unterricht müßte der Lehrer mit seinen Schülern rheinabwärts fahren und Constanz und Straßburg, Speier und Worms stille vorbeilassen, in Angst, von den weltbewegenden Dingen, die sich da zugetragen, etwas sagen zu müssen. Die eine ist die Schule der Poesie, denn in ihr wird der lieben Jugend Weihnacht und Ostern und Pfingsten, die heilige Geschichte und der heilige Gesang nicht vorenthalten, die andre die Schule der Prosa, denn die Poesie, die in das Kindesherz strömt aus dem Kinde Jesu und der ganzen Liebesoffenbarung, die in ihm uns geworden, können auch die größten Dichter nicht ersetzen. Aus dem Pfarrhaus sind zur Gründung der deutschen evangelischen Volksschule die kräftigsten Antriebe hervorgegangen. Die Pfarrer haben durch alle Jahrhunderte mit der größten Uneigennützigkeit dieser Schule ihre Kräfte gewidmet. Wir wollen hoffen, daß zu all den Anfechtungen, welche die Pfarrhäuser unsrer Tage mit Schmerz erfüllen, nicht auch der Kummer noch hinzugefügt wird, daß sich die Schule und ihre Jugend, weil in Gleichgiltigkeit gegen die Kirche, im Gegensatz gegen die Pfarrhäuser gestaltet.

In den Pfarrhäusern ist auch durch alle folgende Jahrhunderte die Kunst der Erziehung und des Unterrichts und die warme Volksliebe heimisch geblieben, welche an der Volksbildung kräftig mitarbeitet. Und Niemand darf behaupten, daß die Theologen, beim Fortschritt der Volksbildung nach dem Fortschritt des geistigen Bedürfnisses und geistigen Lebens, in Theorie oder Praxis sich in dem Herkömmlichen festgesetzt und für die Neuerungen verschlossen hätten. Den gewaltigen Antrieben des sechszehnten Jahrhunderts, die Luther gegeben und die durch die evange-

lischen Schulordnungen Gestalt gewonnen, folgten im siebzehnten Jahrhundert Johann Valentin Andreä, namentlich aber Amos Commenius, ersterer mit seiner Bekämpfung des Mechanischen im Unterrichte, letzterer mit seinem unermüdlichen Streben, den Unterricht erziehlich zu gestalten und in das Schulwesen, neben der Gnade im Wort Gottes, auch die Natur mit der Fülle ihres mannigfaltigen Lebens einzuführen. Und der Hamburger Hauptpastor Balthasar Schuppe, der Mann mit der Luther'schen Frische und Kraft der Rede, erhebt laut seine Stimme dafür, daß die liebe Jugend bei ihrem Studieren von dem verdrießlichen, weitläufigen zu einem kürzern, leichtern Weg geführt und in dem Unterricht die deutsche Sprache gebraucht werde. Und die Fehler, die der lutherischen Orthodoxie in Bezug auf die Behandlung der Jugend anklebten, haben die pietistischen Väter Spener und Francke, der erstere hauptsächlich durch seine tiefe Einwirkung auf den Katechismus-Unterricht, der letzte durch die Errichtung musterhafter Schulen in neuer Gestalt zu verbessern gesucht. Es soll doch unvergessen bleiben, was die Lutheraner in Sachsen Spener durch ihren Tadel für ein Lob spendeten: „Wir wollten einen Oberhofprediger haben und haben einen Schulmeister bekommen.“ Und lernen sollten es die modernen Schulmeister, daß A. H. Francke nicht blos den Unterricht mit der Erziehung und die Erziehung der Jugend mit ihrer Frömmigkeit in innigen Zusammenhang zu bringen suchte, sondern daß er die Realien in die Schulen einführte und so der Vater der Realschulen geworden ist. Und als unter dem Einfluß der Ausländer John Locke und J. J. Rousseau in Deutschland Männer, die nicht in Pfarrhäusern wohnten, die Basedow, Salzmann, Campe, Pestalozzi sich der Erziehung annahmen, haben die Theologen mit ihrer Arbeit nicht aufgehört. In Halle hat ein Nachfolger

Francke's, der Kanzler A. H. Niemeyer, mit seinen Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts, in Heidelberg Fr. H. Chr. Schwarz, Jung Stilling's Schwiegersohn, mit seiner „Erziehungslehre" mitten in den hochgehenden Wogen der pädagogischen Reformbewegung mit der anerkennenswerthesten Besonnenheit die pädagogische Aufgabe der Zeit zu lösen versucht. Und als die Philosophen Kant, Fichte, Hegel, Herbart, einer nach dem andern, die Erziehungslehre als einen Hauptzweig am Baum ihrer Wissenschaft pflegten, als Dichter wie Lessing, Schiller und Jean Paul, der erste namentlich durch die Gedanken, die er in der „Erziehung des Menschengeschlechts" aussprach, die menschlichen Erzieher auf das Urbild des göttlichen Erziehers hinweisend, der andere mit „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen", der dritte mit seiner „Levana", die philosophischen Anschauungen dem Verständniß der Gebildeten überhaupt näher brachten, immer waren es zugleich Theologen, die neben christlich gesinnten Nichttheologen, wie Zeller in Brügge, Karl von Raumer in Erlangen, das Feld der Erziehung bearbeiteten. Mag in Herder und Schleiermacher der Philosoph so stark wie der Theolog an der Arbeit sich betheiligen — als Männer der erzieherischen Theorie oder Praxis sind die Theologen Denzel († 1838 als Prälat in Würtemberg) und Dinter († 1831 in Königsberg), Natorp und Harnisch, Palmer und G. Baur mit allen Ehren zu nennen. — Aber mit der Aufzählung solcher Namen ist die Betheiligung der Theologie an der Arbeit der Erziehung nicht erschöpft. Wir dürfen doch der Candidaten nicht vergessen, die sich der Jugend in vornehmen und reichen Häusern annehmen und nicht selten zu der Wohlthat, die sie den Zöglingen erweisen, eine geistige Erfrischung, eine religiöse Belebung dem Hause

der Eltern zufügen; der Candidaten, die in kleinen Städten die höher strebende Jugend um sich sammeln und manches gute Ingenium auf den Weg der Wissenschaft und der Wirksamkeit führen; der Candidaten, wie der ehrwürdige Seminardirector Zahn in Mörs, welcher sich auf der Candidatenconferenz des Stuttgarter Kirchentags 1850 auch als Candidat einfand. — Aber endlich das Pfarrhaus! Im Pfarrgarten zu Niederau bei Meißen stehen zwei Linden und hinter demselben dicht an der Mauer noch zwei. Diese Linden hat ein Knabe gepflanzt, der bei dem seligen Pfarrer Krebel in Kost und Lehre gewesen. Der Knabe war aus Rammenau in der Oberlausitz, eines Bauers und Bandwirkers Sohn. Als einst der Kammerherr von Miltitz nach Rammenau gekommen war, die Kirche und nachher die befreundete Gutsherrschaft zu besuchen, war der Gottesdienst schon vorüber und er klagte, daß er die Predigt versäumt. Da rief man scherzweise jenen Knaben, weil er die Predigt so gut wiederholen könne. Und der Knabe erfüllte seine Aufgabe trefflich. Miltitz hatte große Freude an seinem aufgeweckten Geiste und übergab ihn dem kinderlosen und kinderliebenden Pfarrer von Niederau. Dort legte der Knabe den Grund zu dem, was er ward, in dem trefflichen Hause und in der schönen Natur — es war Johann Gottlieb Fichte, der nachher zu der deutschen Nation gesprochen, wie seit Luther es keiner gethan. Und wie viele arme Knaben verdanken in ähnlicher Weise einem Pfarrhause, was sie geworden sind. Und wie viele reiche! — Ich darf nur hinweisen auf die entzückende Erzählung voll dankbarer Liebe, die Wilhelm von Kügelgen in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ gegeben vom Pfarrhaus in Lausa, in welchem der ehelose Roller, ein wundersames Original voll unpädagogischer Manieren und doch mächtiger Erziehung

hauste, und vom Pfarrhause in Bernburg, in welchem Krummacher in reichem Familienkreise waltete, der Vater und Großvater berühmter und trefflicher Pfarrer. Roller, mit seinen bäuerlich gekleideten zwei Schwestern wirthschaftend, aus festem Holz geschnitzt, Hunger und Blöße wie die neue falsche Lehre überwindend, wie er Morgens aus seinem Kochtopf Schwarzbrod und Milch mit dem blechernen Löffel ißt, mit Katzen und Tauben wie mit seinen Zöglingen auf gleichem Fuß der Kameradschaftlichkeit, aber in der Confirmandenstunde, bei der Confirmation, welch ein Mann! „Vor uns stand Roller. Er sah wie ein Felsen aus vom ersten Schöpfungstage, wie ein Denkstein aus uralter Zeit. Die feste Gestalt, das unwandelbar edle Gesicht, die ruhige Haltung, die objective Rede, aus der nicht die Zerrissenheit menschlicher Meinungen, Vermuthungen und Gefühle, sondern die majestätische Gewißheit ewig unwandelbarer Wahrheit sprach: das alles hatte etwas Apostolisches. Sein dunkles Auge lag auf uns mit dem Ausdrucke, nicht des Stolzes, sondern der sorgenden Liebe; und als er nun aus der Tiefe seines Herzens zu uns sprach, stahl sich eine Thräne nach der andern über das stählerne Gesicht. Diese innere Bewegung eines Mannes, der seine Empfindung sonst unter Schloß und Riegel hielt, ergriff mich mehr noch als die Worte, die er sagte, und sehr bald fand ich mich so tief eingetaucht in die Feier jener heiligen Stunde, daß ich auf Worte kaum noch hörte. Zu einigem Aufmerken kam es erst wieder, als ich knieend auf den Stufen des Altars, meine Hand in Roller's rechter, seine linke auf meinem Haupte, den Segen der Kirche empfing. „Giebst du dich dem Herrn Jesu mit Leib und Leben zum Eigenthum hin?" So frug mich Roller, und ich sagte „Ja!" und meinte es aufrichtig und ehrlich. Darauf sprach er weiter: „Selig sind, die reines

Herzens sind!“ „Soll mir's hart ergehn — laß mich feste stehn — und selbst in den schwersten Tagen niemals über Lasten klagen — denn durch Dornen hier — geht der Weg zu Dir.“ So war Roller, bei dem der Knabe Aufnahme gefunden. Anders Krummacher, der Dichter, eben erst aus weicher Frömmigkeit des Gefühls sich zur Festigkeit des Worts in Schrift und Bekenntniß durchringend, neue Erfahrungen des innern Lebens mit dichterischem Schwung, mit jugendlicher Wärme der Gemeinde verkündend, zum Vortheil seiner Predigt selbst für ein Wort des Zöglings zugänglich, für diesen, ob im feinen schwarzen Kleide des Superintendenten, ob Abends in der weißen Piquetjacke unter den Seinen, ob auf der Kanzel im Frack und Mäntelchen — immer der geliebte „Aetti“, fromm und froh, ein Dichter und Sänger, ein Hausvater und Priester. — Wie viel Segen der Art, wie Roller's und Krummacher's Haus ihn gespendet, ward dankbar empfunden, ohne daß der Empfänger davon so köstlich erzählt. Der Segen hört nicht auf, so lange es ein evangelisches Pfarrhaus giebt. Es war vor fünfzehn Jahren, da brachte ein lieber, frommer, ehrwürdiger Greis aus einer reichen französischen Stadt, ein lebendiges Glied der Gemeinde altreformirten Bekenntnisses, seinen Jüngsten, seinen Benjamin, einen achtzehnjährigen, wohlgerathenen, geistig lebendigen Jüngling, der eben Bachélier geworden, aber nicht wußte, was er weiter werden solle, in das Pfarrhaus eines weitabgelegenen süddeutschen Gebirgsdorfs. Er soll wenigstens deutsch lernen. Das Uebrige wird Gott fügen. Die Pfarrersleute wachsen mit dem Jüngling aufs innigste zusammen. Sie verzichten auf alle Einwirkung auf die Wahl seines Berufs. Sie lassen sich in den langen Abendstunden seine Lieblingsstücke vorspielen und sind immer wieder bereit, in Gespräche über Literatur mit ihm einzugehen. Es war anfangs kein Leichtes,

für das Kind eines reichen Hauses in die engen Räume des Pfarrhauses, für das Stadtkind in die Dorfeinsamkeit sich zu gewöhnen. Aber der Winter warf Reif und Schnee auf Wald und Wiese, und die poetische Ader des Jünglings ward durch das ungewohnte Schauspiel erregt. Advent kam mit der heiligen Geschäftigkeit seiner Rüstungen, mit all den traulichen Gesprächen, die dabei gehalten wurden, mit all seinen Liedesklängen, die Haus, Schule und Kirche mit süßem Leben erfüllen, es kam Weihnacht selbst mit Licht und Duft und Klang, der Jubel des Hauses, das nächtliche Wandern des Volks durchs schneeige Gefilde nach der Kirche, der Gang der erfreuenden Liebe durchs Dorf zu den Armen und Kranken, das Glänzen der Kinderaugensterne, — das alles war dem französischen Jüngling eine neue, schöne, warme Welt. Und als Weihnacht vorüber war, da that sich sein Herz eines Abends vor den Pfarrersleuten auf: „Ich weiß nun, was mein Beruf ist — ich werde Theologe.“ Und er ist's geworden und pflegt in der französischen Hauptstadt seine Gemeine und von ihr aus die Kirche des evangelischen Bekenntnisses im Land. — Zu den Pfarrhäusern, die dann und wann einmal einen Zögling aufnehmen, wie es sich gerade fügt, kommen dann jene, die zu eigentlichen Pensions- und Schulanstalten geworden und unter denen das Haus des Würtemberger Flattich das eigenthümlichste und berühmteste sein mag. Man hat oft gespöttelt über die frommen Pfarrhäuser, welche die bösen Jungen der vornehmen Leute aufnehmen. Wer hineingesehen hat in die Macht des Verderbens, welche unsere Jugend umgiebt, und in den Jammer des Elternherzens, den die üblen Wege der Kinder bereiten, der vergißt das Spotten und dankt Gott, daß es solche Zufluchtsstätten, solche Segensstätten giebt.

Nicht auf solche erzieherische Thätigkeit im engern Sinne beschränkt sich die bildende Thätigkeit der Pfarrhäuser. Ihre

Stille, ihr Verwachsensein mit Land und Leuten, ihre tiefen Erlebnisse unter dem Volke und ihr Beruf, dem Volke im Besten Vorbild zu sein — das alles bringt es mit sich, daß der Pfarrer, wenn er eine schriftstellerische Gabe in sich fühlt, Volksschriftsteller und dadurch im vorzüglichen Sinne Volksbildner wird. Und die Volksschriften, welche von den Pfarrhäusern ausgehen, pflegen vor den Darstellungen des Volkslebens, wie sie schriftstellerische Touristen zu geben pflegen, sich durch den Vorzug zu unterscheiden, daß sie wirklich aus dem Volksleben stammen, daß ihnen namentlich das Volksleben auf dem Lande nicht erst durch den Gegensatz gegen das Stadtleben, sondern ganz an sich lieb und werth ist, ja als das schönste Leben erscheint. Nachdem Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud“ uns das Volksleben im Schweizerischen Gewand, Jung Stilling in der Gestalt des Köhler- und Handwerkerlebens, des Lebens der Pietisten und Mystiker im Siegenschen Berg- und Waldland, Immermann in der herben, urdeutschen Art Westfalens geschildert, treten die Pfarrer in die Schranken des Wettlaufes und erringen sich frische grüne Ehrenkränze. Das ist den besten unter den Erzeugnissen des Pfarrhauses eigen, daß sie nicht blos volksthümlichen Ton, sondern zugleich landschaftlichen Athem haben. Wie uns am edlen Weine die Blume entzückt, wie ein Gruß aus einem ganz bestimmten Weinberg, so athmet uns aus den Büchern, von denen wir reden, die besondere Luft einer Gegend frisch oder lind an, die wir einst als Wandrer um die Brust gespürt. Jeremias Gotthelf (Bitzius) mit seinen Erzählungen aus dem Berner Land voll derber Wirklichkeit, tiefster Belauschung der menschlichen Empfindungen und Leidenschaften, ernstester Gesinnung und wärmster Volksliebe, muß hier zuerst genannt werden. Stöber führt uns mit seinen Erzählungen aus dem „Alt-

mühlthal“ in eine Gegend, die sonst selten von fernher als Reiseziel ausersehen wird. Aus dem Frankenland und dem Spessart erzählt uns Caspari: seine Erzählung aus dem dreißigjährigen Krieg „Der Schulmeister und sein Sohn“ ist von ergreifender Wirkung, und was das Büchlein „Zu Straßburg auf der Schanz“ vermag, das hat ein Pfarrer einmal erfahren, als er Sonntags Abends von einer Predigtfahrt heimkam und die um die Pfarrerin versammelte weibliche Jugend zum Theil in Thränen, allesammt in tiefster Ergriffenheit fand. Was war geschehen? Nichts anders, als daß die Pfarrerin den Jungfrauen „Zu Straßburg auf der Schanz“ vorgelesen. Ein überaus sinniger, zarter, wahrhaft dichterischer Erzähler, der nur schrieb, weil er es nicht lassen konnte, und wenn er schrieb, mit seinem Herzblut schrieb, ist O. Glaubrecht (Rudolf Oeser). Die Wetterau ist seine Landschaft mit ihren Dörfern am erlenbepflanzten Bach, von denen durch die Wiese der Pfad nach der bewaldeten Höhe führt, die Wetterau zwischen Vogelsberg und Taunus, in welcher einst die „pietistischen“ Grafenhäuser der Solms, Isenburg, Stolberg zu finden waren, in welcher Zinzendorf seine Pilgergemeinde nach Marienborn, Ronneburg, Herrnhag geführt. Und die Gestalten, die Glaubrecht uns vorführt, sind „Stille im Lande“, sinnige, fromme Menschen mitten unter rohem Volk, arme fromme Schuster und reiche gottlose Müller, alte Mütterlein, deren inwendiges Leben glänzet, und verlorne Söhne, die in Wildheit untergehen — in allem aber ein zarter Hauch wahrhaftiger Poesie, die das enge Dasein zur Ewigkeit erweitert. — Es kommen zu den Volksschriftstellern, die aus Volksthum und Landschaft herausschreiben, andere wie O. W. von Horn (Oertel), der Männer aller Art uns in leichten Lebensbeschreibungen vorführt, und die ganze Reihe fleißiger Geistlichen, die ihre Muße dazu gebrauchen,

die Früchte der Wissenschaft dem größeren Kreis des Volks darzubieten und es mit einer passenden und nahrhaften geistlichen Speise zu versorgen. — Es werde, um die Bemerkungen über die volksbildende Thätigkeit der Geistlichen abzuschließen, nur noch daran erinnert, wie sie durch Schrift und Vorbild auch auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der Gemeinde heilsam eingewirkt. Wer Oberlin's Wirken kennt, wird es nicht verachten, daß dem noch vieles von selbst zufällt, der vor allem Gottes Reich zu bauen beflissen ist.

Wenn es sich darum handelt, das Protestantische im evangelischen Pfarrhaus nachzuweisen, den aus dem Evangelium stammenden mächtigen Trieb, alles Volksleben zu vergeistigen, so dürfen die Söhne nicht vergessen werden, welche aus den Pfarrhäusern stammen. Welche Bedeutung es für die Kirche hat, daß aus den Söhnen der Geistlichen von Geschlecht zu Geschlecht der Stamm ihrer Diener sich erneuet, davon soll später gehandelt werden. Hier gilt es einen Hinweis auf die stattliche Zahl tüchtiger Männer der höheren Berufsthätigkeit, deren Väter Pfarrer gewesen sind. Mehrfach sind Verzeichnisse derselben aufgestellt worden, jüngst von dem altkatholischen Rechtsgelehrten von Schulte in Bonn in seiner Schrift über den Cölibatszwang, und von dem evangelischen Consistorialrath Meuß in Breslau. Zum Theil mit Benutzung ihrer Nachweise werden einige Andeutungen gegeben. Zu allem Edlen, so scheint es, regt das Leben im Pfarrhaus an, zumal das ländliche. Haben sich schon die alten Würtemberger J. V. Andrä und Philipp Matth. Hahn gern mit Mathematik, der letztere sogar auf ihrem Grund mit Herstellung mechanischer Apparate, befaßt, so ist später aus einem Pfarrhaus der große Mathematiker Euler hervorgegangen. Das Leben auf dem Lande, der Anblick des gestirnten Himmels hat in den Astronomen

F. Th. Schubert, Olbers, Enke die Gabe geweckt. Pfarrerssöhne sind: der Botaniker Linné, der Chemiker Berzolius und sein Schüler Mitscherlich, der Reisende und Zoolog Lichtenstein, der Geograph und Physiolog von Zimmermann, der Botaniker Sprengel, die Aerzte Heim, Reil, Heusinger, die Anatomen Langenbeck, Loder, Barkow, Weber. Der Pfarrerssohn aus dem Erzgebirg Gotthilf Heinrich Schubert, der als Arzt seine Laufbahn begann und als Lehrer der Naturwissenschaft sie beschloß, hat die Herkunft aus dem Pfarrhaus lebenslang durch die frommen Schriften bezeugt, durch welche er zur Erbauung der Christengemeinde mitgeholfen hat. Den Zusammenhang mit der Rechtsgelehrsamkeit, den die Theologie nie verlieren sollte, um das Recht der Kirche gegenüber andern Mächten tapfer vertheidigen zu können, stellen die Juristen Pufendorf, Stryk und Pütter dar. Staatsmänner, die aus Pfarrhäusern stammen, waren von Reinhard, von Stägemann, Ancillon, der kurhessische Minister Eberhard. Berühmteste Namen unter den Historikern wurden zuvor von Pfarrern getragen: Schlözer, Johannes von Müller, Spittler, Heeren, Schafarik. Unser noch lebender Leopold von Ranke ist kein Pfarrerssohn, aber der Bruder von drei Theologen, von denen einer, der in Berlin als Gymnasialdirector gestorben, sich nachher der Philologie zugewendet. Und die Philologie ist der Theologie nahe verwandt geblieben seit den Tagen, da die Reformation unter Hilfe des wiedererwachten Eifers für die altklassische Literatur zur Kraft kam, da Luther mahnte, die Scheide, in welcher das Schwert des Gottesworts steckt, die Sprachen, fleißig zu treiben. Der Superintendent Müller zu Ohlau ist der Vater gewesen nicht blos des noch lebenden, überaus trefflichen Theologen

Julius Müller, in dessen Familie die Theologie viele gesegnete Wohnungen hat, sondern auch der Philologen Eduard und Ottfried Müller. Die Theologenfamilie der Buxtorff ist zugleich eine Orientalistensippe. Und endlich, wenn die Dichter im vergangenen Jahrhundert herausgefunden haben, daß das rechte ländliche Pfarrhaus ein schönes Stück gesunder Poesie sei, so muß die Poesie in den Pfarrhäusern gedeihen. Aus dem geistlichen Lied haben wir den Nachweis schon geliefert, daß die Pfarrer die Leier zu rühren verstehen. Sie haben's auch mit andern Dingen versucht, aus der jüngsten Zeit haben uns Hey und Julius Sturm Fabeln, der letztere auch zartsinnige Liebeslieder und kraftvolle vaterländische Gesänge geliefert, und in wie manchem Ton hat uns Gerock gesungen! Auch der sinnige Schwabe Mörike ist ein Pfarrer. Die Hauspoesie aber, die nicht über den Kreis der Familie und Freunde hinauskommt, gedeiht nirgends besser als in Pfarrhäusern. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen, und wenn's der Sohn besser kann als der Vater, so wird sein Name auch im Lande umher bekannt. Meuß hat mit treffender Beobachtung darauf hingewiesen, daß in den beiden Gegnern, deren Kampf unsre neuere Literaturgeschichte eröffnet, Gottsched und Bodmer, sich nicht nur zwei Pfarrerssöhne, sondern auch zwei Länder, Sachsen und die Schweiz, zwei Richtungen, eine steifere und eine freiere, ja fast zwei Kirchengemeinschaften, die lutherische und reformirte, entgegenstehen. Ein Pfarrer ist Gellert nicht geworden, aber das Erbe des frommen, armen elterlichen Pfarrhauses hat er sich bewahrt, die Gottseligkeit, die sich genügen läßt, und ohne des geistlichen Amtes Träger zu sein, hat er durch seine frommen Lieder, seine moralischen Vorlesungen, durch sein ganzes, das Vertrauen weckende Wesen in

seiner Zeit und unter veränderter Gestalt eine Wirksamkeit geübt, wie einst Spener und Francke. Seine Poesie gereichte seiner Frömmigkeit und wiederum seine Frömmigkeit seiner Poesie zur Empfehlung. Wieland und Lessing sind Pfarrerssöhne. Während der eine am gründlichsten mit dem geistlichen Erbe aufgeräumt hat und in seiner Poesie nichts von seiner pietistischen Erziehung merken läßt, spüren wir bei Lessing wenigstens ein gründliches theologisches Interesse und trotz Anti-Götze hat er doch mehr Neigung zu einem ächten Orthodoxen als zu einem flunkernden Rationalisten, unreines Wasser nennt er die Orthodoxie, die neumodische Theologie nennt er Mistjauche. Wir treten in den Kreis des Göttinger Hainbundes. G. Bürger, obwohl er durch die Bekanntschaft mit Boie und durch die Nähe seines Wohnorts mit den Gliedern des Bundes viel verkehrte, gehörte demselben nicht an, ein Pfarrerssohn, dem in der Kindheit die Pflege einer gebildeten Mutter fehlte und der zu der „Pfarrerstochter von Taubenheim" ein entsetzliches männliches Gegenstück bildet. Aber da waren auch die Pfarrerssöhne Boie, der Schleswiger, der wackere Rath des Hainbundes, Hölty, der Hannoveraner, durch dessen Leier die fromme Todesahnung zieht, Miller, der Schwabe, der selbst nach den Jahren der Empfindsamkeit ein nüchterner Pfarrer geworden. Die Richtung des Hainbundes auf Natürlichkeit und Volksthümlichkeit begegnete sich namentlich in Hölty mit den Erinnerungen eines Landpfarrerssohnes: es geht durch manche seiner Lieder ein Hauch, den niemand besser versteht, als wer in der Kirche und auf dem Kirchhof des Landes daheim ist. Nahe heran an diese Gruppe, nur in seinem Christenthum immer fester, rückt Matthias Claudius, von allen Laienpredigern unter den Dichtern Deutschlands der tiefste und einfältigste, der treuherzigste und wirksamste. Man

könnte ihn für einen Pfarrer halten, für einen Paulus Gerhardt im Gewande des 18. Jahrhunderts, wie denn auch durch ihn, der von Pfarrern stammt, das alte Pfarrgeschlecht in den Söhnen sich fortsetzt. Daß Hippel, Lichtenberg, Jean Paul, die Humoristen, Pfarrerssöhne gewesen, davon wird später noch geredet werden. Wenn die Gebrüder Schlegel von ihrer Abstammung aus einem Pfarrhause nichts merken lassen — der Vater war ein aufgeklärter Hofprediger in Hannover — Emmanuel Geibel verleugnet seine Herkunft aus dem reformirten Pfarrhaus in Lübeck nicht: ein formvollendeter, der Natur und dem Menschenherzen ihre geheimsten Laute ablauschender, in Griechenland wie in Deutschland heimischer, aber durch und durch vaterländischer und zugleich innig frommer Dichter. Wie lauter Musik klingen Geibel's Lieder. Musik ist in den Pfarrhäusern heimisch. Wenn die neuere Zeit unter den Männern der Tonkunst weniger Pfarrerssöhne als sonst aufzählt — Psalter und Harfe sind noch immer in den Pfarrhäusern wach, Väter und Söhne, Mütter und Töchter rühren Hände und Stimmen zur edlen Musica. So nahe, als sie Martin Luther neben die Theologie gesetzt, wohnt sie ihr noch immer.

---

6. Das Bürgerliche im deutschen evangelischen Pfarrhaus.

Es gehört mit zu den Führungen Gottes, daß das deutsche Pfarrhaus, in der Mitte zwischen den Ständen des Beharrens, dem Adel- und den Bauernstand, bürgerlich war, unter der Zucht des göttlichen Worts eine Stätte geistiger Bewegung, so reich an Antrieben, die empfangen und weiter gegeben wurden, als irgend eine Stätte des höhern Lebens, die damals in deutschen Landen sich

fand. Ist der geistliche Beruf wie kein andrer dazu berufen, mit allen Ständen auf der gemeinsamen Grundlage menschlicher Bedürftigkeit und göttlicher Gnade zu verkehren, die gesellschaftlich niedriger stehenden zu heben, auch in den gesellschaftlich höher stehenden, im sicheren Gefühl geistiger Ebenbürtigkeit, die höchsten Interessen, das Heil der eigenen Seele und das Wohl des Volks wach zu erhalten, so brachte es die Entwicklung des deutschen Lebens mit sich, daß die Reformation einen vorzugsweise bürgerlichen Charakter hatte und daß ihre Diener dem bürgerlichen Stande angehörten. Zwar hat sich Martin Luther mit seinen reformatorischen Gedanken nicht blos an die deutschen Städte gewandt, sondern eher als an sie an den christlichen Adel deutscher Nation; zwar sind unter dem Einfluß der Reformation die Freiheitsgedanken, die das Mittelalter hindurch in den bürgerlichen Kreisen ihre Hauptstätte gehabt, auch in die Kreise der hartbedrückten Bauern gedrungen, aber die schärfsten Worte hat Luther gegen die großen Hansen und Junker und gegen die tollen und thörichten Bauern. Mochten die Fürsten Sachsens und Hessens mit den freien deutschen Städten in dem Trachten wetteifern, das Gemeinwesen mit dem Evangelium zu erfüllen: summi episcopi, Nothbischöfe, welche die Kirchengewalt in die Hand nahmen, Patrone, welche die Pfarrer einsetzten, fand die evangelische Kirche auf den Fürstenthronen und in den Häusern des Adels — Pfarrer fand sie doch eigentlich nur im Bürgerstande, selten im Adel, vereinzelt in den triebkräftigen Geistern, welche zu aller Zeit aus der untersten Geschichte der Gesellschaft sich emporarbeiten. In dem bürgerlichen Charakter des neuen Kirchenwesens liegt ein Unterschied von dem der Kirche Roms. Wie die römische Kirche, obwohl zur Erreichung ihrer weltlichen Ziele in alle Sättel der Politik klug sich schickend, sich doch am liebsten

an die unumschränkte Fürstengewalt, wenn sich diese nur das Mährlein von der Solidarität conservativer Interessen gerne sagen läßt, und an die rohe Volksgewalt anschließt, so hat sie je und je ihre Bischöfe und Priester, die einen aus dem Adel, die andern aus dem Bauernstand gewonnen. Jene lockten die Ehren und Pfründen, die für den Adel offen standen, diese wurden durch die Aussicht gelockt, in eine Stellung zu kommen von solchem Ansehen und solchem Behagen, die sie weit über die angeborenen Verhältnisse hinaushob. In neuerer Zeit scheint auch in der Römischen Kirche die Sache sich geändert zu haben. Zwar damit ist's beim Alten geblieben, daß die niedre Geistlichkeit zum größten Theil vom Lande kommt. Dr. von Schulte, der Altkatholik, der aber die Verhältnisse der Römischen Kirche genau kennt, sagt darüber: „Zum größten Theile kommen die Geistlichen vom Lande. Bald nimmt ein geistlicher Onkel einen Jungen zu sich, unterrichtet ihn ein paar Jahre und schickt ihn aufs Gymnasium, bald ist's ein Gutsherr, der ihn auf Empfehlung des Pfarrers studiren läßt, bald wird ein Familienstipendium benutzt. Hat der Bauer mehrere Söhne, so hat er, da es sehr unvortheilhaft ist, den Hof zu theilen, wenn er einen oder zwei Söhne geistlich studiren läßt, die Aussicht, daß erstens das Erbe von diesen nicht beansprucht wird, zweitens eine oder mehrere Töchter beim Bruder eventuell Versorgung finden, drittens er selbst sich bei ihm zur Ruhe setzen kann. Ist der Hof gar verschuldet, so lockt die Aussicht, daß der geistliche Sohn, Bruder ihn rein macht, auch dereinst noch ein hübsches Sümmchen hinterläßt. Der Geistliche hat in der Gemeinde eine erhabene Stellung: beim katholischen Landvolk wird der geistliche Sohn und Bruder an vielen Orten nicht mehr geduzt, er ist blos der „geistliche Herr, unser Herr". Einen Jungen in dieser Stellung zu haben, das ist der Stolz und

zugleich der sehr reale Vortheil des Bauern, Schullehrers, Handwerkers... Nun kommt schließlich hinzu, daß in der That das Studium der Theologie um so weniger Fähigkeiten fordert, je mehr das Wesen der Religion in Aeußerlichkeiten gesetzt wird, der römische Theolog an sich die geringsten Fähigkeiten nöthig hat, weil er nichts zu begreifen braucht, desto besser vorankommt, je mehr er blind glaubt, eifert, kriecht. Zur Zeit, als ich Gymnasiast war, wurde auf den katholischen Gymnasien in Westfalen auch der schwächste durch das Abiturienten-Examen gelassen, wenn er Theologie studiren wollte; man machte das geradezu als Grund im Zeugnisse bemerklich. Schließlich haben sich die Bischöfe selbst dagegen gewehrt, daß man die absolut unfähigen für gelehrt genug hielt, Geistliche zu werden. Es kam davon ab. Aber daß ein Bauer noch heute oft einen Jungen zum „geistlich Studiren" bestimmt, nur weil er „zu dumm" oder „zu schwach" sei, „um Bauer" zu werden, ist Thatsache." Steht es mit der Ergänzung des Priesterstandes aus dem untersten Volk heute wie sonst, so scheint der Adel nicht mehr so viele Söhne dem Kirchendienst zu widmen. Dr. von Schulte schreibt: „Der Kölner Schematismus von 1872 weist unter 1947 Priestern 14 adliche auf, darunter 7 Ordenspriester, einen (Graf Spee) aus einer alten Familie; der von Münster von 1868 unter 1266 sieben, darunter einen (Graf Galen) aus alter Familie. Kaum 12 Geistliche in ganz Deutschland gehören alten adlichen Familien an. Und doch haben fast alle gute Carrièren gemacht. Herr von Ketteler sitzt in Mainz, von Leonrad in Eichstädt; die wenigen adlichen sind ziemlich überall Domherren, wo in Oesterreich ein altadlicher ist, macht er glänzende Carrière. Cardinal Schwarzenberg wurde mit 28 Jahren zum Erzbischof von Salzburg gewählt: Gregor XVI. hatte eine

solche Freude, wieder einmal einen deutschen Fürsten als Geistlichen zu sehen, daß er ihn mit 38 Jahren zum Cardinal machte. Man nehme nur die deutschen und österreichischen Schematismen zur Hand, um zu sehen, daß Adlige regelmäßig brillante Carrièren machen. Und doch lockt das alles nicht!"

In der evangelischen Kirche, in welcher von Anfang an dem hohen und niederen Adel, den Fürsten und Patronen nach der Anschauung der deutschen Reformation auch ohne Eintritt ins Amt des Predigers der Beruf für die Kirche zu arbeiten gegeben war, andrerseits keine Ehren und Pfründen lockten, hat der Adel die Kanzel sehr selten bestiegen. Um des Adels selbst willen kann es Einem leid thun, daß ein Graf Zinzendorf, der die gesellschaftliche Schranke durchbrechend ein Prediger und Hirte der Gemeinde geworden ist, fast allein steht. Er selbst hat zwar einem jungen Herrn von Auerswald, der sich der Theologie befliß, mehrere warme dichterische Zurufe gewidmet. Und auch heute fehlen in den Reihen der Theologen die adlichen Namen nicht völlig, Graf Baudissin, Freiherr von Bodelschwingh, Freiherr von der Goltz, von Czettritz, von Seydewitz, von Neergaard, aber es sind seltene Ausnahmen. Der Ruhm ist nicht fein für den gesellschaftlich höchsten Stand, daß er seine Söhne wohl in der Kirche, in welcher es Erzbischöfe und Bischöfe mit reichem Glanz und hohen Pfründen giebt, zum geistlichen Dienste stellt, daß aber die Kirche, die das reiche Evangelium, aber sonst ein kärgliches Einkommen hat, aus dem Adel auch in solchen Zeiten selten einen Diener gewinnt, da derselbe sich laut zum Evangelium bekennt. Aber so fern lag sonst der Gedanke, daß ein Mann von adlicher Geburt ins geistliche Amt treten könne, daß Wilhelm Ludwig Nitzsch, der Großvater unsers Karl Immanuel Nitzsch, als er zur Theologie sich wandte, den

Adel, der seinem Vater, einem kaiserlichen Pfalzgrafen, geworden war, wieder aufgab. Wenn in Deutschland heute Fürstenhöfe, Grafenschlösser, Herrenhäuser in nicht geringer Zahl sich finden, darinnen Gottes Wort in Ehren und in Brauch ist, die Ueberzeugung lebt, daß unsres Volks Zukunft am Evangelium hängt, die wärmste Liebe tüchtigen Geistlichen sich zuwendet, der Dienst der Kirche als ein seliger gepriesen wird, wenn der Adel seine Töchter als Frauen in die Pfarrhäuser, als Schwestern in die Diakonissenhäuser entläßt — warum fehlen seine Söhne auf den Predigerseminaren? Eine offene Frage, die schon lange auf Antwort wartet.

Indeß preisen wir Gottes Fügung, daß aus dem besten deutschen Mittelstande, welcher den Beruf der gesellschaftlichen Vermittlung hat, die evangelische Geistlichkeit gewonnen wurde und daß durch den Dienst der Geistlichen dieser Mittelstand an geistigem Gehalt gewann. Als auf dem Wiener Congreß Alexander I. auf die Wiederherstellung Polens bedacht war, verdroß es ihn, daß der Freiherr vom Stein in seine Gedanken nicht einging. Der Kaiser setzte ihn darüber zur Rede und Stein antwortete: „In Polen fehlt ein dritter Stand, der in allen gesitteten Ländern der Aufbewahrer der Einsichten, der Sitten, der Reichthümer des Volks ist.“ Es ist bekannt, daß Stein die Bedeutung des Adels wohl zu schätzen wußte und daß er mit dem Bauernstande auf dem Grund verwandter Anschauungen und Interessen gern verkehrte, aber es entging ihm nicht, wie der Mittelstand zwischen Adel und Bauer der Stand sei, der, nicht an die Scholle gebunden, den Staatsgedanken frei und lebendig auszugestalten berufen sei. Wir wenden das Wort auf die Kirche an. Hier gilt noch völliger als auf dem Gebiete des Staats, daß kein Glied sich für zu hoch oder zu gering halten dürfe, um nicht für das gemeine Beste mitzuarbeiten, und ein Hinabsteigen des Adels, ein

Heraufsteigen des Bauern in die Reihen der Geistlichen muß immer mit Freuden begrüßt werden. Aber wie die Dinge im 16. Jahrhundert lagen, war's Gottes Fügung, daß aus den bürgerlichen Kreisen, in denen die reformatorischen Gedanken eine so hoffnungsreiche Pflanzstätte gefunden, auch die künftigen Fortpflanzer der Reformation gewonnen wurden. Beides, der wissenschaftliche und freiheitliche Geist, welcher in dem Bürgerstande bisher schon gewaltet, fand sich von der Predigt des Evangeliums, von dem Wissen auch der Laien um das Heil und von der Freiheit des Christenmenschen verständnißinnig angeweht. Sehen wir nach Wittenberg, so war Luther der Sohn eines Bergmanns, der sich durch Strebsamkeit und Ehrbarkeit über die Standesgenossen emporgearbeitet hatte, Melanchthon eines Waffenschmieds Sohn, der im Kreise der Verwandtschaft, bei Reuchlin, das beste, neuerwachte wissenschaftliche Streben fand. Justus Jonas war der Sohn des rechtsgelehrten Bürgermeisters zu Nordhausen, Johannes Bugenhagen der Sohn eines Rathsherrn in Wollin. Von den Verfassern des Heidelberger Katechismus war Ursinus eines Pfarrers Sohn, Olevianus nannte einen Tuchmacher und Meister der Zunft in Trier seinen Vater. Fragen wir nach den Männern der besten Lutherschen Rechtgläubigkeit, so ist Johann Arndt eines Hofpredigers Sohn, Martin Chemnitz, aus wendischem Adel stammend, der Sohn eines Tuchmachers, Valerius Herberger's Vater war zwar nur ein Kürschner, aber ein gebildeter, strebsamer Mann, Johann Gerhardt, der große Lehrer, war der Sohn des Senators in Quedlinburg, Paul Gerhardt, der warmherzige Dichter, der Sohn des Bürgermeisters in Gräfenhaynichen, Heinrich Müller und Christian Scriver waren die Söhne angesehener Kaufleute, der

eine aus Rostock, der andere aus Rendsburg. Die Väter des Pietismus waren die Söhne angesehener Beamten, Philipp Jakob Spener des Hofmeisters und Raths der Grafen von Rappoldsweyer, August Hermann Francke des Hof- und Justizraths Francke in Gotha. Von bedeutenden Theologen der neuern Zeit waren Schleiermacher und Nitzsch Söhne und Enkel von Geistlichen, Rothe und Stier Söhne Preußischer Beamten. Menken war aus einer Kaufmannsfamilie in Bremen gebürtig, seine Mutter war die Enkelin des berühmten reformirten Theologen Lampe. Löhe stammte aus einem Bäckerhaus. Die Aufzählung dieser Namen und die Erinnerung an ihre Abstammung — in welchen Reichthum bürgerlicher Tüchtigkeit, sei es in der Wissenschaft oder im Gewerbe, sei es im Kirchen- oder im Staatsdienst, führen sie ein! Riehl sagt: „Jener oberste sittliche Grundsatz des Protestantismus, der den Kampf um die Gottseligkeit von dem Felde der äußern Werke in die Tiefen des inwendigen Menschen zurückversetzt, entspricht dem Geiste des Bürgerthums, welchem das Ringen nach Erwerb höhere Kraft und mächtigeren Reiz birgt als der Besitz des Erworbenen selber. Die katholische Kirche besitzt — aristokratisch — ein liegendes, in seinem Grundstock unveräußerliches Capital von Gnadenmitteln, der Protestantismus kennt — bürgerlich — nur das Ringen nach dem Erwerb der Gnade durch den Glauben, und seine Dogmatik giebt der Kirche nirgends einen rechtlichen Besitztitel für das feste, ruhende Capital eines eigentlichen Gnadenschatzes. — Grade dieser bürgerlichen Richtung im Protestantismus konnte sich auch der Katholicismus auf die Dauer nicht entziehen, er ist in Messe und Predigt und allerlei Cultusformen, in der Zugänglichkeit der verdeutschten heiligen Schrift für die ganze Gemeinde und in vielen weitern Stücken bürgerlicher ge-

worden, während hier früher der priesterliche aristokratische Charakter vorwaltete. Darin zeigt sich eine der entscheidenden socialen Folgen der Reformation. — Der protestantische Cultus, der Kirchenbau und was damit zusammenhängt, ist bis zum Uebermaß bürgerlich, d. h. schlicht, nüchtern, verständig, praktisch, aber auch ungemüthlich und poesielos. Ganz ebenso zeichnete ich oben die neuere Bürgersitte. Der Prunk der katholischen Kirchengebräuche läßt sich bald als aristokratisch, bald als volksthümlich bäuerisch bezeichnen. Die Bauern katholischer Landstriche schmücken ihre Kirchen und Heiligenhäuschen in der Regel weit lebhafter als selbst die reichsten städtischen Gemeinden. Das ist eine ganz natürliche Consequenz ihrer bunten Röcke und ihrer riesenmäßigen Hochzeitsschmäuse. — Der protestantische Choral in schwerem Gleichschritt, ernst, schmucklos, in den einfachsten Urformen der Melodie und Harmonie sich bewegend, dabei aber von der ganzen Gemeinde gesungen, ist bürgerlichen Gepräges. Die katholischen Kirchengesänge sind dagegen entweder vorwiegend contrapunktisch-aristokratisch, oder bei den allgemeinen Chorgesängen an das bewegliche Volkslied, an den sinnig gemüthlichen Bauerngesang anschließend. Es ist eine merkwürdige sociale Thatsache, daß der Protestantismus das eigentlich neuere Volkslied, das Bauernlied, welches die Einfalt des religiösen Gefühls oft so ergreifend ausspricht, von seinem Cultus streng fern gehalten hat. — Ohne Luther's deutsche Bibel, ohne die durch dieses Werk festgestellte allgemeine deutsche Sprechart und Schreibart wäre der moderne Universalismus des Bürgerthums gar nicht möglich gewesen. Denn seine oberste Voraussetzung ist, daß die Scheidungen der Stände gekreuzt werden durch die große Querlinie, welche lediglich eine gebildete und eine ungebildete Gesellschaft abtheilt. Diese „gebildete Gesellschaft“ ist aber im Gegensatz zur gelehrten Welt nur mög-

lich geworden durch Luther's Centralisirung der deutschen Schriftsprache." Wir können Riehl's Worte nur unter einigen Verwahrungen gelten lassen. Riehl ist in der Theologie zu gut bewandert, als daß ihm der Unterschied zwischen der Sicherheit eines Römischen Katholiken, dem der kirchliche Gehorsam den Himmel aufthut, und dem Ringen eines evangelischen Christen, der das Ererbte nur besitzt, wenn er's erwirbt, hätte entgehen können; aber das schließt nicht aus, daß auch die evangelische Kirche, und grade sie, ein festes Capital von Gnadengütern hat. Riehl ist ein zu erfahrner Wanderer und feiner Beobachter, als daß ihm nicht da und dort der volksthümlich bunte und belebte katholische Gottesdienst neben dem trocknen rationalistischen Gottesdienst in einer protestantischen Kirche, der außer der ungesalzenen Predigt nichts bot, wie Poesie neben Prosa hätte erscheinen müssen; aber Rationalismus und Evangelium sind zweierlei Dinge, und die Reformation hat den Gottesdienst von der Kunst keineswegs entleert. Riehl ist ein zu guter Kenner der Musik, als daß ihm der ernste Kirchenton der evangelischen Choräle und der heitere Volkston katholischer Prozessionslieder nicht aufgefallen wäre; aber es würde nicht schwer halten, ihm evangelisches Volksleben zu zeigen, in welchem neben dem strengen Choral eine reiche Fülle geistlichen Volksliedes bei Wanderungen und Festen erschallt. Endlich ist Riehl ein zu gründlicher Socialpolitiker, als daß er die Bedeutung der allgemeinen Bildung, welche im Gegensatz gegen die Gelehrsamkeit von der Reformation ausgegangen, hätte unterschätzen können: aber die sogenannte „gebildete Gesellschaft" dieser Tage ist gewiß Niemandem von zweifelhafterem Werthe, als eben dem Socialpolitiker, der Kraft und Verstand überall im Volksleben auffindet. Nicht eine gebildete Gesellschaft hat Luther, auch mit Hilfe der Sprache und des Drucks, zu gründen gedacht, sondern eine Ge-

meinde, die bei aller Verschiedenheit der Bildung in der Bibel, dem Katechismus, dem Volkslied, in der Kirchlichkeit, Häuslichkeit, Bürgerlichkeit ihr Gemeinsames hätte. Aber das Urtheil, daß die Reformation bürgerlich gewesen, nehme ich hin als Bestätigung für die Behauptung, daß das evangelische Pfarrhaus bürgerlich sei.

Bei aller Bürgerlichkeit hatten doch die evangelischen Pfarrhäuser nicht selten eins mit dem Adel gemein: die durch Jahrhunderte sich forterbende Familientradition, ein Familienbewußtsein, das in jedem Stande etwas Adliches hat, auch in dem des kleinen Bauern. Heinrich Stilling fragte seinen Großvater Eberhard, den Kohlenbrenner, als sie vom Dörflein Grund den Bergwald hinaufstiegen, nach seinen Ahnen. „Vater Stilling lächelte und antwortete: wir stammen wohl schwerlich von einem Fürsten her, das ist mir aber auch ganz einerlei. Deine Vorfahren sind alle ehrbare, fromme Leute gewesen, es giebt wenig Fürsten, die das sagen können. Laß dir das die größte Ehre in der Welt sein, daß dein Großvater, Urgroßvater und ihre Väter alle Männer waren, die zwar außer ihrem Hause nichts zu befehlen hatten, doch aber von allen Menschen geliebt und geehrt wurden." Solch ein stolzes Familienbewußtsein wie in diesem Köhler wohnt auch in vielen deutschen Pfarrfamilien: bis in die Tage der Reformation hinauf können sie ihren leiblichen und geistlichen Stammbaum verfolgen, und der Ruhm der Väter, dem Vaterlande viele gelehrte und gottselige Männer geschenkt zu haben, treibt das junge Geschlecht, die alten Bahnen weiter zu gehn. Hier und da, wie in Nordschleswig, ward das Forterben des Amts von dem Vater auf den Sohn durch die Einrichtung begünstigt, daß dort die Pfarrhäuser Eigenthum des Pfarrers sind und sammt dem Inventar von dem Nachfolger käuflich erworben werden müssen. Aber auch da, wo diese wirthschaft-

lichen Gründe nicht mitwirkten, war das theologische Familienbewußtsein stark genug, um die Pfarrerssöhne von Geschlecht zu Geschlecht in des Vaters Bahnen zu leiten. Matthias Claudius ist zwar nicht Pfarrer geworden, hat aber Theologie studirt, und ich glaube, die deutschen Pfarrer werden ihn gerne als den Ihren gelten lassen, denn er ist in seiner Weise ein Prediger Jesu Christi geworden, der unter den gesegnetsten genannt werden mag. Dieser stammt aus einer Familie, in welcher die Theologie und das geistliche Amt seit Ende des sechszehnten Jahrhunderts bis ins achtzehnte und neunzehnte fortgeerbt. — Welch ein Erbsegen wird uns offenbar, wenn wir hören, daß die Mutter eines der größten nachreformatorischen Theologen, des Würtemberger Johann Albrecht Bengel, eine Urenkelin des Würtemberger Reformators Johannes Brenz gewesen. — Christian Heinrich Zeller, der Gründer und langjährige Vorsteher der Erziehungsanstalt in Beuggen, ein Mann, der seine geistlichen Söhne in den Werken christlicher Barmherzigkeit zu Hunderten zählt, stammte aus einem Geschlechte, das aus der Schweiz nach Würtemberg ausgewandert war und von der Reformation an in Pfarrern sich fortsetzte. Der älteste Ahne, von welchem die Kunde geblieben, war Steinhauer, der zweite ward Maurermeister und ging zur Kirche der Reformation über. Nun ward des Maurers Sohn lutherischer Theologe, und in fünf Nachkommen setzte sich der geistliche Beruf fort. Der neunte erst in der Ahnenreihe des Steinhauers ward Jurist; aber wie es öfter geschieht, wenn ein Glied in der Ahnenkette den geistlichen Beruf verläßt, daß ein folgendes um so eifriger wieder nach demselben sucht, so gab sich der Sohn des Juristen, ohne Fachtheologe zu sein, ganz der evangelischen Arbeit hin, und aus seinem Hause sind nicht nur geistliche Söhne ausge-

gangen, die leiblichen Kinder und Schwiegerkinder sind auch Geisteserben geworden. „Mein Vater,“ so erzählt Christian Heinrich Zeller, „hatte in seinem Hause ein stilles hinteres Zimmer, in welchem an allen vier Wänden die in Oel gemalten Porträts aller seiner Vorfahren, von dem Pfarrer Johannes Zeller in Rothfelden an bis zum Porträt seines Vaters, der als Helfer in Böblingen früh gestorben ist, hingen. So hingen auch die Bilder einiger Zellerinnen da. Eines Sonntags Abends ging ich in dieses Zimmer, um allein und ungestört in Gellert's moralischen Vorlesungen zu lesen. Ergriffen von einer Stelle darin blickte ich auf, und es war mir, alle diese Bilder meiner Vorfahren lebten und schaueten mich väterlich ernst an, als wollten sie mir sagen: o halte dich wohl und mache uns keine Schande! Werde fromm und tugendhaft! Es war ein unbeschreiblicher Lebenseindruck, der mich zu einem innigen Gebet voll kindlich heiliger Vorsätze und Gelübde begeisterte.“ — Und nicht allein im Würtemberger Lande blühen solche Pfarrersgeschlechter mit adlichem Familienbewußtsein, auch in der sandigen Mark giebt Gott seinen Segen. Zu Stechow bei Rathenow feierte am 8. Juli 1877 die Familie des Pastors Hülsen, die seit 1777 in ununterbrochener Folge durch drei Geschlechter das dortige Pfarramt inne hat, das hundertjährige Amtsjubiläum, in herzlichem Einverständniß mit Patron und Gemeinde als Familienfest. Christian Hülsen war Pastor zu Stechow sechsundfünfzig Jahre, von 1775—1833; der Sohn desselben, Christian Hülsen von 1833—1858, und dieses Sohn Hermann Hülsen seit 1858. — Wie wundersam, wenn Großvater, Vater und Sohn das Leben und die Bewegung in der Kirche lebendig und beweglich mit durchgemacht, spiegelt sich die Geschichte der Kirche in der Familiengeschichte! Und wie wundersam, wenn fernab von der Oeffentlich-

keit durch Geschlechter hindurch das Pfarrhaus mit der Gemeinde verwächst! Ich fuhr einst mit lieben Freunden und unsern Familien von der Insel Föhr während der Ebbe auf Leiterwagen über des Meeres Grund zu einer der Dünen-Inseln hinüber, die wir von den Hünengräbern auf Föhr oft aus dem Meere tauchen gesehen. Tief war der Eindruck der Einsamkeit, der beim Betreten der Insel über uns kam. Herrlich war's, von der hohen Düne der Fluth, deren schwellende Wogen wie weiße Rosse daherbrausten, nicht nur entgegenzuschauen, sondern auch entgegenzueilen und in ihr erfrischendes Bad sich zu tauchen. Seltsam mutheten uns die stillen Bauernhäuser an. Es fehlte nicht Kirche und Pfarrhaus. Wir begrüßten den Pfarrer. Sein Haus glich ganz den andern Häusern der Insel. Die Pfarrfrau, von der Insel gebürtig, unterschied sich in der Tracht kaum von den Frauen des Volkes. Der Pfarrer, ein kleiner, körperlich gedrückter und geistig wenigstens stiller Mann, erzählte uns, daß er mit Vater und Großvater hundertundzwanzig Jahre in dieser Pfarrei des Amtes walte. Welche Stille, welche Einsamkeit! Er hatte sich Mühe gegeben, den friesischen Sprachschatz, der unter seinen Landsleuten noch ein lebendiger Besitz ist, durch die Schrift zu sichern. Er hatte sich eine Sammlung der Dinge angelegt, welche das Meer je und je ihm auf die Düne warf. Und da er uns auf eine andre Weise nicht für sein Cabinet einzuheimsen wußte, so legte er uns einen weißen Bogen Papier hin, damit wir wenigstens unsre Namen zurückließen. Was sollt' ich dem Amtsbruder wünschen? Daß er die Woge des kirchlichen Lebens frischer um das Herz spüren möchte, oder daß er in der stillen Traulichkeit seines Insellebens ungestört bliebe? Die Gefahr ist nicht gering, daß die einsame Kohle verglühe. Aber auch das Glück kann sehr groß sein, unter Gottes feierlichem

Himmel, auf der stillen Insel, umrauscht von dem ewigen Liede des Meeres, das Wort Gottes in der Menschen Leben, das überall ein bewegtes Meer ist, hineinzulegen, als Hirt und Vater der Gemeinde. — Von den Dünen der Nordsee wenden wir uns zu den süddeutschen Bergen. Im Vogelsberg blüht seit dem sechszehnten Jahrhundert das zahlreiche Pfarrersgeschlecht der Bindewald. Einzelne stiegen hinab in die fruchtbare Wetterau. Einer ist in der pietistischen Zeit Oberhofprediger in Darmstadt geworden. Ein andrer fand nach allerlei Fahrten seine Ansiedelung in Barnewitz bei Brandenburg, der Vater des Preußischen Geheimraths, der in dem Ministerium Raumer's eine wirksame Stellung einnahm. Die meisten sind ihrer vielverrufenen, aber schönen Gebirgsheimath, den herrlichen Buchenwäldern und würzigen Wiesen, dem biedern Volk und dem ächtdeutschen Volksthum treu geblieben. Einer von ihnen, Friedrich Ludwig Bindewald, Pfarrer zu Engelrod, war dazu auserseheh, dem merkwürdigsten Fremden, der je deutsche Art angezogen, Adalbert von Chamisso, ein paar gemüthliche Tage zu bereiten. Zu Anfang des Unglücksjahres 1806, in einer Zeit, da der französische Edelmann als Preußischer Lieutenant dort droben auf der Höhe des Vogelsbergs im Quartier lag — draußen das trübste Wetter, inwendig die trübste Stimmung — war es der „alte redliche Bindewald", der ihm innig wohl that. Wer heute klug genug ist, auf jene Höhen hinaufzusteigen, etwa im hohen Sommer, wenn zwischen den Buchenwäldern die wunderschönen Wiesen blühen und duften, der findet nahe dem Schlosse der Freiherren von Riedesel zu Eisenbach einen Riedesel'schen Pfarrer des alten Namens, Bindewald in Frischborn, und in ihm einen frischen Born Vogelsberger Sagen, Mährchen und Lieder. — Eben so

alt und viel zahlreicher als die Bindewald sind in Hessen die Scriba, ja ich möchte fast vermuthen, daß sie das pfarrerreichste Pfarrersgeschlecht in deutschen Landen seien. Ein Sproß desselben, der sich nachher durch treffliche archivalische Forschungen und ihre Veröffentlichung verdient gemacht, der nachmalige Pfarrer in Niederbeerbach im Odenwald, Eduard Scriba, hat schon im Jahre 1824 eine „genealogisch-biographische Uebersicht der Familie Scriba" gegeben. Der kräftige Stamm mit Aesten und Zweigen steht deutlich vor uns. Der Ahnherr Konrad Schreiber war in Medebach in Westfalen ansässig. Sein Sohn, der in Wittenberg studirt, M. Heinrich Schreiber, nachher Scriba, ward 1567 Pfarrer zu Goddelsheim, Amts Eisenberg, in der Grafschaft Waldeck, und von ihm an bis auf diesen Tag hat es der deutschen Kirche nie an einer größeren Anzahl von Pfarrern gefehlt, welche den Namen Scriba trugen. Ein Zweig des Geschlechts, das in den ersten Zeiten hauptsächlich in Waldeck und der hessischen Herrschaft Itter blühte, ward ins Darmstädtische verpflanzt und hat überaus reiche Blüthen getrieben. Viele Ehen waren kinderreich, am reichsten die des Pfarrers Philipp Moriz Scriba zu Niederbeerbach, der 1799 starb. Ich hörte schon in meiner Kindheit viel von dem Pfarrhause zu Niederbeerbach, und wenn ich auf meinen Wanderungen von der Burg Frankenstein auf das überaus lieblich gelegene Dorf im tiefen Thal niederschaute, gedacht' ich auch der Sippe der Scriba. Und wer heute die Kirche des Dorfs besucht und läßt sich die Steinbilder der Frankensteiner Ritter zeigen, unter ihnen des Georg Oswald, der den Lindwurm niedertritt, und die Sagen erzählen, welche zwischen Burg und Dorf weben, der wird neben den Denkmälern der Ritter auch gerne die Gräber der Pfarrer sehen und neben den Rittergeschichten auch gerne hören, wie im

Pfarrhaus zu Niederbeerbach zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Pfarrer Scriba gehaust, Vater von zwanzig Kindern, und wie das kinderreichste Pfarrhaus zugleich das gastfreiste gewesen, und wie die Gäste, wenn sie in ungewöhnlicher Zahl ins Haus fielen, aus allen möglichen Gefäßen getrunken und sich die wundersamsten Schlafstätten gesucht. Nicht lauter Pfarrer sind aus dem Stamm entsprossen. Ein Zweig ward bäuerlich, ein anderer adlich. Staatsmänner und Offiziere, Kaufleute und Apotheker gingen aus der Familie hervor. Naturwissenschaft war bei vielen eine beliebte Nebenbeschäftigung. Ich erinnere mich, wie ich als Knabe mit einer Rohrdommel, die mein Vater geschossen, zum Pfarrer Scriba nach Crumstadt im Riede wanderte, der sie ausstopfte, und welch einen Eindruck mir seine naturgeschichtliche Sammlung machte, seine „Scorpionchen", wie sie ein Jude des Orts zu nennen pflegte. Pfarrer aber waren die meisten Abkömmlinge des Geschlechts — nicht weniger als 40 hab' ich gezählt, die in der Genealogie von 1824 gedruckt sind, und seit jenem Jahr haben die jungen Scriba nicht aufgehört, dem Dienst der Kirche sich zu widmen. Der liebe Freund, der mich über seine Familie gründlich unterrichtet hat, Ferdinand Scriba, ein Nachfolger von Erasmus Alberus in Sprendlingen bei Frankfurt a/M., stammt in ununterbrochener Reihe von Pfarrern als neunter von Conrad Schreiber von Medebach ab. Und kaum hat die Familie den Pfarrhäusern weniger Pfarrfrauen geschenkt als Pfarrer, und wie treffliche! Wundersame Mähre könnt' ich von ihnen sagen, wenn die noch lebenden mich nicht darüber schelten würden. Gott segne auch in Zukunft den alten Stamm mit seinen jungen Trieben zum Wohl unserer Kirche! — Neben der Erinnerung an ein Haus eine andre an eine Stadt. In der Wetterau liegt die kleine Stadt Lich,

mit höchstens 2500 Seelen — auf jedes Hundert kommt mehr als Ein Pfarrer. Ich habe sie gezählt, die heutigen Tags leben, es sind ihrer sechsundzwanzig, Söhne aus den zwei Pfarrhäusern, von Schullehrern, Beamten, Bürgern. Der kirchliche Sinn des fürstlichen Hauses Solms-Hohensolms-Lich und der kirchliche Sinn der Stadt — den Gott unter der Pflege ihrer edlen Patrone und treuen Hirten bewahren möge — hat diese wundersame Frucht zu Wege gebracht, die vielleicht in Deutschland einzig in ihrer Art ist. Oder welche Stadt will mit dem freundlichen Städtchen an der Wetter in die Schranke treten zum Wettlauf?

Die Zeiten wechseln. In meiner Hessen-Darmstädtischen Heimath machten in den Jahren 1838—1868 nicht weniger als 520 Candidaten das examen pro ministerio. Darunter waren Söhne von Pfarrern 173, von Beamten 100, von Lehrern 97, von Bürgern und Bauern 88, von Handwerkern 30, von Kaufleuten 19, von Aerzten 6, von Apothekern 5, von Offizieren 2. Wie bürgerlich ist also das gegenwärtige Geschlecht der dortigen Pfarrer! Und wie reichlich hat der bürgerliche Stand und vor allem das Pfarrhaus die Kirche mit Dienern versorgt! Das ist anders geworden. Grade der vornehme Beamten- und der wohlhabende Kaufmannsstand ist in unsern Tagen der Kirche entfremdet, die weltliche Wissenschaft schaut vornehm auf die Gottesgelahrtheit herab, als komme ihr keine „Facultät“ zu, selbst aus den Pfarrhäusern kommen immer weniger Jünglinge, die es für Freude und Ehre ansehen, in die Fußstapfen der Väter zu treten. In den Gymnasien, so geht die Klage durch das Land, wird nicht so sehr in den Religionsstunden als in den anderen Stunden, nur im Vorübergehen, nicht grade von den Directoren, sondern von anderen Lehrern, den Schülern die Theologie verleidet. „Ein so heller Kopf wie du will Theologe werden!“ „Du bist so dumm, daß du nur Theologe werden kannst!“ „Du bist

so dumm wie das Vaterunser" — bis zu dieser Lästerung gehn die ungesalzenen Witze dieser klugen Leute, die allerlei gelernt haben, aber jenes Sprüchlein nicht: maxima debetur pueris reverentia! — Worauf deuten die Zeichen der Zeit? Ist die Zeit im Anbruch, wo aus der adlichen Spitze und dem bäuerlichen Grunde der Gesellschaft die Geisteskraft sich hervordrängt, eine lang gestundete Schuld zu bezahlen? Oder dürfen wir auf eine neue Geistesausgießung hoffen, welche die ganze Kirchengemeinde ergreifen wird, und damit auf einen heiligen Wetteifer aller Stände, wer es dem andern in dem seligsten Werk, Seelen zu retten und Gottes Reich zu bauen, zuvorthun werde? Die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenig, wir bitten den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

Zweiter Abschnitt.

Das deutsche evangelische Pfarrhaus in seiner geschichtlichen Entfaltung.

1. Das Pfarrhaus der Lutherschen Gläubigkeit.

Das Licht leuchtet, ohne laut zu werden. Vom Brunnen spricht man dann am meisten, wenn er zu rinnen aufhört. Vom hellen Schein und frischen Born des Pfarrhauses, das wir so hoch gerühmt, ist darum in der Geschichte nicht sehr viel zu lesen. Selbst Bücher wie Tholuck's „kirchliches Leben im siebenzehnten Jahrhundert" und „Luthersche Lebenszeugen" bringen uns davon geringe Kunde. Was sollte von dem gewöhnlichen Pfarrhaus, wenn es auch das wohlthätigste Licht und der erquickendste Brunnen für die Gemeinde war, auf die Nachwelt kommen? Erst dann, wenn zu dem Gewöhnlichen ein Außerordentliches hinzutritt, wird uns auch vom Pfarrhaus und seinen Bewohnern genauere Kunde, die segenbringend durch die Geschlechter läuft. So ist's mit denjenigen evangelischen Geistlichen, denen die Gabe erbaulicher Schrift und geistlichen Liedes eigen war und dieselbe in schwerer Zeit zum Trost der Gemeinde gebrauchten. Wir nennen aus dem Jahrhundert nach Luther

Valerius Herberger, Johann Heermann und Paulus Gerhardt — alle drei aus ehrbaren Bürgersfamilien stammend, in der frommen Zucht der Lutherschen Kirche aufgewachsen, in schwerem Kreuz geübt, mit einer gottseligen und liebesinnigen Häuslichkeit gesegnet und endlich alle drei Harfenschläger, durch deren Saiten der heilige Geist auch als frommer Familiengeist innig, warm und traulich weht.

In Valerius Herberger hat sich eine der besten Gaben der mittelalterlichen Kirche, die volksthümliche Predigt des Bruders Berthold von Regensburg, evangelisch erneuert. Wie Bruder Berthold, so predigt Valerius Herberger anschaulich, saftig, blühend, herzmäßig, mit reichem, ungesuchtem Gebrauch von Gleichniß und Geschichte, nur daß der Franziskaner viel mit den Heiligen zu thun hat, der Lutheraner aber nur einen Namen kennt und nennt, Jesus und immer wieder Jesus. Der Knabe war eines Kürschners Sohn, eines Mannes, der in dem besten Bürgerthum der Zeit lebte und webte, „ein gefeierter Fechter, Sänger und deutscher Poet, der oft auf der deutschen Singeschule als ein hurtiger Sänger das Kränzchen verdienet hatte", auch wohl verstand, seinem Knaben die ersten Anfänge des Latein mit Declinieren und Conjugieren beizubringen. Am Tage, da er ihn zuerst in die Schule führte und den Lehrern empfahl, ging er zuvor mit ihm in die Kirche und betete mit ihm in seinem Gestühl auf den Knieen, daß der treue Gott das Kind behüten und ein Gefäß seiner Barmherzigkeit und ein Werkzeug der Kirche aus ihm machen wolle. Wenn der Vater daheim bei der Arbeit saß, so sang er „geistliche Lieder", und Wort und Weise des Liedes „An Wasserflüssen Babylon" hat in so früher Kindheit schon der Sohn dem Vater abgelauscht. Früh, mit neun Jahren, des Vaters beraubt, ward er durch treuer Freunde Hilfe

dem Ziele zugeführt, das der Vater sich für den Sohn ausersehen, er ward Geistlicher, und von 1584 bis 1627 durfte er seiner Vaterstadt als Lehrer, Diakonus und Pastor dienen — ein ganzer Mann in Christo, von glücklichster Begabung, innigstem Glauben, treustem Fleiße, ein Prediger, Seelsorger, Beter, der nur Eins im Herzen hatte, Eins auf der Kanzel predigte, Eins im Leben der Gemeinde suchte. Was es sei, er hat's uns kurz und treffend in seinem einzigen, aber vieltausendmal gesungenen Liede „Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt," gesagt. „In meines Herzens Grunde dein Nam' und Kreuz allein funkelt all Zeit und Stunde, drauf kann ich fröhlich sein." Gegen die Römischen Feinde war er, obwohl sonst friedliebenden Gemüths, wenn es die Vertheidigung des Herrn, des Evangeliums, der Gemeinde galt, ein unerschrockener, tiefgegründeter, schlagfertiger Zeuge. Kein ergreifenderes Beispiel von der Treue eines evangelischen Hirten und von der Opferbereitschaft einer evangelischen Gemeinde giebt es als den Bau der Kirche „zum Kripplein Christi", der aufgerichtet ward, als die Römischen die große evangelische Kirche an sich gerissen — ein Bau durch die innigste Gemeinschaft des Hirten und der Heerde zu Stande gebracht. In Theurung war er ein Vater seiner Pfarrkinder. Als die Pest über zweitausend derselben hinraffte, ward er nicht müde im trostreichen Zuspruch und in der treuen Leichenbegleitung. Ein Kind an Lieblichkeit des Glaubens, ein Prophet an Mark und Bein durchschütternder Gewalt hat er sein Wort ins weite Vaterland, auch in der Katholiken und Calvinisten Häuser hineingetragen. Und sein eigenes Haus — wie warm war es vom frommen Familiengeist, von Liebe der Eheleute und der Kinder und Eltern zu einander durchhaucht! Seine Frau Anna Rüdinger, eines Rathsherrn Tochter, hat er sich von Gott erbeten.

Und an derselben Stelle im Stüblein, wo er sie sich erbeten, ward sie ihm von den Eltern zugesagt: eine herzerquickende Gebetserhörung! Der ehrbare Rath setzte seinen Diakonus freigebig in den Stand, daß er eine stattliche Hochzeit feiern konnte. Als er seine liebe Mutter fragte, wen er einladen solle, sagte sie: „Schreibe mir den Herrn Jesum oben an!" Er hat's gethan und durfte auch in spätern Jahren in den Preis ausbrechen: „Herr, sei gelobet und gedanket für die treue Gesellin des Glaubens und des Lebens, des Gebets und der Sorgen, Anna Rüdingerin, die da eine Tochter der Gottesfurcht und Bescheidenheit, ein lebendiges Exempel wahrer Demuth, ein Spiegel der Taubeneinfalt, ein Paradies der häuslichen Glückseligkeit." Ihren ersten Sohn nannten die Eltern Zacharias, weil der Name bedeutet: „gedenk an Gott." Der Name des zweiten, Valerianus, sollte des Vaters Valerius und der Mutter Anna Gedächtniß in sich schließen. Valerianus ward früh von seinem Heiland abgerufen, ein liebes, frühreifes Gotteskind. Das Tischgebet pflegte der Knabe mit den Worten zu schließen: „Liebster Jesu, Licht der Welt, unser Leben, Trost und Heil, Laß uns werden weder todt, noch der heißen Höll zu Theil." Dann dankte er den Eltern, indem er ihnen die Hände reichte und sprach: „gelobet sei Gott, der Herr." Wenn er in tiefen Gedanken war, schrieb er mit den Fingern in die Erde. Sechs Jahre alt ward das Kind todkrank. „In seiner Angst," erzählt der Vater, „küßte er beide Händlein ohne Unterlaß, und reckte sie gen Himmel und sprach: o du süßer Jesu, hilf mir doch! O komm doch, ich wäre gar gern hinauf! Wo hast du dich hin verborgen? Laß dich doch sehen! Hilf mir doch! Erlöse mich doch! Und gab ihm selbst die Antwort: Ja, fürwahr, ich will erlösen! Nach seiner Angst sah er ein schönes Engelchen,

und weisete, wo es säße. Als ich ihn fragte, ob er wollte Mandelkern oder Zucker haben, sprach er: Nein, nur Jesus! Da die Mutter fragte: Liebes Söhnlein, willst du nicht bei mir bleiben? Da sprach er: Nein, zu meinem Herrn muß ich doch!" Der Vater setzte dem Kinde in der Kirche neben dem Eingange in die Sacristei einen Stein mit der Inschrift: „Valerianus Herberger, der schon im 6. Jahre seines Alters zum bewundernswürdigen Schauspiel Jesum bekannt hatte, erwartet hier den Tag der Erlösung seit dem 28. September 1601." — Der älteste Sohn, Zacharias, wuchs dem Vater zu großer Freude in aller Gottesgelahrtheit und Gottseligkeit heran, und ward früh, ohne des Vaters Zuthun, aber zu seinem schönsten Glück durch die Liebe, die der Rath der Stadt zu dem Vater und Sohn hegte, sein Gehilfe im Amt. Und als dem Diakonus von seiner Hausfrau, des Bürgermeisters Deutschländer Tochter, ein Sohn geboren wurde, den sie nach dem Großvater Valerius nannten, da war ein Wetteifern zwischen diesem und dem Vater des Kindes im Loben und Segnen. Sie verzeichneten jedes wichtige Ereigniß seines jungen Lebens unter frommen Wünschen, wie er entwöhnt wurde, zu laufen anfing, die Blattern bekam, von einer Hausfreundin mit einem vergoldeten Becher beschenkt und in die Schule gebracht ward. „Herr Jesu, deine Gnade erhalte ihn! Der Herr Jesus sei gelobet in Ewigkeit!" pflegten sie dann zu sagen. — Gute Freunde und treue Nachbarn fehlten dem warmherzigen Manne nicht, und welch ein Segen aus dem Pfarrhaus in Fraustadt in die Kirche des Herrn ausging, davon geben Briefe des Dankes und Gaben der Liebe, die aus der Nähe und Ferne ihm zukamen, beredtes Zeugniß. Ein Freund hat ihm auch auf sein bei Lebzeiten ausgesprochenes Verlangen die Leichenrede gehalten und ihn einen Mann genannt, „dem

Jesus Liebe, Jesus Ehrfurcht, Jesus Alles" gewesen. Der Mann, das Haus, das Leben muthet uns an wie das Beste, was die in Luther's Person, Haus und Leben vorbildlich gegebene Durchdringung des Deutschvolksthümlichen und des Evangelischen zu Stande gebracht.

In Valerius Herberger's Haus lebte als Schüler des Gymnasiums in Fraustadt Johann Heermann, dem Sohne Zacharias ein treuer Helfer bei seinen Schularbeiten, dem Vater ein fröhlicher Schreiber, so oft er ihn rief. Wundersam ist's, wie Vieles, was Herberger erlebt hat, in Heermann's Leben sich wiederholt. Beide waren Kürschnerssöhne, von frommen Eltern früh zum Dienste der Kirche verlobt, durch Armuth in der gelehrten Laufbahn gefährdet, von Wohlthätern auf derselben erhalten; beide hatten eine reiche Gabe der Rede und des Gesangs, Herberger mehr der Rede, Heermann mehr des Gesangs, und sind weit hinaus in das Land und von Geschlecht zu Geschlecht Verkündiger des Jesusnamens gewesen; beide sind durch eine schwere Kreuzesschule hindurchgegangen, Theurung, Pest, Krieg, Feindschaft wider das Evangelium. Doch ist ein Unterschied. Während Herberger die Kriegsnoth nur über das Volk hereinbrechen sah, ward über Heermann's eigenem Haupt die Mordwaffe geschwungen. Die römischen Widersacher brachen in Herberger's Kirche — Heermann mußte in der eigenen Familie ihre Lüge und ihren Mord spüren. Herberger ging gesunden Leibes durch die Schrecken der Pest — Heermann sagte von sich, daß er in all seinem Leben kaum einen völlig gesunden Tag gehabt. Geboren 11. October 1585 zu Raudten in Niederschlesien, dann zu Wohlau, Fraustadt, Breslau und Brieg auf gelehrten Schulen, ward er in der letzten Stadt um seiner lateinischen Gedichte willen schon als dreiundzwanzigjähriger Jüngling öffentlich als Dichter mit dem Lorbeer-

kranz geschmückt. Nachdem er in Straßburg studirt, ward er 1611 Pastor in Köben. Bis 1636 führte er das Amt oft unter unbeschreiblichen Leibesbeschwerden, dann mußte er's aufgeben. Er bezog 1638 zu Lissa ein Häuschen und predigte hinfort seinem Volke von der Krankenstube aus durch seine Schriften und Lieder. Die deutsche evangelische Kirche singt viele seiner Lieder bis auf diesen Tag in den Kirchen: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen", „Frühmorgens, da die Sonn' aufgeht", „O Jesu, Jesu, Gottes Sohn", „So wahr ich lebe, spricht dein Gott", „Was willst du dich betrüben", „O Jesu Christ, wahres Licht", „O Gott, du frommer Gott", „Zion klagt mit Angst und Schmerzen". Wir suchen in seinen Liedern die Thür, um in sein Haus zu treten. Und sie wird uns geöffnet. Nachdem ihm das geistliche Amt geworden, vermählte er sich, ein Sechsundzwanzigjähriger, mit des Bürgermeisters und Hofrichters in Raudten, Feige, Tochter Dorothea und lebte mit ihr, obwohl kinderlos, im Sonnenschein des schönsten Glücks. Aber nicht ganz sechs Jahre währte dies Glück. Der Heimgang der geliebten Hausfrau hat dem Manne die tiefsten Schmerzen, der Gemeinde ein Lied gebracht, wie sie noch keins besessen, die Klage des Wittwers, die seitdem den von dem Grabe der Frauen heimkehrenden Männern zu immer neuem Troste dient. Dem Lobe der Heimgegangenen, der Klage über den Verlust stimmt er die Leier. „Bei wem soll ich auf dieser Welt rechtschaffne Liebe finden? Der meiste Theil nicht Glauben hält, die Treu' will gar verschwinden. Ich glaub' und red' es ohne Scheu: die best' ist die getraute Treu', der muß ich jetzt entrathen." Dann erhebt er sich aus seiner Trauer zur Anschauung der himmlischen Wonne, welche

der geliebten Heimgegangenen zu Theil geworden, und tröstet sich der einstigen fröhlichen Nachfahrt.

Du kommst nicht wieder her zu mir
In dies betrübte Leben,
Ich aber komm' hinauf zu dir,
Da werd' ich mit dir schweben
In höchster Freude, Wonn' und Lust,
Die deine Seele täglich kost't,
Drauf ich mich herzlich freue.

O wie mit großer Freudigkeit
Woll'n wir einander kennen,
Da wird uns dann zu keiner Zeit
Der bitt're Tod mehr trennen.
Ach, welche Freude wird dann sein,
Wenn ich die, die ich jetzt bewein',
Mit Freuden werd' umfangen!

Dies will ich stets in Traurigkeit
Mir zu Gemüthe führen,
Erwarten in Geduld der Zeit,
Wie Christen will gebühren.
Gott alles Trostes steh bei mir
Und mich durch seinen Geist regier',
Zu seines Namens Ehren!

Es ist nicht dichterische Ursprünglichkeit, welche dieses und ähnliche Lieder auszeichnet — es ist das fromme Christengefühl unter der Heimsuchung Gottes, das hier seinen schlichten, tiefen Ausdruck findet. Und darin liegt für alle Zeit die erbauliche Kraft dieses Liedes, denn am Sarg und Grab ist das einfachste Wort, wenn's nur aus Gottes Tiefe und des Menschen Tiefe kommt, das willkommenste. — Heermann hat sich zum zweitenmal mit Anna Teichmann, einer verwaisten Kaufmannstochter, verheirathet, und in „fried- und liebreicher Ehe" wurden ihm drei Söhne und eine Tochter geboren. Als ihm ein Kind gestorben, wird er für die

evangelische Gemeinde der Tröster bei Kindesleichen. Er läßt das Kind seinen Abschied von den Eltern anfangen:

Gottlob, die Stund' ist kommen,
Da ich werd' aufgenommen
Ins schöne Paradies.
Ihr Eltern dürft nicht klagen,
Mit Freuden sollt ihr sagen:
Dem Höchsten sei Lob, Ehr' und Preis!

Und das Lied schließt seinen Abschied:

Ade, nun seid gesegnet,
Was euch jetzund begegnet,
Ist andern auch geschehn.
Viel' müssen's noch erfahren.
Nun, Gott woll' euch bewahren!
Dort wollen wir uns wiedersehn.

Aufs schmerzlichste hat er selbst erleben müssen, was er in dem Liede zum Trost beim frühen Heimgang der Kleinen ausgesprochen:

Wie öfters wird verführet,
Manch Kind, an dem man spüret
Rechtschaffne Frömmigkeit,
Die Welt voll List und Tücke
Legt heimlich ihre Stricke
Bei Tag und Nacht zu jeder Zeit.

Ein Sohn voll Hoffnung, sein ältestes und liebstes Kind, von frommem Gemüth und ungemeiner Geistesgabe, sein Samuel, war auf dem Gymnasium zu Breslau. Da legte „die Welt voll List und Tücke", durch die Hände der Jesuiten, dem Jüngling ihre Stricke: der Sohn des reichgesegneten evangelischen Zeugen ward verführt, in die Jesuitenschule zu treten und den katholischen Glauben anzunehmen. Da regte sich in dem Vater, sobald er Kunde bekam, mit derselben Macht das väterliche Herz und das evangelische Gewissen. Er sandte dem Sohn eine „treuherzige Abmahnungsschrift" zu. „Sobald Gott meine Seele

abfordert," heißt es darin, „will ich vor Gottes Stuhl niederfallen, und sie, die Verführer, innerhalb Jahresfrist vor sein Gericht fordern, und solltest du dich nicht umkehren, dich zugleich mit: da sollt ihr Gott und mir antworten. In deinen Briefen hast du dich allezeit unterschrieben: des Herrn Vaters gehorsamster Sohn bis in den Tod. Solltest du diese Zusage brechen, wollte ich deine Faust vor dem Richterstuhl Gottes mitnehmen, sie allda aufweisen und um Rache bitten." Darunter: „Johann Heermann, der betrübt ist bis in den Tod." Der Sohn ward von dem Wort getroffen, kehrte reumüthig ans Herz des Vaters und in den Schooß der mütterlichen Kirche zurück, starb aber nach ein paar Jahren in der Blüthe seines Alters, man vermuthete an den Folgen jesuitischen Gifts. Der Vater, nach dem Heimgang verlangend, hat von Weib und Kind in einem innigen Lied Abschied genommen. „Er wird sein Mann an meiner Statt, das soll dich freudig machen," so tröstet er die Frau. „Fragt Niemand: Kinder, habt ihr Brod? Ein Gott wird für euch sorgen," so verheißt er den Kindern. Im Februar 1647 ward er ausgespannt und eilte heim. Die Lieder, die in seinem Hause geklungen, voll Leides und voll Lichtes, sind auf uns gekommen, und wenn wir bedenken, daß die ganze mittelalterliche Kirche solchen Trost an Gräbern nicht gesungen, wie wir von Heermann hören, so preisen wir Gott, daß er das evangelische Pfarrhaus gebaut, ein Haus nicht ohne das liebe Kreuz, aber eben darum ein Haus, in welchem das Kreuz- und Trostlied klingt, wie das Lied der Nachtigall um so tiefer, je tiefer die Nacht ist.

Und nun Paulus Gerhardt! Wer von ihm redet, der kann's nicht lassen — er muß ihn mit Martin Luther vergleichen. Sein Gesang ist das Lutherlied aus dem Kirchenton in den Hauston übersetzt. Nicht als ob Luther,

der das Kinderlied auf Weihnacht und der Kinder Gebet wider die Erbfeinde der Christenheit gedichtet, den Hauston nicht auch getroffen hätte, nicht als ob Gerhardt's Festlieder nicht werth wären, immer wieder in weiten Kirchenhallen aus den Herzen der dicht gedrängten Gemeinde zu schallen; aber der Hauston ist doch der Grundton dieser Lieder, warm und innig, fröhlich in Traurigkeit, heldenhaft in der Anfechtung. Gervinus rühmt an ihnen, daß der sie gesungen nirgends den Pfarrer merken lasse. Gottlob, denn dadurch sind sie alle für die Gemeinde singbar. Gottlob aber auch dafür, daß wir ein evangelisches Pfarrhaus haben, dessen Lieder die ganze Gemeinde mitsingen kann. „Gerhardt dichtete während dem Kirchengeläute“, pflegte Hippel's Mutter zu sagen. Das ist zu verstehen. Wie einfältig sie klingen, es ist in dieser Einfalt Salbung. Weniger verständlich ist, was diese Pfarrfrau mit dem Urtheil meinte: „Ein gewisser Druck, eine gewisse Beklommenheit, eine Engbrüstigkeit war ihm eigen.“ Von außen freilich hat der Druck nicht gefehlt. Was für eine seltsame Lebensführung, daß der trefflich begabte, innig fromme und kirchlich gläubige Mann erst mit sechs und vierzig Jahren ins Amt kam! Und wie schwer das Geschick, daß er aus dem Amt in Berlin, in welchem Gottes Segen ihn überschüttet, weichen und in ein anderes treten mußte, das ihm viel Dornen und Disteln brachte! Geistliche Anfechtung, Sorge ums Brod, Schmerz der Trennung — all den Druck hat er erfahren. Aber Beklommenheit liegt darum nicht auf seinen Liedern und sie klingen nicht nach Engbrüstigkeit. Vielmehr ist eine Festlichkeit in ihnen, der keine Höhe zu hoch ist, neben einem Sichbescheiden in der Stille, das nur die wahrste Frömmigkeit giebt. Wenn nur Gott da ist und sein lieber Sohn und des Geistes Zeugniß, das ist genug. Da ist kein Sauersehen, — wenn

er leidet, betet er, wenn der Herr ihm Freude schickt, singt er Psalmen. Jede Gabe Gottes dünkt ihm gut, die mit Danksagung genossen wird. Darum welch ein Ineinander von Volksthümlichkeit und Christlichkeit, Natur und Gnade, von kirchlichem Bekenntniß und persönlichem Zeugniß, von Gottesdienst in der Gemeinde und Andacht im Hause! Und das Haus, das Christenhaus in deutschen Landen — wie viel verdankt es dem Pfarrhaus unsers Paulus Gerhardt! Spät erst führte er Anna Marie Bertholdt, die Tochter eines Kammergerichtsadvocaten in Berlin, in sein Pfarrhaus nach Mittenwalde. Aber um so wunderbarer erschien ihm Gottes freundliche Hand. Was tausendmal zuvor gesagt worden war, daß Gott, der den Ehestand eingesetzt, in jedem neuen Fall das Weib dem Manne zuführt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, das hat nun Paulus Gerhardt in seinem köstlichen Lied voll heiliger Glaubenseinfalt gesungen: „Voller Wunder, voller Kunst", und noch jeden Tag singen's ihm nach die Ehepaare in den Pfarrhäusern, die zur silbernen oder goldenen Hochzeit sich schicken, und die Brautpaare, die in der ersten Wonne des Sichgefundenhabens stehen. Es singen die Brautleute im seligen Staunen, daß Gott sie zusammengeführt:

Die sich nach dem Angesicht
Niemals hie bevor gekannt,
Auch sonst im geringsten nicht
Mit Gedanken zugewandt,
Derer Herzen, derer Hand
Knüpft Gott in ein Liebesband.

Hier wächst ein geschickter Sohn,
Dort ein' edle Tochter zu,
Eines ist des andern Kron',
Eines ist des andern Ruh',
Eines ist des andern Licht,
Wissen's aber beide nicht.

Bis so lang' es dem beliebt,
Der die Welt im Schooße hält
Und zur rechten Stunde giebt
Jedem, was ihm wohlgefällt:
Da erscheint in Werk und That
Der so tief verborgne Rath.

Es singen die Eheleute in der Anbetung der Wunderliebe Gottes, die immer gut macht, was die Menschen böse machen:

Geht's nicht allzeit wie es soll,
Ist doch diese Liebe still,
Hält sich in dem Kreuze wohl,
Denkt, es sei des Herren Will',
Und versichert sich mit Freud'
Einer künftig bessern Zeit.

Unterdessen geht und fleußt
Gottes reicher Segenbach,
Speist die Leiber, tränkt den Geist,
Stärkt des Hauses Grund und Dach,
Und was klein, gering und bloß,
Macht er mächtig, viel und groß.

Endlich, wenn nun ganz vollbracht,
Was Gott hier in dieser Welt
Frommen Kindern zugedacht,
Nimmt er sie ins Himmelszelt,
Und drückt sie mit großer Lust
Selbst an seinen Mund und Brust.

Mit der Braut von drei und dreißig Jahren zieht der Sänger, bald ein Fünfziger, in's Pfarrhaus. „Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ, im Stande, da dein Segen ist, im Stande heil'ger Ehe", so klingt's in dem vielgeliebten Ton des geistlichen Brautliedes, das Ph. Nicolai der Gemeinde gegeben. „Kein Wurm, kein Sturm kann zerschlagen, kann zernagen, was Gott giebet, dem Paar, das in ihm sich liebet!" Und wenn er die Hausfrau walten sieht, da wird Salomo's Frauenlob Klang seiner Harfe. Hauston ist in den Lobliedern wie in den Trostliedern.

Du zählst, wie oft ein Christe wein'
Und was sein Kummer sei —
Kein Zähr' und Thränlein ist so klein,
Du hebst und legst es bei.

Du füllst des Lebens Mangel aus
Mit dem, das ewig steht,
Und führst uns in des Himmels Haus,
Wenn uns die Erd' entgeht.

Hauston ist in den Trostliedern: „Befiehl du deine Wege“, „Gieb dich zufrieden und sei stille.“ Hauston auch in den Liedern, die Gottes schöne Natur preisen. Die lieben Kinder möcht' er hinausführen aus den engen Stuben und der dumpfen Luft: „Geh aus mein Herz und suche Freud' in dieser schönen Sommerszeit“, so heißt die Aufforderung, und die Kinder gehen und kommen zurück und bringen Blumen aus den Gärten deutscher Bürger und Bauern, Rosen und Lilien, Narzissen und Tulipanen, Veilchen und Aurikel, und wollen Heu und Stroh aus der Krippe thun und den kleinen Jesus auf Blumen betten. „Nehmt weg das Stroh, nehmt weg das Heu, ich will mir Blumen holen, daß meines Heilands Lager sei auf Rosen und Violen.“ Und wenn der Heiland eins der Kinder holt — so ist's der Heiland. Und es entspinnt sich ein Wechselgespräch zwischen dem scheidenden Kind und den weinenden Eltern, das nicht beweglicher und tröstlicher sein könnte. Das Kind spricht:

Mein herzer Vater, weint ihr noch,
Und ihr, die mich geboren?
Was grämt ihr euch? was macht ihr doch?
Ich bin ja unverloren.
Ach, sollt't ihr sehen, wie mir's geht
Und wie mich der so hoch erhöht,
Der selbst so hoch erhoben,

Ich weiß, ihr würdet anders thun
Und meiner Seele süßes Ruhn
Mit eurem Munde loben.

Und der Vater antwortet:

Du bist zwar mein und bleibest mein,
Wer will mir's anders sagen?
Doch bist du nicht nur mein allein:
Der Herr von ew'gen Tagen,
Der hat das meiste Recht an dir,
Der fordert und erhebt von mir
Dich, o mein Sohn, mein Wille,
Mein Herz und Wunschesfülle!

Und mit getröstetem Leid setzen die Eltern ihre Wallfahrt fort. Aus Abend und Morgen wird immer wieder ein neuer Tag. „Die goldne Sonne voll Freud' und Wonne" läßt durch die Fenster ins Pfarrhaus ihr „herzerquickendes, liebliches Licht" scheinen und Muth kommt in die Seele. Und ist sie Abends hinabgesunken — „Fahr hin, ein' andre Sonne, mein Jesus, meine Wonne, gar hell in meinem Herzen scheint."

Von der Hausfrau dieses Dichters haben wir wenig Kunde, denn die Aufzeichnungen, die sie in ihre Hausbibel gemacht haben soll und die wir in verschiedenen Schriften abgedruckt finden, sind nirgends als urkundlich nachgewiesen und scheinen auf einer sehr geschickten, aber zu geschickten Erfindung zu beruhen. Wir geben noch die Lebensregeln, die er seinem Sohne Johannes hinterlassen:

„Meinem einigen hinterlassenen Sohne überlasse ich von irdischen Gütern wenig, dabei aber einen ehrlichen Namen, dessen er sich sonderlich nicht wird zu schämen haben.

„Es weiß mein Sohn, daß ich ihn von seiner zarten Kindheit an dem Herrn meinem Gott zu eigen gegeben, daß er ein Diener und Prediger seines heiligen Worts werden

soll: dabei soll er nun bleiben und sich daran nicht kehren, daß er wenig gute Tage dabei haben möchte, denn da weiß der liebe Gott schon Rath zu, und kann das äußerliche Trübsal mit innerlicher Herzenslust und Freudigkeit des Geistes genugsam ersetzen.

„Die heilige Theologiam studiere in reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten, und hüte dich ja vor Synkretisten, denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu.

„In deinem gemeinen Leben folge nicht böser Gesellschaft, sondern dem Willen und Befehl deines Gottes.

„Insonderheit:

„1. Thue nichts Böses in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben, denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonnen.

„2. Außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Merkst du denn, daß dich der Zorn erhitzet habe, so schweige stockstille, und rede nicht eher ein Wort, bis du erstlich die zehn Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast.

„3. Der fleischlichen sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dermaleinst zu solchen Jahren kommst, daß du heirathen kannst, so heirathe mit Gott und gutem Rath frommer, getreuer und verständiger Leute.

„4. Thue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben, denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längst vergolten, da er dich erschaffen hat, da er dir seinen lieben Sohn geschenket hat, und da er dich in der heiligen Taufe zu seinem Kinde und Erben auf- und angenommen hat.

„5. Dem Geiz fleuch als die Hölle: laß dir genügen an dem, was du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast, obs gleich nicht allzuviel ist. Bescheert dir aber der

liebe Gott ein Mehres, so bitte ihn, daß er dich vor dem leidigen Mißbrauch des zeitlichen Guts bewahren wolle.

„Summa: bete fleißig, studire was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleib in deinem Glauben und Bekenntniß beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich! Amen."

2. Das evangelische Pfarrhaus im dreißigjährigen Kriege. Johann Valentin Andreä.

Der entsetzliche Krieg, der das Vaterland drei Jahrzehnte hindurch verwüstete, war eine Probe von gewaltigem Ernst, ob das deutsche evangelische Pfarrhaus für das Volk etwas tauge, ob der Pfarrer durch die Ehe weich, durch die Sorge für die Familie feig geworden, oder ob er bereit sei, mit seinem Volk zu leiden, für seine Kirche zu kämpfen. Die Probe ward bestanden. Auch Gustav Freitag stellt in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit, wo er auf den dreißigjährigen Krieg zu reden kommt, dem evangelischen Pfarrhaus ein gutes Zeugniß aus. Er giebt uns Bilder von den unsäglichen Qualen, welche über die Pfarrer und ihre Familien gekommen, Bilder auch von der Rohheit des Kriegslebens, in welches die Geistlichen mit hineingerissen wurden; aber er fügt hinzu, daß die Pfarrer sich selbst wacker gehalten und dem Volk ein Halt gewesen. Daß in jener Zeit namenloser Trübsal, des persönlichen Leidens, des Familienjammers, der Volksnoth und namentlich des Wehs, das über die Kirche schwer sich lagerte, das deutsch-evangelische Trostlied, wie reines Gold im Feuer bewährt, reich sich ergoß, ist bekannt. Wir wollen uns ein Pfarrhaus ansehen, das nicht nur gelitten, sondern auch eine Zuflucht der Leidenden geworden, ein

Pfarrhaus, aus dem uns zwar nicht das gemüthliche häusliche Leben in besonders reichen Zügen entgegentritt, wohl aber das Arbeitsleben, die Energie des Pfarrers, aufzubauen, was der Krieg niedergerissen, den Pfarrern wieder heiligen Muth, den Hausvätern frommen Sinn, der ganzen Gemeinde den Geist ernster Zucht wieder einzuhauchen.

Man darf wohl behaupten, der bedeutendste evangelische Geistliche Deutschlands während des dreißigjährigen Krieges sei Johann Valentin Andreä (1586—1654) gewesen, — der Vorläufer Spener's durch den Ernst, mit welchem er die Orthodoxie des Kopfes in lebendigen Glauben des Herzens zu verwandeln trachtete, der Vorläufer Francke's durch die Fürsorge für die Kinder und Alten, für die Armen und Kranken, für die Blüthe der Schule und den Dienst der Kirche, der Vorläufer Zinzendorf's durch die geistige Beweglichkeit, mit welcher er sein zündendes Wort in gebundener und ungebundener Rede in die Zeit warf, durch keinen Stil befangen, immer er selbst. Obwohl Theologe, hat er mit Heißhunger geschichtliche, mathematische, geographische, dichterische Werke durchforscht. Mit der angestrengtesten Thätigkeit des Geistes verbindet der lebendige Jüngling Lautenschlagen und Voltigieren, und der Verkehr mit Tischlern, Uhrmachern, Goldarbeitern beweist und stärkt seinen Sinn für die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens. Der Lutherschen Kirche angehörig, eines berühmten Kämpen für Luthersche Rechtgläubigkeit Enkel, steht er im Briefwechsel mit Amos Comenius, dem Bischof der Brüder in Mähren und Böhmen, bewundert er das Gemeindeleben im reformirten Genf, und wenn er das Bild der Christenheit so zeichnet, wie es vor seiner Seele steht, muthet es uns an, als ob die Liebe der Gläubigen in den ersten Jahrhunderten vor uns träte. Mitten in einer Zeit theologischer Engigkeit ein Mann von weitestem Blick, mitten

im Streit der Meinungen ein warmes, an den Christen am liebsten Christum herausfühlendes Herz, mitten in der Noth des Kriegs ein Held rettender Liebe tritt er mit feinem Geist, leichtbeweglich in Schrift und Wort, der herrschenden Geschmacklosigkeit entgegen. J. V. Andreä war der Enkel jenes Jacob Andreä, durch dessen Bemühen die Concordienformel zu Stande gekommen, und der Sohn des Johannes Andreä, Stadtpfarrers zu Herrenberg, nachher Abts von Königsberg. Seine Mutter, Maria Moser, aus dem berühmten Geschlechte, das Deutschland zwei christliche Staatsmänner gegeben, war eine mächtige Frau, die uns in ihrem Verhältniß zu Andreä vorkommt wie Ludwig Hofacker's Mutter in ihrem Verhältniß zu ihrem Sohn. Unermüdet an Fleiß, so schildert sie Grüneisen, einfach in den Sitten, besonders geschickt im Sammeln der Kräuter und in Bereitung von Arzneien, fest und streng im Glauben, eifrig im Gebet, lebte sie nach und von Gottes Worte, las alljährlich die Bibel und monatlich ihr Psalmbuch zu Ende, und war in der erbaulichen Literatur ihrer Zeit sehr bewandert. In ihres Vaters Hause hatte sie den Anfang gemacht mit der Pflege der Armen, sie fuhr im eigenen Hause fort, und als Wittwe war sie so thätig für andere, wie je zuvor. Groß, schlank und kräftig von Gestalt, fein von Antlitz, im Hause Herr wie ein Mann und dienstbar wie eine Magd, mild und freigebig gegen andre, selbst mit wenig und fast nichts zufrieden, körperlich trocken und durch Arbeit abgehärtet, reinlich, aber allem Schmucke abhold, lebte sie überall anständig, überall allen willkommen, sorgte für das Ihrige, ertrug das Fremde, schätzte das Oeffentliche, schadete Niemand, bewies die Freude wohlzuthun gegen Jedermann. Die starke Frau gestattete sich, als ihr vielgeliebter, sanftmüthiger Mann gestorben war, nicht eher eine Thräne, als

bis sie ihm die Augen zugedrückt, die Lippen geküßt und den Leichnam ins Sterbelinnen gekleidet. Mit ihren sieben Kindern zog sie dann nach Tübingen, ernährte sie durch Kostgänger, pflegte sie sorglich wie ein Arzt, unterrichtete sie gründlich wie ein Schulmeister und alles das in der Liebesgewalt der Mutter. Ein Freund schlug ihr vor, zur Erleichterung ihrer Last, einen oder den anderen ihrer Söhne ein Handwerk lernen zu lassen. Sie hörte den Rath ruhig an, als aber der Rathgeber das Zimmer verlassen, zog sie ihren Schleier vom Haupte, warf ihn vor die Söhne auf den Tisch, brach — ein seltenes Schauspiel — in Thränen aus und sprach: „wenn ihr brav bleibt, so will ich alles und selbst diesen Schleier dran wenden, euch eurem Stande und der Wissenschaft zu erhalten, und der Wunsch eures Vaters soll nicht vergeblich gewesen sein.“ Als die Kinder herangewachsen und in die Welt gestreut waren, da trug ihr die Freundschaft mit der gleichgesinnten Herzogin den Ruf ein, als Vorsteherin der Hofapotheke in Stuttgart sich niederzulassen, sie verwaltete ihr Amt im Sinne der Armen- und Krankenpflege und hieß bei allen Kunden nur die „Mutter Andreä“. In ihren alten Tagen, als der Herzog und die Herzogin heimgegangen waren, zog sie zu ihrem Sohne Johann Valentin Andreä nach Calw. Dort ward sie „die Mutter der Stadt“ und die geliebte Mutter des Pfarrhauses. Bis ans Ende und über das Ende hinaus durch ernste Mahnung an die Hinterbliebenen waren die Armen ihre Sorge. Geistliche trugen den Sarg, der Sohn ging hinter ihm her — nicht als der eine Todte begrub, sondern als der geistliche Sohn der Mutter, der ausging, in ihrer Nachfolge das Reich Gottes zu predigen, und nicht in Worten allein, sondern in der Kraft.

Das Neue an dem Pfarrhaus, wie es Johann Valentin Andreä aufbaut, erscheint mir dies, daß es, wie Luther's

Haus, eine Zuflucht der Bedürftigen, in besonderem Sinne zugleich die Brunnenstube ist, von der aus die Brunnen in der Gemeinde gefüllt werden. Man würde heute sagen: es sei sein Pfarrhaus eine Stätte und Schule innerer Mission gewesen. In seinem ersten Amte als Diakonus in Vaihingen bringt er, der viel umhergewandert war, sich erst innerlich zur Ruhe und wirkt schriftstellerisch. Als der Vierunddreißigjährige zum Dekan in Calw ernannt ward, bewies er, daß es ihm nicht genügte, in seiner respublica christianopolitana ein Idealbild des Christenstaates aufgestellt zu haben, sondern daß er den ganzen Ernst seiner Seele an die Arbeit für die Herstellung der Christengemeinde zu setzen bereit war. Höchst bedeutsam ist hierbei, daß dieser lutherische Theologe von der kräftigen Verfassung der reformirten Kirche einen Stachel empfangen hatte, der ihm nicht Ruhe ließ. „Als ich in Genf war,“ so erzählt er, „bemerkte ich etwas Großes, woran die Erinnerung, ja vielmehr wonach die Sehnsucht nur mit meinem Leben ersterben wird. Nicht nur nämlich findet sich hier das vollkommene Institut einer vollkommenen freien Republik, sondern als eine besondere Zierde und Mittel der Disciplin eine Sittenzucht, nach welcher über die Sitten und selbst die geringsten Ueberschreitungen der Bürger wöchentlich Untersuchung angestellt wird, zuerst durch die Viertelsinspectoren, dann durch die Senioren, endlich durch den Magistrat, je nachdem der Frevel der Sache oder die Verhärtung und Verstockung der Schuldigen es erfordern. In Folge dessen sind denn alle Fluchworte, alles Würfel- und Kartenspiel, Ueppigkeit, Uebermuth, Zank, Haß, Betrug, Luxus u. s. w., geschweige denn größere Vergehungen, die fast unerhört sind, untersagt. Welche herrliche Zierde für die christliche Religion solche Sittenreinheit, von der wir mit allen Thränen beweinen

müssen, daß sie uns fehlt und fast ganz vernachlässigt wird, und daß nicht alle Gutgesinnten sich anstrengen, daß sie ins Leben gerufen werde! Mich, wofern mich die Verschiedenheit der Religion nicht abgehalten, hätte die sittliche Uebereinstimmung hier auf ewig gefesselt, und mit allem Eifer habe ich von da an getrachtet, daß etwas Aehnliches auch unserer Kirche zu Theil würde. Nicht geringer als die öffentliche Zucht war auch die häusliche meines Hausherrn Scarron, ausgezeichnet durch stetige Gebetsübungen, Lectüre der heiligen Schrift, Gottesfurcht in Worten und Thaten, Maßhalten in Speise und Kleidung, daß ich eine größere Sittenreinheit selbst im väterlichen Hause nicht gesehen.“ Später, als er die Arbeit in Calw begonnen, schreibt er: „Besonders reizte mich der Gedanke an die Kirchen in Frankreich, vorzüglich die Genfer. Dazu rief ich dann die Besseren hie und da auf. Da aber die Meisten bei guten Wünschen und dem Beifalle stehen blieben und von denselben Fesseln, die ich fühlte, zurückgehalten wurden, so widmete ich mich ganz der Sorge für meine eigene Kirche.“ Und er hat mit musterhafter Treue gesorgt. Zuerst wurden mit Hilfe wohlhabender Bürger zwei Kirchen hergestellt und mit Gemälden und Bildhauerwerk ausgeziert. Dann suchte er den schönsten Schmuck der Kirche zu schaffen, eine lebendige Gemeinde. Kirchenzucht ward geübt und die Jugenderziehung mit einer Sorgfalt, die auf Spener hindeutet, gepflegt. Er gewann sich die Herzen der Kinder durch Freundlichkeit, auch wohl durch Geschenke, und den gewonnenen Herzen gab er durch Schrift und Wort eine faßliche Auslegung der Bibel und des Katechismus. In Gemeinschaft mit den wackeren Handelsherren des Städtchens gründete er in dem „Färbergestift“ ein Capital zur besseren Kinder-

erziehung, zur Unterstützung armer Studirender, zur Ermunterung der Handwerker, zur Pflege der Armen, Kranken und Blödsinnigen. Als in Folge der Kriegsdrangsale Schaaren von Bettlern das Land durchzogen und die gewöhnlichen Einrichtungen für die Armenpflege nicht mehr ausreichten, sammelte er Beiträge bei seinen Mitbürgern und reichen Freunden in Nürnberg und Augsburg. Mit diesem Geld versorgte er die Kranken, ließ zweimal täglich die armen Kinder im Krankenhause speisen, that sie in Schulen und brachte einige davon bei Handwerkern unter. Er selbst ging in Opferwilligkeit voran: von der Hinterlassenschaft seiner Mutter behielt er nichts für sich, einen Theil überließ er seinen dürftigen Geschwistern, einen andern milden Stiftungen. Auch für die bedrängten Geistlichen und Schullehrer suchte er Hilfe zu schaffen, und seine Glaubensbegeisterung war nicht so kühl, daß er nicht Gustav Adolph zugejauchzt und von ihm nebst der Erlösung aus äußerer Bedrängniß der Kirche auch die von der Zuchtlosigkeit gehofft hätte. Diese Zuchtlosigkeit machte ihm auch, je länger der Krieg währte, in der Gemeinde mehr und mehr zu schaffen. Nach der Nördlinger Schlacht kam zu diesem Kreuz auch Armuth und Seuche. Ein bayerischer Heereshaufen brannte Calw nieder. Andreä mit einem Haufen von 200 Flüchtlingen irrte in Wäldern und auf unwegsamen Bergen umher. Als er nach der Stadt zurückkehrte, fand er auch sein Haus und alle seine Habe vom Feuer verzehrt. Nur eine kleine Kapelle stand noch zum Gottesdienst. Andreä war der einzige Geistliche, der übrig geblieben. Uebelgesinnte Gemeindevorstände kamen ans Ruder. In einem Vierteljahre hatte er 430 Leichen, welche die Seuche hingerafft, zu begraben. Das war ein voller Becher des Leidens. Es ist merkwürdig, wie Andreä diese Heimsuchung ansah und wie er sich darin hielt. Unter den Gründen, warum

Gott über Deutschland und die Kirche so Schweres verhängt, nennt er auch „die Verirrungen und scholastischen Streitigkeiten der Theologen, die selbst einen so heiligen Mann wie Arnd der Ketzerei anzuklagen gewagt hätten.“ Die Trübsale lasteten so schwer auf ihm, daß er nichts fand, was ihm die Fortsetzung des Lebens einem seligen Tode hätte können vorziehen lassen, als den göttlichen Willen, dem wir Alle gehorsam sein müssen. In diesem Gehorsam war er, seines Vermögens und seiner Freunde beraubt, um nichts träger im Eifer, durch das Verlorene nicht niedergeschlagen, auch nicht gierig nach dem Erwerbe neuen Wohlstandes, nicht verzagt über so viele verlorene Arbeit, noch voll Schmerz, in der Erinnerung der Menschen gleichsam vergessen zu sein. Diese Geistesstärke schöpfte er nicht aus der Schule der Stoiker und Idealisten, sondern aus der Betrachtung, wie eitel alles Menschliche ist, und aus dem Blicke auf das vollkommene Leben Christi, welchen Unterricht ihm unser Luther gewährte durch seinen herrlichen Commentar über den Prediger Salomonis. Er ging rüstig wieder an die Arbeit. Zum Besten seiner Gemeinde gab er eine Beschreibung der erlittenen Drangsale heraus. Er selbst ward durch die Liebe der Gemeinde und auswärtiger Freunde in den Stand gesetzt, sich wieder ein Wohnhaus zu bauen. — Was er in Calw zur Erneuerung der Kirche begonnen, führte er in größerem Maßstab seit 1638 als Hofprediger und Consistorialrath in Stuttgart fort. Er betrat eine Bahn, die er nicht selbst gesucht und die voll Dornen und Disteln war. Seine Rechtgläubigkeit war verdächtig, sein Fürst ein 24jähriger Lüstling, die Geistlichkeit der Stadt angesteckt von der allgemeinen Sittenlosigkeit, das Consistorium in lässigen Händen, die Rathgeber des Fürsten bereit, seinen Lüsten

zu dienen. „O deutsche Tugend," ruft er aus, „o ihr Helden, Bekenner und du, Christoph, einst unser Fürst, wie weit seid ihr von uns gewichen!" Die Kirche lag wüst: von 1046 Geistlichen und Candidaten waren nur noch 338 übrig, nach der Nördlinger Schlacht fehlten vier Jahre lang dem Tübinger Stift die Mitglieder, Jung und Alt stand in kläglicher Unwissenheit. Andreä ließ im Lande collectieren, sammelte Zöglinge für das Stift, gründete Professuren, sorgte für die Erneuerung des Gymnasiums in Stuttgart, für die Einkünfte der Geistlichen, ordnete an, daß die Bauern für die Pfarrer öde gelegte Strecken anbauen mußten. Das Schwerste und Wichtigste ließ er auch hier nicht, die Kirchenzucht. Er sammelte ältere Kirchengesetze, eine Kirchenconventsordnung ward erlassen, die Diöcesansynoden erneuert, es gingen Mandate gegen Sonntagsentheiligung, Ehebruch, Unzucht u. s. w. aus. Gern hätte er die Handhabung der Zucht frei gewählten, durch Frömmigkeit und Sittenreinheit ausgezeichneten Männern übertragen, doch mußte er sich mit den Schultheißen und Vögten genügen lassen. Natürlich gab es Kämpfe. Die Familie eines vornehmen jungen Mannes wollte diesen, der, im Begriffe, sich zu verheirathen, zwei Mädchen entehrt hatte, der Kirchenzucht entziehen. „Zu einem solchen Grade der Unverschämtheit stieg die politische List und Gewalt," schreibt Andreä, „daß sie den neuen Satz aufstellten, der Fürst sei Bischof, in dessen Macht es stehe, wider Willen der Geistlichkeit einen Schuldigen loszusprechen." Aber das Consistorium drang, namentlich von Andreä getrieben, beim Fürsten auf Bestrafung, damit es nicht scheine, als sei das neue Kirchengesetz „nur gegen die Tauben, nicht gegen die Raben gerichtet".

So wirkte Andreä im Amte. Außer demselben bewies er sich als ein Christ, dessen Haus eine Art

„Herberge der Gerechtigkeit“ war. Nicht allein kehrten die Freunde bei ihm ein, die seinen Umgang suchten, die Kinder verstorbener Freunde nahm er zu sich, vertriebene Prediger und Schulmänner, auch reisende Künstler fanden bei ihm freundliche Aufnahme. Zu solcher Gastfreundschaft reichte aber die kärgliche Besoldung nicht aus und es kamen ihm die Geschenke seiner Freunde und namentlich die Gunst des Herzogs August von Braunschweig, in der sich Andreä sehr wohl fühlte, zu Statten. Sein Leben war in den letzten Jahren durch schwere körperliche Leiden sehr gedrückt. Er bedurfte des ganzen Trostes, den der Glaube gewährt, um sich aufrecht zu erhalten. „Mein ganzes Leben,“ konnte er da ausrufen, „ist im vergeblichen Streben und nicht ohne Mißgunst verflossen; möge nach mir Einer mit glücklicherem Erfolge auftreten! Viele waren mit mir, Arnd, Saubert, Schmid und mancher Andere; Christi Geist unterliegt indeß nicht.“ Sein gewaltiger Nachfolger, Spener, fing gerade damals an, in Straßburg unter Dannhauer Theologie zu studiren. Aber auch Andreä's Geist wirkt noch fort. Wir geben zum Schlusse einige Zeugnisse von der Hoheit und Freiheit, von der Tiefe und Innigkeit dieses Geistes, Zeugnisse, die uns einen Schluß auf den Geist seines Pfarrhauses verstatten. In der „respublica christianopolitana“ schildert er den christlichen Presbyter oder Pfarrer: „Nur einmal und zwar am Sonntag redet er zu dem Volk und unterweist es in göttlichen Dingen; nie wird er gehört ohne innere Regung des Gemüthes. Für Schande würde er es achten, Andere zu etwas zu ermahnen, worin er nicht mit der That vorangegangen, so daß er, wenn er in der Versammlung steht, auch schweigend redet. Seine ganze Zeit verwendet er auf heilige Betrachtungen und Uebungen, vorzüglich aber auf die Förderung des christlichen Lebens, und er sucht kein anderes Vergnügen

als die himmlische Speise. Als er mich segnete, empfand ich in mir eine heilige Gluth, die mein ganzes Gemüth durchströmte. O! die wahre Gottesgelahrtheit ist wirksamer als alle Predigten der Fleischlichgesinnten. Ich erröthete, als ich an den Ehrgeiz, an die Habsucht, an den Neid, an die Trunkenheit so Mancher dachte, die den geistlichen Stand schänden. Man sollte glauben, sie glaubten nicht, wovon sie Andere überreden wollen, ob sie gleich das Ueberreden gelernt haben. Mir mögen sie es nicht verdenken, daß dieser Geistliche mich entzückt hat, dieser Mann vom feurigen Geist, von erstorbener Sinnlichkeit, ein Freund des Himmels, ein Verächter der Erde, rasch zum Werke, fern von Geschwätzigkeit, trunken in Gott, den Lüsten abhold, wachend für seine Heerde, schlafend für sich, der Erste an Verdienst, der Letzte an Ruhm." „Ein Büchlein von augustinischer Tiefe und susonischer Zartheit" nennt Tholuck seine Erstlingsschrift „Beschreibung eines wahren Christen". Darin schildert er das Ergriffenwerden des in der Welt Umherirrenden von der himmlischen Kraft: „Da streckt mir Christus seine Hand entgegen, ergreift die meinige, indem er mich ganz mit göttlichem Thau übergossen, und nachdem er mich so abgewaschen und mit himmlischem Manna überschüttet, erklärt er mich für den Seinigen, dem ich nun nicht schüchtern, wie einst, da ich in der Welt war, sondern mit kindlichem Vertrauen zurufe: Nimm mich dir, Jesu, mein König, und entreiß mich der Welt. Sage, was du von mir willst, und gieb, daß ich könne, befiehl, was du willst, und gieb, daß ich gehorche; leg' auf, was du willst, und gieb, daß ich trage; übe, wie du willst, und gieb, daß ich mich bewähre; gieb, was du befiehlst, und begehre, was du willst, ich will nichts mehr sein, du aber damit Alles." Erhaben, sagt Tholuck, wie der Brief Diognet's spricht er von dem Adel der wieder-

geborenen Seele: „Unser Kind sei der Christ, der in der Welt ein Fremdling, jener Sprößling des menschlichen Elends, aber die neue wiedergeborene Creatur der erbarmenden, zuvorkommenden Gnade, die Gegenwart duldend, nach der Zukunft strebend, für die Erde nicht blos ein Fremdling, sondern ein Gestorbener, in keinem Stücke sich nur anbequemend, unter den Spöttern wie ein Ungeheuer, aber Gott eine Wonne, und durchaus ein Solcher, dessen Leben nicht hienieden, sondern jenseits gelebt wird, der seine Freude nicht auswendig, sondern inwendig hat, der sein Wissen nicht auswendig, sondern inwendig weiß, dessen Verlangen durch nichts ausgefüllt wird, was in der Welt herrlich lautet, sondern allein gesättigt wird durch das, was Keinem außer ihm bekannt."

Das Merkwürdigste fast, was wir von Andreä besitzen, haben wir noch zu nennen: seine Pastoraltheologie in Versen. Freilich nicht so sehr das Pfarrhaus als der Pfarrer, aber mittelbar doch auch das Pfarrhaus tritt uns in diesem gesalzenen und gepfefferten Gedichte vor die Augen, das in seinen kurzen, harten Reimzeilen an Hutten's deutsche Weckschriften, in dem Ernst und der Tiefe der Auffassung, in der Deutschheit und Derbheit der Aussprache an Luther's Geist und Wort erinnert. Mit seinem wunderbaren Spürsinn hat Herder das Gedicht, das 1619 in Straßburg gedruckt worden, wieder aufgefunden, und als eine Pastoraltheorie in Versen hat er es den Deutschen gepriesen. Dann hat den Geistlichen unserer Zeit Löhe das Kleinod wieder zugänglich gemacht, indem er es seinem „Evangelischen Geistlichen" vordrucken ließ. Die Geschichte und Lehre ist diese. Ein Candidat der Theologie wandert durch das Land. Zum geistlichen Stande hat er sich einst entschlossen, weil es ihm ein gut Geschäft dünkte, um lange Bratwürste kurze Predigten zu halten.

Da red' ich, muß ein andrer schweigen,
Da poch' ich, muß ein andrer leiden.
Da geh' ich vor, ein andrer nach,
Da schlaf' ich zu, ein andrer wach.

Drauf hat er auf hohen Schulen so viel gelernt,
Bis ihm die Kunst ganz überging
Und ihm der Witz zum Maul aushing,
Auch ihm sein Röcklein rauscht daher,
Als ob er schon Decanus wär'!

Für jede Stelle, auch die höchste, fühlt er sich völlig Mann — der Mann ist da, nun muß die Stelle gefunden werden. Sie darf nicht im rauhen Gebirg, sie muß im lustigen Weingau liegen. Er sieht sich im Lande um. Da begegnet er in einem Wiesenthale einem alten Mann, mit weißem Haar und schönem Gesicht, der geht mit einem Rechen im Gras. Der Jüngling möcht' ihn wohl für einen Pfarrer halten, aber er wundert sich, daß er den Rechen trägt und nicht etwa in einem Buche liest. Der Candidat begrüßt ihn und es entwickelt sich ein Gespräch. Der Alte erzählt dem Jüngling, wie es zu seinen Zeiten auf hohen Schulen zugegangen, kommt aber zum Schluß, das Beste müsse man mitten unter den Bauern lernen. Da der Jüngling das nicht fassen kann, ist der Alte bereit, ihm die Schuppen von den Augen zu schaffen. Er kündigt ihm an, was er als Pfarrer erleben werde.

Da werd't ihr sein Dorfkarr, Pfarrnarr
Und alles Rußes Ofenscharr.
Da müßt ihr *glauben*, *wissen*, *thon*,
Leiden, *lassen*, *fürchten* und *ho'n*,
Was Niemand darf, kann, mag noch will,
Und dieses alles in der Still.
Denn wer sich dieses will beschweren,
Der mag sein Pfarr eim andern leeren.

In meisterhafter Kürze wird nun der Satz durchgeführt. Der Pfarrer *glaubt*, das Niemand glauben will.

Er glaubt an Gott, des Niemand acht,
Ein jeder nach seim Götzen tracht.
Er glaubt ein Himmel, der verschmächt,
Ein jeder gern hie ewig zecht,
Er glaubt ein Höll, die niemand fleucht,
Ein jeder die breit Straße zeucht.
Er glaubt ein Tod, der alles scheidt,
Ein jeder pocht auf lange Zeit.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein Narren. —

Darnach so weiß ein Seelenhirt,
Des die Welt ungern inne wird.
Er weiß, daß großer Herren Pracht
Bei Gott aufs äußerst wird veracht.
Er weiß, daß großer Hirten Schlaf
Dem Wolf liefert manch armes Schaf.
Er weiß, daß große Leuteschinder
Verflucht sind auf Kindeskinder.
Er weiß, daß jedes falsche Herz
Sich selbst noch stärkt in ewig Schmerz.
Das weiß er, will's schon niemand wissen
Und wird sehr oft darob geschmissen.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein Narren. —

Drittens muß ein Pastor thun, das Niemand thun will.

Er muß in die Pest und Lazareth,
Da mancher weit vorübergeht.
Er muß in alle Pfützen treten,
All Unlust putzen und ausjäten.
Das muß er thun ohn seinen Dank,
Bis er d'rob wird alt, krumm und krank.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein Narren.

Viertens muß der Pfarrer leiden, was den Thurm verdiente.

Er leidt Verachtung Gottes Lehr,
Dafür Wollust wird trieben mehr.

Er leidt Ehbruch, Unzucht und Schand,
So nur geacht für Narrentand.
Er leidt große und kleine Dieb,
Finanz und was ihm sonst nit lieb.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein Narren. —

Zum Fünften muß ein Priester lassen,
Das die Welt liebt ohn' alle Maßen:
Er läßt dem Hof sein reiches Kleid
Und bleibt ihm die Kameelhaut bescheidt.
Er läßt der Schul ihr große Witz
Und übt sich in der Liebe Hitz.
Er läßt sein Haut, sein Fleisch und Bein,
Damit er mög bei Christo sein.
Das alles muß er willig lassen
Und noch dazu sich selber hassen.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein Narren. —

Zum Sechsten fürcht ein geistlich Mann,
Das sonst bei andern leicht gethan.
Er fürcht mit Scheu das End der Welt,
Dafür mancher sein Hauptgut zählt.
Er fürcht der Kirche böse Feind,
Gewalt und Witz, die manches Freund.
Er fürcht der bösen Gesellschaft Schein,
Ohn welche mancher nit kann sein.
Das ist sein Sorg, sein Furcht, sein Angst,
Welchs alls die Welt verlacht vorlangst.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein Narren. —

Zum Siebenten ein Clericus
Was Niemand will, wohl nehmen muß.
Er nimmt wenig als Niemand glaubt,
Denn der thut wohl, der Pfründen beraubt.
Er nimmt das Schlechtst vom Pfleger sein,
Die schlechtsten Früchte, den sauersten Wein.
Also muß er im Bettel reisen
Und endlich lassen arme Waisen.

Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein Narren.

Der Candidat ist von solcher Rede erschüttert. Was soll er anfangen, da er einmal den geistlichen Stand erwählt und es um denselben solch ein schweres Ding scheint? Da macht denn der Greis Muth:

Kein Stand auf Erd je werther war,
Als der durch Gott berufen dar,
Sein Wort und Willen zu verkünden
Und dadurch pflegen Gottes Kinden —
Dem wird vertraut Gotts liebstes Gut
Und Jesu Christi Fleisch und Blut,
Als auch des Geistes Freudenöl,
Damit beseligt manche Seel.
Den Stand laßt euch kein Mensch erleiden,
Vor dem all andre Stänb sich neigen.
Ist nun der Stand so hoch und werth,
So hat er billig sein Beschwerd.
Je mehr Gefahr, je minder Sold,
Eim Gotteskinde soll kein Gold.
Hie soll's sein g'arbeit, g'hüt und gewacht;
Dort wirds sein belohnt und hoch geacht,
Hie solls sein mühsam und unwerth,
Dort wirds sein ruhsam und hochgeehrt.

Und nun ermahnt er den Jüngling, nicht nach der Stelle zu laufen, sondern Gottes und der Gemeinde Ruf zu erwarten, dann aber getrost in den Dienst zu treten, von welchem Christus sagt:

Weh euch, so man euch zu viel lobt,
Wohl euch, wenn die Welt heftig tobt.
Weh euch, so euch der Dienst wird süß,
Wohl euch, so ihr findt viel Verdrieß.
Weh euch, so euch die Welt gefällt,
Wohl euch, so sie euch Fallen stellt.
Weh euch, so ihr nach Ehren strebt,
Wohl euch, so ihr im Niedern lebt.

Weh euch, so ihr auf Titel schaut,
Wohl euch, so euch wenigs vertraut.
So könnt ihr Gottes Haushalter sein,
Der Welt ein Dorn, ein Ruth und Pein.

Dann kommt er aufs Pfarrhaus zu reden und auf das Hauskreuz und die Haussitte. Und sie kennen zu lernen, lädt er ihn ein, mit ihm in seinem Hause einzukehren, sie wollen ihr Süpplein mit einander essen und die alte Mutter werde dem jungen Tropf auch noch umsonst ihren Text lesen. Und der Jüngling ging fröhlich mit und dankbar für die empfangene Lehre.

Ich wollt nit, daß ich wälsche Land
Dafür hätt gesehen allesammt.
Denn ein deutsch Herz, so man das findt,
Ist werther als viel fremdes Gsind.
Nun wünsch ich, daß all mein Gesellen
Ihn auch abtrennen lan die Schellen
Und geben sich in Christi Orden,
Der nie keim Frommen süß ist worden.
Hiemit folg ich meim Alten nach.
Wer Besseres weiß, der besser die Sach.

In der That, besser hat wohl Niemand vom geistlichen Amt geredet. Am Anfang des dreißigjährigen Krieges zuerst in die deutsche Kirche gerufen, ist dies Wort wie eine Losung für den Geistlichen in schweren Zeiten. Ob's damals viel gelesen worden ist, ich weiß es nicht — das aber weiß ich, daß es heute, da auch schwere Zeit ist, kein lesenswertheres Wort giebt.

---

3. Das pietistische Pfarrhaus. Spener. Aßmann.

Der Pietismus, einerseits eine kräftige Wiederaufnahme des Werkes Luther's, hat andrerseits Luther's Art nicht so voll an sich getragen. Es war ganz ein Eingehen in

die großen reformatorischen Gedanken, die Luther in der Kirche wieder erweckt, wenn der Pietismus das Persönliche, Lebendige, Sittliche im Christenthum stark betonte, wenn er keinen Wahnglauben wollte, sondern einen Herzensglauben, nicht Namenchristen, sondern neue Creaturen in Christo, wenn er den unauflöslichen Zusammenhang zwischen Glauben und Werken, zwischen Bekenntniß und That hervorhob und aus dem Priesterthum aller Gläubigen die Verantwortlichkeit auch der Laien für die Forschung des Reiches Gottes folgerte. Das warme Erbarmen mit dem Volk, das freundliche Sichhinabneigen zu den Kindern mit Lied und Spruch, das hat der Pietismus mit Luther gemein, in dem vollen Erfassen dessen, was wir heute innere und äußere Mission nennen, ist er sogar über den Reformator hinausgeschritten. Aber Luther's Eigenart, jene wunderbare Verknüpfung des Ernstes, der nach dem Reiche Gottes vor allem trachtet, mit der Freude, die aus der Hand Gottes sich alle Creatur als eine gute Gabe zu ungetrübtem Genuß geben läßt, hatten die Führer des Pietismus nicht. Die Künste, denen Luther ein so hohes Lob gespendet, fanden im Pietismus in Gestalt des geistlichen Liedes Anerkennung. Die Geselligkeit ward zur Stunde der Erbauung im engeren Sinne des Wortes. Der Ton, der im Verkehr mit den Kindern angeschlagen ward, hatte weniger Luther's Lust an diesen Gaben Gottes, die mitten in der argen Welt etwas Paradiesisches an sich tragen, als die strenge Absicht, sie aus der argen Welt früh ganz hinauszuholen. Und was endlich die Auffassung der Ehe, die Gestalt des Familienlebens betrifft, so ist ein zwiefaches zu beachten: zunächst das Streben, die Ehe ganz in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen, ohne völlige Anerkennung dessen, was sie an sich ist und durch sich selbst für das Reich Gottes ist, später allerdings auch die Herausbildung der

„schönen Seele", durch welche in die Ehe ein Neues, die stärkere individuelle Anziehung kommt. Der Verlauf der pietistischen Bewegung bringt Erscheinungen hervor, die sich früher ähnlich in der katholischen Kirche, im Kreise der Gottesfreunde, gezeigt, aber auf dem Gebiete der evangelischen Kirche zum erstenmal auftreten: die Gemeinschaft des Heilands führt zur Freundschaft. Die Macht dieser Verbindung am Herrn wird so stark, daß nicht allein der Pastor Petersen aus dem Norden Deutschlands die Jüngerin Spener's, das Hoffräulein von Merlau, als Ehefrau heimführt, sondern daß nachher Gräfinnen Handwerkern die Hand am Altar reichen. Und was die „schöne Seele" bedeutet, wir wissen's an dem Bilde der Susanne von Klettenberg, die diesen Namen vor allen trägt, die aber auch bereits wieder auf ein Neues hinweist — auf jenen Umgang geistig bedeutender Menschen unter einander, wenn sie auch nicht gleichen Glaubens sind. Denn die Weise, mit welcher die „schöne Seele" den jugendlichen Most des Goethe'schen Genius gewähren ließ, in der Hoffnung, daß der Gährung die Klärung folgen werde, die Fähigkeit, auf eine fremde Individualität mit Zartheit einzugehen, stammt aus der Herausbildung der Individualität, welche das Herzenschristenthum des Pietismus, das Werthlegen auf persönliche Erfahrung gefördert hat. Wir versuchen von dem pietistischen Pfarrhaus in seinem alten, ächten Stil eine Anschauung zu geben.

Der größte und gesegnetste Gottesgelehrte, den Deutschland nach Luther gehabt, von Gott berufen, Luther's Werk unter den Deutschen fortzusetzen und namentlich die von Luther laut verkündete, aber von der Lutherschen Orthodoxie vielvergessene Verbindung zwischen reiner Lehre und reinem Leben wieder herzustellen, Philipp Jacob Spener, der ehrwürdige Erzvater des gesunden Pietismus,

war doch von Luther außerordentlich verschieden. In Luther eine schöpferische Begabung, die wie der frische Wasserstrahl aus dem Felsen springend weithin das Land erfrischte, in Spener eine erhaltende Kraft, die still und fleißig zum Heil der Gemeinde sich geltend machte. Heldenhaft und kindlich zugleich, mit einer kühnen Freiheit des Geistes, die in den höchsten und heiligsten Dingen des zuckenden Witzes, der schalkhaften Laune sich nicht entschlagen kann, hat Luther seine mächtigen Gedanken in die Welt gerufen: das „theologische Bedenken", die gewissenhafte Erwägung, die ruhige Darlegung ist Spener's Art. Luther's Häuslichkeit würde auch auf das Weltkind einen Zauber geübt haben: von einem fröhlichen Staunen würde es erfaßt worden sein, daß der Mann des Gebets, der Anfechtung, des Kampfes wider Teufel, Welt und Fleisch zugleich ein so treuherziger und kindlich froher Mann sei, sein Gemüth weltoffen in Gottseligkeit, sein Mund reich an Spruch und Lied und lustigem Schwank. Spener's Haushaltung dagegen in ihrer strengen Ordnung von Gebet und Arbeit, in der gleichmäßigen Hingabe an die Pflicht, in der Durchsalzung des ganzen Lebens mit dem Salze der Heiligung, für die Gleichgesinnten überaus erbaulich, wäre wohl für die Draußenstehenden ehrwürdig, aber kaum anziehend gewesen. Wie viel wissen wir von Luther's häuslichem Leben, wie wenig Züge aus Spener's Verkehr mit Weib und Kind sind uns erhalten! Von der Zeit an, da der ein und dreißigjährige junge Gottesgelehrte bereits als Senior der Lutherschen Geistlichkeit nach Frankfurt am Main berufen ward, bis zu seiner Heimfahrt in Berlin — wie war doch sein Leben der nächsten Gemeinde und der großen Kirche, den Bedürfnissen der Pfarrkinder und der Gemeinschaft der Gläubigen in ganz Deutschland und über den Grenzen gewidmet! Mehr noch als in Johann Valentin Andreä's

Hause sehen wir im Spener'schen das Einlaufen der Wünsche weither aus der Kirche, das Ausströmen des Raths weithin in die Kirche. Er hätte wohl sagen können, zum Heirathen hab' er keine Zeit, — aber er hat geheirathet und die Ehe bringt seinem Leben warme Fülle, ohne daß sie sein großes Wirken irgend beeinträchtigt hätte.

Seltsam waren die Heirathsgedanken Spener's im jugendlichen Mannesalter. Ehelos zu bleiben, das scheint dem gut Lutherischen Theologen nicht in den Sinn gekommen zu sein. Aber er hielt sich für zu ernst, um einer jungen Frau so freundlich zu begegnen, als sie es wünschen und erwarten durfte. Da dacht' er sich aus, er wolle eine Wittwe heirathen und zwar eine solche, die einen recht störrischen Mann gehabt. Eine so Schwergeprüfte hofft' er zur Noth zufrieden stellen zu können. Es mochte aber nicht leicht sein, gerade das zu finden, was er in seinen eigenen Gedanken sich ausgedacht. Da ließ er sich von Gott die Frau schenken, Susanna Erhardt, die Tochter eines ehemaligen Dreizehnders in Straßburg. Und er hat Gott für diese Gabe nicht genug danken können. Eine innige, fromme, gesegnete Häuslichkeit baute sich auf. Die Schwiegermutter, die mit ins Haus zog, erhöhte das Glück, denn sie war eine treffliche Frau von inniger Frömmigkeit und liebte Spener wie ihren eigenen Sohn. Nur zwei Jahre blieben die Eheleute im heimathlichen Straßburg. 1666 ward Spener nach Frankfurt a/M., 1686 nach Dresden, 1691 nach Berlin berufen, wo er seinen Heimgang erwartete 1705. An allen diesen Orten war er zugleich der treue Arbeiter in dem nächstbefohlnen Amte und der Träger einer großen kirchlichen Bewegung. Sein ganzes Hauswesen ruhte auf der Uebung des Spruchs: Bete und arbeite. Was er für ein Beter gewesen — man kann es nur mit tiefer Beschämung hören. Nichts Wichtiges unter-

nahm er, ohne den Namen Gottes anzurufen. Sobald er sich des Morgens vom Lager erhoben und noch ehe er Licht angezündet, that er, was er, wie er sich ausdrückte, auch ohne Licht vollbringen konnte, er betete für sich allein. Dann versammelte er alle seine Hausgenossen zur Morgenandacht und in die Fürbitte schloß er namentlich die Obrigkeit des Landes und viele deutsche Fürsten und Städte ein. Auch das Mittags- und Abendessen heiligte er durch das Gebet. Manchmal las er vorher ein Capitel aus der Bibel vor und stimmte vorher ein geistliches Lied an. Den Tag schloß die Abendandacht. Die Gebetsübung Spener's ging aber weit über diesen Hausgottesdienst hinaus. Wie viel hat der Mann in seiner Studirstube gebetet! Die Menge derer, die er in sein Gebet einzuschließen gehabt, war so groß geworden, daß er sie nicht alle Tage namentlich vor Gott führen konnte. Er theilte sie darum nach Ländern und Provinzen ein und that der Reihe nach Fürbitte für sie, er richtete sich auch nach dem Bedürfniß derselben, ob er öfter oder seltener für sie betete, für seine besten Freunde betete er dreimal täglich, wer aber auch nur einmal ihm unter die Augen gekommen und ihm irgendwie bedeutsam geworden war, den vergaß er nicht wieder, dessen gedachte er vor Gott. — Der Tag hatte eine feste Ordnung. Er stand regelmäßig um 5½, Sonntags um 4 Uhr auf. Dem Schlaf mußte er allemal mit Gewalt sich entreißen, denn er hatte einen sehr gesunden Schlaf, träumte selten, und nur zwei- oder dreimal, wie er selbst sagte, hat er einen Theil der Nacht schlaflos zugebracht, und zwar aus Sorge für die Kirche. Den ganzen Vormittag arbeitete er ununterbrochen, und nur in den dringendsten Fällen ließ er sich stören. Um 12 Uhr aß er zu Mittag, wenn er dann sich durch einen kurzen Schlummer auf seinem Stuhl gestärkt, widmete er die erste Hälfte des Nachmittags wieder

der stillen Arbeit, die zweite den Menschen, die ihn besuchen und sprechen wollten. Bei diesen Besprechungen pflegte er, wie zu unsrer Zeit Tholuck, zu stehen oder zu gehen, nur daß er nicht im Freien wandelte. Es ist wunderlich zu sagen, daß er den Garten, den er hinter seinem Hause in Berlin besaß, während seines dortigen Lebens nur zwei- oder dreimal auf einige Minuten besucht hat. Er hatte keine Zeit dazu. Abends aß er um acht Uhr, Montags, Mittwochs und Sonnabends, um Zeit zu ersparen, allein auf seinem Zimmer. Wenn er am Sonntag Nachmittag die Landkirchen seiner Probstei besuchte, nahm er ein Buch mit, damit er unterwegs die Zeit nicht verlöre. Auch auf weitern Reisen las er fast immer. Wie hätte er sonst die Zeit zu den amtlichen, schriftstellerischen Arbeiten und zu dem Briefwechsel finden können, welcher letztere zu einer solchen Höhe angewachsen war — und ganz im Interesse der Kirche — daß ihm die Regierung Portofreiheit verstattete. In Nahrung und Kleidung hielt er sich ganz einfach. Wenn er, was selten und ungern geschah, eine Einladung annahm, bewahrte er seine gewöhnliche Mäßigkeit im Genuß von Speise und Trank. Jedermann war er zum Dienste bereit, lieber ließ er sich, arglos und gutmüthig, täuschen, als daß er Jemanden in der Hoffnung, die er auf ihn gesetzt, hätte täuschen mögen. Und dabei begriff er nicht, wenn ihm Jemand danken wollte, was die Leute Gutes an ihm fänden. Von allem, was durch ihn geschehen war, schrieb er nur die Fehler sich selbst zu. Unter Thränen konnte er auf der Kanzel die Gemeinde bitten, daß sie ihn an seine Fehler erinnern möchte. Er war ein Mensch von seltner körperlicher wie geistlicher Gesundheit, im frühen Lebensalter in voller Thätigkeit, heimgeholt vor der Abnahme der Kraft, ein Heiliger der evangelischen Kirche, wie sie keinen vollkommneren hat.

Wenn wir Luther's Leben ansehen, wie er übersprudelt bei Tisch und im Garten mit Weib und Kind und den Freunden, oder wenn wir gar unsre eignen Gewohnheiten, unsre geselligen Bedürfnisse und unsre Ausflüge in die Natur zum Maßstab nennen, so mag uns Spener's Haus nüchtern und eintönig erscheinen. Aber gesegnet, dreimal gesegnet dies Haus! Elf Kinder wurden ihm geschenkt, sechs Söhne und fünf Töchter. Fünf starben vor ihm, zwei derselben waren schon erwachsen, der eine Professor in Halle, der andere Candidat in Livland. Keiner hat ihm Kummer gemacht durch seine Führung; die ihn überlebten, gaben seinem Namen auch unter den Nachkommen Ehre. Seiner Frau aber giebt er dies Ehrenzeugniß: „Für solche Heirath habe ich Gottes Güte so viel herzlichen Dank zu sagen, als er mir eine solche Ehegattin bescheret, die mich treulich liebte, mit Freundlichkeit begegnet und neben christlichem Gemüth und andern Tugenden mit genugsamem Verstande der Haushaltung begabet, auch dazu wohl gezogen gewesen, also daß ich nicht nöthig hatte, mich der Haushaltungssorgen im Geringsten anzunehmen, sondern durfte solche gesammte Last sammt der Kinderzucht, darin sie auch an Vorsichtigkeit und Ernst nichts mangeln ließ, auf sie und in diesem letztern zugleich auf die Praeceptores ankommen lassen, so mir wohl eine der vornehmsten Erleichterungen meines Lebens und Amts, dabei mir die sonst gewöhnliche Aufsicht der Haushaltung eine allzu schwere Last würde gewesen sein, worden ist. So zierte sie auch mein Amt mit einem solchen eingezogenen Wandel, daß dasselbe von ihr keinen Nachtheil hatte."

Wer kann die Pfarrhäuser zählen, die ihr geistliches Leben der Einwirkung Spener's verdanken? Eins von vielen, das Haus des Pfarrers Christian Gottfried Aßmann, sei den Lesern als ein Musterbild des pie-

tistischen Parrhauses vor die Augen gestellt. Es war zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts, als Spener auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand, da ließ sich in Berlin ein Handwerksmann, Johann Friedrich Aßmann, nieder. Er stammte aus einer Familie in Mähren, die schon vor der Reformation zu den Mährischen Brüdern gehörte und in den Verfolgungen der Päpstlichen nach Preßburg in Ungarn übergesiedelt war. In Ungarn ward er, wegen Mangels an evangelischen Schulen von den Jesuiten erzogen, auch während der Schulzeit dem päpstlichen Glauben zugeneigt, aber durch die Treue der Mutter, die Gott in einem Traumgesicht gewarnt, bei der evangelischen Wahrheit erhalten. Nachdem er jahrelang in Regensburg bei einem Oheim gewohnt, führte ihn Gott nach Berlin und unter Spener's Kanzel. „Da gingen ihm seine Augen auf", erzählt der Sohn, „daß er nun lernete einsehen, wie viel ihm an seinem Christenthum noch fehle, und er wurde durch solche erlangte Erkenntniß sogleich in eine bußfertige Bekümmerniß um seine Seele versetzt. Der Geist Gottes wirkte in ihm die göttliche Traurigkeit und Reue: es ward ihm leid, daß er so viele Jahre lang Gott den Rücken gekehrt und seine große Gnade in Christo nicht geschmecket noch erfahren, sondern vielmehr solche verachtet und dagegen die verderblichen Lüste seines Fleisches und Blutes erwählt, gesucht, genossen und dadurch Gott hoch beleidiget und seinen gerechten Zorn über sich gehäufet hatte." Neben Spener war es Johann Lysius, Pastor an der Hospitalkirche zu St. Georg vor dem Königsthor in Berlin, dem er viel für sein neues Leben verdankte. Im Lesen des Worts und im Gebet war er unermüdlich. Neben der heiligen Schrift war ihm Joh. Arndt's „wahres Christenthum" nebst dem „Paradiesgärtlein" vor allen menschlichen Büchern theuer. Er ließ sich das Buch in schwarzen Cor=

duan mit Klappe einbinden, auswendig war sein Name J. F. A. zu lesen, inwendig waren die häufigen Spuren seiner Bußthränen zu sehen. Aeltere Männer, die längst im gottseligen Leben standen, ein Weißbäcker in der Dorotheenstadt, Abraham Andreä, und ein Ungar, Namens Hoffmann, halfen dem jüngern Bruder in seinem geistlichen Vorschreiten. Wo er ging und stand, fühlte er den Heiland neben sich. Weil er der Tonkunst Freund war, vergnügte er sich in der Einsamkeit mit dem Gesang geistlicher Lieder. Manchmal sang er, was er selbst gedichtet, lieber noch die Lieder, die andere zuvor gesungen. Wenn er das vielgeliebte Lied von Philipp Nicolai: „Wie schön leucht uns der Morgenstern" bis zum letzten Verse gebracht, da war ihm das Singen nicht genug: „Wie bin ich doch so herzlich froh, daß mein Schatz ist das A und O, der Anfang und das Ende: Er wird mich noch zu seinem Preis aufnehmen in sein Paradeis, daß klopf' ich in die Hände", — da klopfte er voll Herzensjubel in die Hände. Ganz an Gottes Wort geheftet und ohne Verlangen nach außerordentlichen Erweisungen der Nähe Gottes konnt' er doch eines Tags einer Erscheinung nicht wehren. In der Sommerzeit an einem Sonntagmorgen früh ging der gottselige Jüngling zum Thor hinaus, um in der Stille mit seinem Gott ungehinderte Zwiesprache halten zu können. „Er kam in den kleinen Wald bei der Stadt, den man den Thiergarten nennt, und da er in der stillen Einsamkeit war, knieete er im Schatten unter einen Baum auf der Erde nieder, demüthigte sich also vor Gott und betete zu ihm ernstlich, daß er sein Herz zu seinem göttlichen Wohlgefallen neigen und aus ihm einen treuen Knecht in seinem Dienst machen möchte u. s. w. Als er nun sein Herz vor Gott ausgeschüttet hatte und von seinem Gebet wieder auferstanden war, siehet er einen Jüngling mit einem

freundlichen Gesicht hinter ihm stehen. Mein Vater, dem nun der unvermutheten Gegenwart willen eine Röthe ins Angesicht stieg, gehet vor sich hin, in der Meinung, daß jener vor ihm vorübergehen soll, da es aber in einer kleineren Weile nicht geschiehet, so kehrt er wieder um und findet Niemand." Dieses Vaters und seiner Mutter Anna Pfannenstiel Sohn war Christian Gottfried Aßmann, geb. 14. Aug. 1714. Er hat uns selbst sein Leben beschrieben: es ist das Leben eines ächten Pietisten. Das ist das Eigenthümliche daran, daß der fromme Knabe, Jüngling, Mann auf die gnädige Führung Gottes merkt und immer neue Beweise der besondern göttlichen Fürsorge entdeckt und daß andrerseits der gnädige Gott auf seines Kindes Gebet und Lobpreisung merkt und nicht aufhört, ihn zu führen und zu segnen. Traumgesichte und Himmelserscheinungen, häusliche Erlebnisse und Stürme im Volksleben, wunderbare Errettungen und auffällige Gerichte, in allen aber Gottes Segen in leiblichen und geistlichen Gütern, das ist der Inhalt des Lebens, das uns Aßmann mit großer Genauigkeit beschreibt: ein Gewebe menschlichen Thuns, dessen Schmuck die Goldfäden göttlicher Führung sind. Der Traum, den die Mutter eine Stunde vor der Geburt ihres Kindes träumt, deutet darauf hin, daß der Sohn eines schlichten Bürgers einmal die Laufbahn eines Gelehrten einschlagen werde. In der St. Nicolai-Kirche getauft, ward er von den Eltern sorgfältigst in der Taufgnade bewahrt. Mit dem siebenten Jahre beginnen die spürbareren Züge der Gnade und Zeichen der Erweckung. An einem Sonntagabend hält er's beim Spiele der Kinder nicht aus und eilt zu seinem Vater, um ihn von göttlichen und geistlichen Dingen reden zu hören. Im Gymnasium zum Grauen Kloster kommt er durch die Mitschüler in große sittliche Gefahr, die er durch immer brünstigeres

Gebet überwindet. Wieder an einem Sonntagabend redet sein Vater lange mit ihm von dem Heil in Christo, dann knieet er mit dem zwölfjährigen Knaben nieder — und „der Stoß zur ewigen Bewegung" ward aufs neue und merklicher gespürt. Im vierzehnten Jahre, da er Abends im Bette lag, seine Eltern in der Nähe am Tisch saßen und ihre Abendbetrachtung hielten, erschienen ihm seine beiden verstorbenen Brüder, und er redete mit ihnen offenen Auges und ohne Schlaf. Er spürte dabei eine solche Erquickung, daß er heftig weinte, als sie Abschied nahmen. „Nehmt mich doch mit," so rief er ihnen nach. Der ältere antwortete: „Du mußt noch warten", und noch heftiger ward sein Weinen. Der Brüder Leibesgestalt war durchsichtig und viel heller als die Sonne, und doch konnten die Augen, ohne geblendet zu werden, sich darauf heften. Der Eindruck war mächtig. Dennoch gewann bald darauf die Verführung Macht über den Knaben. Da, im fünfzehnten Jahr, ward er confirmiert, von welcher Zeit an er eine noch kräftigere Einwirkung der Gnade, in immer neuen Zügen, preisen darf. Während er in den Predigten des Pastors Fuhrmann an der Friedrichs-Hospitalkirche und in den Betstunden des Pastors Aßmann an der Gertruden-Hospitalkirche sich stärkt, wird ihm die Schulgesellschaft so ärgerlich, daß er wünscht, er möchte nur erst in Halle auf der Universität sein, um dort sich ungestörter seinem Gott ergeben zu können. Die Unterstützungen für das Studium fließen ihm in so merkwürdiger Weise zu, daß er Gottes Fürsorge nicht genug preisen kann. Auch dort erfährt er bald, daß der Umgang mit den Studenten, auch den besser gesinnten, seiner völligen Hingabe hinderlich sei. Er bricht ihn ab, er wird durch Pastor Fuhrmann, seinen alten Freund, der mittlerweile nach Halle berufen worden war, berathen: „ein neuer Kampf ging in meinem

Herzen an, der sehr ernstlich wurde und nicht aufhörete, bis ich zum Durchbruch kam und der Glaube in mir zur rechten Kraft und zum Siege gelangte, also daß ich mit göttlichem Frieden und Freude im Herzen erfüllet war, auch dergestalt mich geändert befand, daß ich mit vieler Freudigkeit allem, was nur Welt und irdisch heißt, absagen konnte und nun in der Welt gar nichts mehr verlangte, als nur recht in Christo erfunden zu werden, zumal ich kräftig überzeugt war, daß ich die Nothdurft des Leiblichen in allen Stücken gewiß von ihm zu erwarten habe". Seine Freunde verwunderten sich der Veränderung, alte Schulgesellen kamen von Jena herüber, das Wunder zu schauen: man warnte vor Uebertreibung, man spottete. Vergeblich. Wollten die alten Freunde nicht mit ihm gehn — in Francke's Waisenhause hatte er bereits neue gefunden, die mit ihm eines Sinnes waren. Immer weiter! so schrieb er mit großen Buchstaben über seine Stubenthür. Er zog, nachdem er schon immer sehr vorsichtig in der Wahl der Wohnung und der Stubengesellschaft gewesen, ganz ins Waisenhaus. Dort hatte er schon die köstlichsten Erquickungen genossen. Die letzte Christnacht hatte er ganz dort zugebracht, im Gespräch und Gebet mit den nachmaligen Missionaren in Trankebar, Wiedebrock und Kohlhoff. Nach einer neuen kräftigen Erweckung aufs Pfingstfest war ihm zum erstenmal vergönnt, in einer Abendbetstunde vor dem Gesinde des Waisenhauses seinen Mund zur Predigt des Worts aufzuthun, und er hat ihn nicht wieder geschlossen, bis der Herr ihn schloß. In der nächsten Christnacht stieg er, bereits ein Genosse des Waisenhauses, mit einigen gottseligen Studiosis auf den Altan des sogenannten Langen Hauses und sangen daselbst das Weihnachtslied: „Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude", welches kürzlich der Hofprediger Allendorf in Köthen gedichtet hatte. Er reiste selbst zuweilen nach Köthen

hinüber, wo neben Allendorf der Lehrer der Prinzen, Lehr, der Verfasser des Liedes „Mein Heiland nimmt die Sünder an“, wirkte, wo die „Köthner Lieder“ von einem Kreis erweckter Christen gesungen wurden. In Halle nahm er an den collegicis biblicis und anderer geistlichen Uebung Theil. Das Kreuz trat ihm in der Gestalt der Krankheit nahe. Zur Erholung unternahm er nach zweijährigem Studium eine Reise nach Berlin in der Landkutsche, die überaus eigenthümlich verlief. Um den anstößigen Liedern und Gesprächen eines Forstmeisters und einer Demoiselle zu entfliehen, geht er zu Fuß, in der Hoffnung, die Kutsche, die sich in Zerbst 24 Stunden aufhalten sollte, wieder einzuholen. Er trifft ein und findet einen Freund, der von dort weiter mit ihm reisen wollte. Aber die Bosheit der Reisegefährten war Schuld, daß die Kutsche schon weggefahren war. Sie gehn zu Fuß. Aßmann sinkt vor Müdigkeit nieder. Da kommt ein vierspänniger Leiterwagen, der nimmt sie mit und bringt sie vor der Kutsche an den nächsten Aufenthaltsort. Sie führen mit dem Fuhrmann und einer Bäuerin auf dem Wagen gottselige Gespräche. Die Kinder im Wirthshaus lehrten sie Bibelsprüche. Am andern Morgen setzte sich unser Freund wieder in die Landkutsche. Der Forstmeister und die Demoiselle waren still und furchtsam geworden und schliefen lieber, als daß sie sündliche Reden und Lieder gesagt und gesungen hätten. Einmal als der Forstmeister erwachte, sah er in Aßmann's Händen A. H. Francke's Tractätlein „Der sichere Glaubensweg“ — er liest es. Die Demoiselle will es auch lesen, der Forstmeister giebt es ihr mit den Worten: „Das Büchlein ist gut, wenn Sie aber nach dessen Inhalt wollen thun, so müssen sie ganz anders werden.“ Nun hatte Aßmann einen Eingang und ermahnte sie zur Buße und Bekehrung. Und als er ein geistliches Lied anstimmte, sangen, die zuvor ge-

spottet, andächtig mit. In Berlin predigte er zum erstenmale. Er kehrte nach Halle zurück, vollendete seine Studien, war Schul- und Pfarrgehilfe in Farnstedt, Erzieher in Greifenhagen bei Pommern und ward mit 28 Jahren Pastor zu Dölzig zwischen Soldin und Küstrin in der Neumark. Wie er zur Ehe schreitet, darüber wollen wir ihn selbst hören. Er hatte während seines Aufenthalts in Greifenhagen eine Predigerwittwe und ihre Tochter in Wartenberg kennen gelernt und zur Letzteren, um ihres und der ganzen Freundschaft gottseligen Sinnes willen, Zutrauen gefaßt. Aber ob es Gottes Wille sei, daß sie seine Frau werde, darum war ihm bange. Er erzählt:

„Indessen überlegte ich solches bei mir selbst, daß ich eine dergleichen Gattin nothwendig haben müßte, welche diejenigen Eigenschaften hätte, die in ihrer Person zusammen angetroffen würden: die nämlich selbst mit ihrer Freundschaft und Angehörigen mit mir Eines Sinnes und der Welt Feind sein wolle; die in der Landwirthschaft geboren und dabei erzogen wäre; welche auch Fleiß und Tüchtigkeit zu erkennen gäbe, ein dergleichen Hauswesen inskünftig gebührend abzuwarten. Ich war aber dabei noch stets furchtsam, daß mich etwa mein Herz betrügen möchte; darum rang ich im Gebet mit Gott und bat ihn mit vielem Flehen, seinen heiligen Willen mir zu offenbaren. Oft setzte ich die Feder an, zu schreiben und um sie anzuhalten, legte sie aber allemal wieder nieder und begab mich statt dessen aufs neue ins Gebet. Wenn ich nun bei mir beschloß, gänzlich davon abzulassen, so hatte ich Unruhe in meinem Herzen; dahingegen ich Ruhe verspürte, sobald ich mich darein ergab und solches bewerkstelligen wollte. Ich traute meinem Herzen nicht, sondern ließ eine geraume Zeit vergehen, unterdessen ich im Gebet und Flehen anhielt, bis ich zuletzt wagte, im Namen des Herrn dazu zu schreiten. „Die Verlobung kam

denn zu Stande mit der neunzehnjährigen Tochter des weiland Pastors Gröffenius zu Wartenberg, Beate Sophie, und die Heirath folgte am 16. Sept. 1743. Es war für Aßmann eine besondere Erquickung, als er nun hörte, daß seine Frau die Nichte jenes Herrn Ruccius in Berlin sei, der ihm mit besonderer Treue zu den Stipendien verholfen. Er kann's nicht lassen, bei Gelegenheit seiner Verehelichung zu heiliger Vorsicht eindringlich zu vermahnen. „Die Gottesfurcht einer Predigerfrau ist sehr theuer und werth zu schätzen: allein es kann eine solche Person gottesfürchtig und von Herzen gläubig sein, und doch nicht die nothwendige Tugend der Häuslichkeit besitzen, weil sie etwa in der Jugend nicht genugsame Gelegenheit gehabt hat, dazu angeführt zu werden, da es ihr hernachmals viele Schwierigkeit erwecket, ihrer Pflicht mit Geschicklichkeit sich zu unterziehen; entweder weil sie dazu bei sich einige angewöhnte Trägheit empfindet, oder alle die dazu gehörigen Wissenschaften nicht gleich begreifen kann, wie man in einem solchen Hauswesen alle nöthigen Stücke in Acht nehmen müsse; oder sie hat auch eine gar zu große Neigung, Gesellschaft zu haben und dergleichen mehr: welches alles Dinge sind, die bei der wahren Gottseligkeit bestehen können, also nämlich, daß sie vor Gott eine Zeit lang geduldet werden, bis eine solche Person nach und nach dieselben immer mehr lernet überwinden. Es thut aber einem Lehrer beides an seiner eignen Seele und auch an seiner Gemeinde einen Schaden, der gewiß sehr zu beklagen ist; und es ist gar unmöglich, daß er seinem Amte kann ein Genüge thun, wenn er, wie der Geist Gottes spricht, zu Tische dienen soll, d. i. neben der göttlichen Regierung seines Hauses, die ihm oblieget, sich auch zugleich um die Kleinigkeiten der Wirthschaft bekümmern und anstatt daß er auf seinen Knieen liegen, sein Gebet vor Gott bringen, auch in die Bücher hineinsehen soll, daß er

in der Erkenntniß Gottes wachsen und sein heiliges Wort immer gründlicher aus den Grundsprachen zur desto wahrern, eignen Ueberzeugung verstehen, vortragen und seinen bedürftigen Zuhörern nach ihren besondern Umständen bei aller Gelegenheit zuzueignen lernen möge, in die Scheunen und Ställe hineinzusehen hat. Der Schaden kann nicht geleugnet werden: denn es ist offenbar und sehr traurig. — O möchten alle angehenden Lehrer Gott ernstlich darum anrufen, daß er ihnen eine solche Ehegattin beschere, welche sonderlich die Gabe der Häuslichkeit besitzet! Wie manches Elend im Leiblichen und Geistlichen würde aufhören und in lauter Kraft und Segen verwandelt werden! Darum danke ich Gott, daß er aus Gnaden mein schwaches Gebet in diesem Stücke nicht verschmähet hat und mir eine solche Frau gegeben, die sich mit allem Ernst bestrebt, meine wahre Gehilfin zu sein. Ob sie wohl in meinem Amt mir nicht kann tragen helfen, so kann sie doch meine häusliche Wirthschaft führen, daß sich, wie der Geist Gottes redet, mein Herz auf sie verlassen kann. Die göttlichen Worte hiervon Proverb. 31, 11 lauten gar nachdrücklich und wird dadurch ein solches Sichverlassen ausgedrückt, wobei man von aller Gemüthsunruhe freibleibt. Denn eine solche Gemüthsruhe und Vertrauen muß ein Lehrer haben, wenn er sein Amt in Segen führen soll."

Vier Jahre war er mit seiner frommen Hausfrau verbunden, da erzeigte ihr Gott große Barmherzigkeit. „Sie hatte sich bis hiehin mit einem gesetzlichen Zustande beholfen; nun aber lernte sie Christum und das Vaterherz Gottes in ihm erkennen und ward von ihm mit einem großen Maße der himmlischen Freude überschüttet. Es geschah am 23. April, nachdem sie dreimal sieben Jahre ihres Alters zurückgelegt hatte. Alle solche Gnade ging durch starke Prüfungen." Und Aßmann ist fest überzeugt, daß zu einem

Christenhaus, und ganz besonders zu einem Pfarrhaus das Kreuz gehört. Die Pfarrersleute wurden mit demselben in allerlei Gestalt gesegnet: Krankheit und Kindersterben, Feuer und Wassersnoth, nachdem das Pfarrhaus abgebrannt war, ein mühseliges Sichbehelfen im Küsterhaus, wo die Frau eines Kindes genas, Schwierigkeit, die Patrone einig zu machen für den Pfarrbau, Todesgefahr durch ruchlose Menschen, Kriegsnoth und Plünderung und Flucht. In alledem aber ward Gottes Wunderhand zur Rettung erkannt. Und was das Köstlichste ist, — es geschahen Wunder und Zeichen an erweckten Seelen. Der König von Preußen hatte die Erbauungsstunden im ganzen Lande verboten. Aber Aßmann hielt es nicht für eine Widersetzlichkeit, wenn er Sonntags nach der Predigt die angefaßten Seelen, die des männlichen und die des weiblichen Geschlechts gesondert, in sein Haus kommen ließ, mit ihnen zu reden und sie zur Aussprache zu bringen und die ganze Unterredung unter das Gebet zu stellen. So ward sein Pfarrhaus, wie es Spener und Francke gezeigt, was es sein soll, eine Ergänzung der Kirche. Der Segen ließ sich spüren, fast kein Haus war, in welchem nicht etliche mit Gebet und Thränen ihr Heil suchten. Auch das eigne Haus blieb in Gottes Gnade. Zwar starb das erste Söhnlein, und das Töchterlein, das ihnen nachher geschenkt ward, kam früh in mancherlei Todesgefahr, aber das Kind ward dadurch früh von der Welt abgezogen und durfte die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes reichlich erfahren. Sie brachte ihr Leben nur auf 5 Jahr 10 Monate. Schon in diesem zarten Kindesalter war sie eine große Beterin. Sie betete für sich um die Krone des Lebens, sie schloß die Eltern und alle Hausgenossen in ihr Gebet ein. Sie that es allein, sie lud ihre Gespielin ein, es mit ihr zu thun, und wenn sie sich vergessen, eilte sie weg, um zu beten, und kam dann mit fröhlichem Angesicht

zurück. So war auch Gottes Wort ihre Freude. Ein hitziges Fieber kam über sie. Sie sah es wie einen Todesboten an. Sie hörte deutlich, daß ihr Jemand mit ihrem Namen Beata gerufen, da doch die neben ihr sitzenden Eltern nichts gehört. Von den Eltern nahm sie Abschied. Als die Mutter nach 8 Tagen meinte, sie werde diesmal wieder genesen, sprach sie: „Nein, Mama, der liebe Gott wird mich zu sich nehmen.“ Und aufs bestimmteste bezeichnete sie ihre Sterbestunde: um zwei Uhr. Es dauerte noch 13 Tage, aber an der Stunde hielt sie fest. „Nun ist es nicht mehr lange,“ sprach sie, „so werde ich dahin kommen, wo Freude die Fülle, wo liebliche Stille, wo Wollust und Jauchzen, wo Herrlichkeit wohnt.“ Immer redete sie von Jesu. Als ihr die Sprache schon anfing zu vergehen, ward sie derselben noch auf einige Minuten wieder mächtig und rief mit heller Stimme dem Heiland einen Liedervers zu wie ein Gelübde. Wie von ihrer Hochzeit sprach sie von ihrem Tode mit der Mutter. Ihre letzten Worte waren: Jesu, komm, komm! und abermal nach einer Weile: Komm, Jesu! und mit gefalteten, aufgehobenen Händen ging sie hinüber. Die Eltern aber stimmten das Lied an: „Hallelujah! Lob, Preis und Ehr sei unserm Gott je mehr und mehr für alle seine Werke!“

Von Döltzig ward Aßmann nach Gartz, von da nach Hagen in Vorpommern berufen, und beide Male ward ihm durch einen Traum die Berufung angezeigt. In Gartz hatte er mitten in der Kriegsnoth die Freude einer großen Erweckung seiner Gemeinde, nicht allein daß über die Kinder der Geist des Gebets mit Macht kam: einmal las er unter der Predigt den 85. Psalm vor, und das machte einen solchen Eindruck, daß die ganze Gemeinde von mehr als tausend Personen, auch die adlichen und gräflichen Standespersonen, allesammt auf die Kniee niederfielen und

ihre Sünden mit unzähligen Thränen öffentlich beweinten. In Hagen erfüllt sich eine Verheißung, die dem kinderlosen Vater in den Tagen der Krankheit durch eine dreimalige Stimme geworden war: du sollst noch einen Sohn haben. Seine Frau gebar ihm, sechszehn Jahre nach der Geburt ihres letzten Kindes, einen Sohn. Diesem seinem Sohn zu Liebe hat der Vater sein Leben beschrieben und der Beschreibung allerlei nützliche Ermahnung hinzugefügt. Er ermahnt ihn, ein getreuer Knecht Jesu Christi zu werden und weder auf der Welt Beifall noch auf den Unglauben der Gelehrten zu merken. Ueber das Studium der Theologie giebt er ihm genaue Unterweisung. „Er soll mit einem kleinen Amt, worin ihn Gottes Weisheit setzen möchte, zufrieden sein und vor großen Aemtern fliehen, damit er in der Stille das Reich Gottes bauen und desto ungehinderter studieren und nach Gelegenheit seinem Nächsten dienen könne. Weil auch in dem Römischen Reich gegen den Mittag beide im Geistlichen und Leiblichen trübselige Zeiten überhand nehmen dürften, so geht mein väterlicher Rath dahin, daß er sich nach unserm, seiner Eltern Absterben, die mitternächtlichen Gegenden zu seinem Aufenthalt erwähle, woselbst die göttliche Wahrheit und deren Liebhaber mehr Raum finden möchten.“

Im Jahre 1779 ist Aßmann in Hagen heimgerufen worden. Seine Wittwe hat sich noch einmal mit dem Pastor Dreyer in Beggerow verheirathet. Sein Sohn hat das theologische Studium wegen schwacher Brust aufgeben müssen und ist Landwirth geworden. Ernst Moritz Arndt hat ihn als einen Nachbar seines Vaters gekannt: er war Domänenpächter in Langenhanshagen im Fürstenthum Rügen. Er hatte nur Töchter, und der Mannesstamm des frommen Geschlechts ist ausgestorben.

4. Das Pfarrhaus der frommen Aufklärung. Johann Joachim Spalding.

Während im pietistischen Pfarrhaus noch heftig um den Durchbruch der Seele durch den Kampf der Buße zur Erquickung der Gnade gebetet ward, erhob sich schon in nächster Nähe das aufgeklärte Pfarrhaus, von welchem die ruhige, verständige Belehrung ausging, wie der Mensch tugendhaft und glückselig werden könne. Wie man in der Natur die grüne Saat ihre Spitzen neugierig aus dem Schnee emporstrecken und an dem Baum voll jungen Safts noch die braunen Blätter des alten Jahres sieht, so läuft in der Geschichte das Neue, das werden will, neben dem Alten her, das im Sterben begriffen ist. In demselben Pommern, wo Aßmann in der Weise der Halleschen Schule seine Gemeinde zu wecken suchte, schrieb in derselben Zeit Spalding gegen die Hallesche Schule seine „Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum" nieder, und in dieselbe Probstei von St. Nikolai in Berlin, in welcher Spener, der Patriarch des Pietismus, sein Wirken beschlossen, zog sechszig Jahre später eben jener Patriarch der frommen Aufklärung ein: Johann Joachim Spalding. Wir haben alle Ursache, wenn wir dieses Mannes gedenken, von frommer Aufklärung zu sprechen. Seine Weise ist freilich nicht die der vollen evangelischen Frömmigkeit. Mit der Lutherschen Orthodoxie oder dem Spenerschen Pietismus verglichen, oder gar im Vergleich mit Luther und Spener selbst und mit den heiligen Männern der heiligen Schrift: wie abgeschwächt und vorsichtig, wie gluthlos und geistlos erscheint seine Verkündigung! Ein Christ, dem bei dem Preis Christi um die Ehre des Vaters bange ist! Ein Prediger, der vor dem Aufwallen des Gefühls warnt, als ob das Gefühl von der überschwäng-

lichen Liebe Gottes nicht aufwallen müßte! Maßvoll in der Neuerung, aber doch geneigt, den Ton unsers unvergleichlichen Kirchenlieds auf das Maß der glaubensmatten Zeit herabzustimmen! Gleichwohl ist es ihm und seinen Genossen ganz und gar um die Religion, um das Christenthum zu thun. Sie sind bei ihrem Streben für Aufklärung des Volks der Ueberzeugung, daß sie die Kirche retten, das Christenthum reinigen, die Religion als die Sache hinstellen, welche den Menschen zum Menschen macht, sie nehmen es mit dem ersten Artikel im Gebet und Gottvertrauen gar ernst, und wenn sie in die Tiefe des zweiten und dritten nicht eindringen aus lauter Scheu vor der Mystik, so wollen sie doch im Geiste aufgeklärten Glaubens dem Herrn Jesu in seinen Fußstapfen nachfolgen. Wer von unsern Zeitgenossen, der die Augen für die Erscheinungen des kirchlichen Lebens aufgethan, hätte nicht auch heute neben den Männern der frivolen Aufklärung die frommen Aufgeklärten kennen gelernt und fromme rationalistische Pfarrhäuser, wenn auch unter Zschokke's und Witschel's Hilfe, doch mit Andacht und Gebet und mit jener Menschenliebe, die aus dem Pfarrhaus die Hilfe in die Gemeinde hinausträgt? Kein edlerer Vertreter der frommen Aufklärung als Spalding mit seinem Hause. Daß er, sein ganzes Leben arbeitend, doch ohne heftige Kämpfe bleibt und in dreifachem Ehestande sein Patriarchenleben auf sechs und achtzig Jahre bringt, darin scheint sich wie in einem Urbild eben jene Glückseligkeit, welche die aufgeklärte Predigt der Tugend verhieß, darzustellen.

Spalding ist am 1. November 1714 zu Tribbsees in dem damaligen schwedischen Pommern als Sohn eines Pfarrhauses geboren. „Obgleich die erste Einpflanzung der Gottesfurcht und des Christenthums bei mir nicht von allem Knechtischen frei war,“ sagt er selbst, „so drückten sich

doch die Empfindungen von Gott und dem Gewissen schon frühe sehr stark in mein Herz, und ihnen habe ich es nächst der beistehenden und bewahrenden Gnade des Herrn zu danken, daß keine herrschende Ruchlosigkeit bei mir hat statt haben können." Auf der Universität zu Rostock ward er von sehr unbefriedigenden Lehrern gelehrt, die Pietisten und Unionisten verachten, und hatte von solcher Lehre die Frucht, daß ihm „der Socinianische Lehrbegriff nicht unwahrscheinlich dünkte". Nachdem er als Hauslehrer, als Secretär, durch zeitweiliges Wohnen in Universitätsstädten wie Greifswald und Halle, durch den Umgang mit gelehrten Männern und fleißiges Lesen sich ernstlich auszubilden getrachtet, kehrte er an das Krankenbett seines Vaters heim. Er war drei und dreißig Jahre alt. „Das waren mir traurige, aber auch sehr nützliche Stunden," so erzählt er. „Die Welt zeigte sich mir hier von nichts weniger als reizenden Seiten, desto mehr war ich zum Ernst genöthiget, und der stärkte meine Seele. Die Nächte, welche ich da so häufig mit Wachen bei dem Krankenbette meines Vaters zubrachte, wurden mir die bequemste Zeit, das meinen Berlinischen Freunden gegebene Wort zu erfüllen und meine Gedanken über die Bestimmung des Menschen aufzusetzen." Das kleine Buch ward gedruckt und oftmals wieder aufgelegt und begründete zuerst den Ruf Spalding's als eines Mannes, der es aufrichtig mit der Religion meine, gleich weit von Freigeisterei und Knechtessinn entfernt. Er selbst urtheilt mit einer Bescheidenheit, die doch nicht ohne Selbstschätzung ist: „Der Beifall, den dieser Aufsatz erhalten, ist ein Beweis, wie viel Gewalt eine gewisse Einfalt und Wahrheit der Gesinnungen und des Ausdrucks noch immer auf die Gemüther der Menschen hat. Denn ohne Zweifel würden Unzählige eben so gut schreiben und eben so viel und noch mehr Lob verdienen können, wenn sie

nicht, mit Aufopferung dieser ihnen vielleicht zu geringen Eigenschaften, gekünstelt und scharfsinnig sein wollten."

Im Frühling 1749 ward er Pastor zu Lassahn. Er brauchte eine Gehilfin. Wie er sie gewann, das ist noch die alte Weise: er sucht, Vorschläge werden gemacht und verworfen, als er endlich die rechte gefunden, ist's ihm eine Bestätigung, daß sein Freund Willich auf denselben Gedanken gekommen, wie er, und der Herr Graf von Bohlen hat die Gewogenheit, die Bewerbung zu übernehmen. Es war die sechszehnjährige Tochter des Pastors Gebhardi an der Marienkirche zu Stralsund. Er hatte sie als Kind gekannt, und nun er sie nach einigen Jahren wiedersah — „sie war ein Kind vor wenig Tagen, sie ist es nicht mehr, wahrlich nein!" Der Sieben und dreißigjährige erwählt sie sich und ist glücklich. „Hier fing sich gleichsam bei mir ein ganz neues Leben an. Das Glück der Liebe war mir bisher fremd, und es ward mir bei dem vortrefflichen Grunde des Herzens, welchen ich bald an meiner Wilhelmine entdeckte, unschätzbar. Sie hatte freilich ihre Fehler. Ihre Empfindungen wurden bisweilen mit einer Heftigkeit aufgebracht, darüber sie nicht immer sofort Meister werden konnte. Allein das starke Gefühl von Aufrichtigkeit, von Großmuth, von Menschenliebe, mit einem so feinen Witze und einem so richtigen und so überaus wohlangebaueten Verstande verknüpft, das überwog bei weitem jene Ungemächlichkeit, welche ihr Temperament in ihrem Umgange mit sich führte, und sie war viel zu redlich in der Erkenntniß ihrer selbst und in dem Bestreben nach ihrer Besserung, daß sie nicht gerne die ernstlichsten Kämpfe gegen diesen innerlichen Feind sollte übernommen haben." In diesen wenigen Worten tritt uns das Angesicht einer neuen Zeit entgegen. Noch ist der vorsichtige, ehrbare Stil dem pietistischen nahe verwandt, aber neu ist, was er sagt: hatte

man noch eben alles der Gnade Gottes zugeschrieben, so kommt jetzt das menschliche Streben zur Geltung. Und vom „Glück der Liebe" pflegte man weder in der orthodoxen noch in der pietistischen Zeit zu reden. Und gar neues Leben diesem Liebesglück zu verdanken, wenn auch nicht so, wie es Dante in seiner vita nuova that, vom Wirbel bis zur Zehe von dem Strahl, der von Beatrice ausging, durchzuckt, sondern mit einem vorsichtigen „gleichsam" gemildert — es war doch in alledem von der Frühlingsluft der neuen, der genialischen, der dichterischen, der das edel Menschliche zur Geltung bringenden Zeit etwas zu spüren. Es begann dann das Leben des Pfarrhauses in dem anmuthigen, friedlichen, idyllischen Stil, der fortan als der eigentliche Stil des evangelischen Pfarrhauses galt: häusliches Glück durch die Liebe des Ehepaares und die Geburt und das Heranwachsen der Kinder, der Pfarrer die besten Stunden des Tags mit der Gemeinde und mit seiner geistigen Fortbildung beschäftigt, die Pfarrerin eine treue Pflegerin des Hauses, die dem Gemahl in der Studierstube Ruhe gönnt, Abends die Freude behaglichen Zusammensitzens im Garten oder eines ruhigen Gangs durch die Flur nach dem Wasser, mit Verwandten und Freunden so viel Verkehr als möglich, und wenn sich Menschen höherer gesellschaftlicher Stellung und geistiger Richtung in der Nachbarschaft finden, eine wechselseitige Anziehung, die dem adlichen Haus Anregung, dem Pfarrhaus die Ermunterung giebt, nicht zu verbauern. Der sechszigjährige Probst von Berlin, der sein Leben beschreibt, fühlt sich fast zu ehrbar und stattlich, von den Süßigkeiten dieses ersten Lebens im Pfarrhaus zu reden. Und auch in Berlin hat er's so behaglich bei aller Arbeit, daß ihm der Ton nicht kommt: „O wie liegt so weit, was mein einst war!" Aber er redet von dem Liebesglück seiner Jugend noch im Alter,

weil es undankbar gegen Gott wäre, zu schweigen. „Unsere kleinen Kinder, unsere vereinigten Lesungen, unser Gärtchen mit seiner so anmuthigen Aussicht wurden uns bei einem unzerstreuenden, aber desto zuversichtlicheren, freundschaftlichen Umgang zu einer fast ununterbrochenen Quelle von ruhigem Vergnügen. Dergleichen unbedeutende Umstände, vor deren Erwähnung der Himmel doch ja eine jede förmliche Biographie behüten wolle, schreibe ich nur darum hier nicht ungern auf, weil es allemal eine meiner erfreulichsten Empfindungen ist, mich an jedes Gute, welches ich in meinem Leben genossen habe, es mag klein oder groß heißen, zu erinnern, und die Freude dieser Erinnerung durch das dankbare Andenken an den wohlthätigen ersten Urheber desselben zu erhöhen und zu verdoppeln. Zu der Unterhaltung und lebhafteren Uebung dieser glückseligen Gemüthsverfassung war mir vornehmlich auch meine theure Gattin behilflich, deren natürlich heitere und eben so fromme Seele sich nie stärker erheiterte, als wenn sich unsere Herzen in dem Genusse aller solcher Annehmlichkeiten und Versüßungen des Lebens gemeinschaftlich zu dem erhoben, der sie uns gab."

Von Lassahn ward Spalding nach Barth berufen als Pastor und Präpositus der dortigen Synode. Mancherlei Vortheil bot die Stelle, und es fehlte dem Glück, das Gott gab, auch das Salz der Trübsal nicht: der siebenjährige Krieg hatte begonnen und auch jene Gegend beschwert, im Laufe von drei Wochen verloren die Eltern ein Söhnchen und ein Töchterchen. Und im Jahre 1762 starb die Pfarrfrau, erst acht und zwanzig Jahre alt, im Wochenbette. „Wozu könnte jetzt die Wiedererneuerung und Beschreibung des Schmerzes helfen, der da meine Seele zerriß? Empfindungen dieser Art müssen nothwendig mit zu unserer hiesigen Erziehung gehören: sonst könnte der gütigste Vater der

Menschen sie nicht über uns verhängen. Also Unterwerfung unter solchen vielfältigen Wechsel von Freude und Leid wird wohl immer die weiseste und beruhigendste Gemüthsverfassung bleiben."

Ein Pfarrhaus ohne Mutter mit vier kleinen Kindern — ein Haus voll Wehmuth! Da kommt neues Leben in dasselbe auf eine Weise, die bezeugt, mit welch gutem Klang Spalding's Name schon durchs deutsche Land geklungen war, vom Baltischen Meer bis zu den Schweizer Seen! Es war doch eine seltsame Erscheinung und sie brachte in die Stille Pommerns nicht wenig Aufregung, als eines Tags drei edle Schweizer Jünglinge an die Pforte des Pfarrhauses klopften und gastlich eingelassen wurden. Es war im Frühling 1763. Das Jahr vorher hatte Johann Caspar Lavater in Zürich jenen Landvogt als „Tyrannen, Bösewicht, Heuchler, Unmenschen" entlarvt und den Erfolg für des Volks Wohlfahrt gehabt, daß der ungerechte Haushalter abgesetzt ward, während der muthige Jüngling voll Hauchs altschweizerischer Freiheit mit einem „hochobrigkeitlichen Verweis" davon kam. Er war durch diese That, von welcher Goethe urtheilte, sie gelte hundert Bücher, zwar ein öffentlicher Charakter geworden, aber noch ohne Stellung im Vaterlande ging er auf Reisen, begleitet von Heinrich Füßli und Felix Heß. An manches berühmten Mannes Thür hatten sie geklopft, aber sie hatten kein Genüge, bis sie unter dem Dache des Pommerschen Pfarrhauses angekommen waren. Wie bedeutsam damals dieser Besuch den Zeitgenossen erschien, das beweist ein schöner Kupferstich, der die Schweizerjünglinge uns bei Spalding vorführt. Verschiedenere Naturen konnt' es kaum geben als Spalding und Lavater. Der Jüngling voll Sturm und Drang, aus feurigem Geist das kühne Wort schleudernd, vom Wort rasch zur That stürzend, der Mann

das Maß selbst. Lavater im vollen Christusglauben stehend, ein begeisterter Verkündiger der Herrlichkeit des Eingebornen, Spalding nur immer den Vater preisend, als ob ihn nicht der Sohn uns geoffenbart hätte. Der künftige Physiognomiker schon jetzt mit einer reichen Ader edelster Schwärmerei begabt, Spalding, der Verfasser jenes Buches „über den Werth der Gefühle im Christenthum", welches ausdrücklich gegen „die mystische Bekehrungsmethode der ehemaligen Halleschen Schule, das Treiben auf Bußkampf, auf sinnlich empfundene Bekehrungsgnade gerichtet war." Aber je verschiedener der Mann und der Jüngling geartet war, desto erquicklicher ist's, wie jeder den andern rühmt, jeder von dem Zusammensein beglückt ist. Lavater, auch sonst elastisch genug, um mit entgegengesetzten Naturen auf gutem Fuß zu bleiben, scheint an Spalding's Tisch, unter dem milden Hauch des würdigen Präpositus, den Athem der eigenen Natur angehalten zu haben. Denn Spalding rühmt an Lavater nicht blos die Reinigkeit der Seele, Lebhaftigkeit und Thätigkeit des moralischen Gefühls, offenherzige Ergießung der innersten Empfindungen, heitere Sanftmuth und Annehmlichkeit im Umgange, kurz ein edles, einnehmendes Christenthum, wie er nie zuvor kennen gelernt, nein, er fügt hinzu: „Und dies ganze warme Leben seines Herzens stand dennoch zu jener Zeit so völlig unter der Regierung einer aufgeklärten, überlegenden und ruhigen Vernunft, daß auch nicht die kleinste Spur von einem Hange zur Schwärmerei darin zu finden war." Neben Lavater war Füßli ein Mann von kaum geringerer Ursprünglichkeit: eines Malers Sohn, zwar Theologe, aber nachher ganz in die Kunst übergegangen. Heß, ohne enthusiastische Hitze, war eben dadurch Spalding besonders lieb. Wie gesund während des Zusammenlebens im Pfarrhause Arbeit und Unterhaltung wechselte, beweist die Thatsache, daß Füßli

in diesen Tagen die Briefe der Lady Montague übersetzte, Lavater Briefe an den damals nach überorthodoxen Barth verfaßte. In der That ein schöner Segen des evangelischen Pfarrhauses: dies trauliche Sichherandrängen der Jünglinge an den erfahrnen Mann, diese Gemeinschaft, dieser Austausch des Lebens, nicht hinter Klostermauern, sondern in der Studierstube, und wenn der Feierabend kommt, fröhliches Spiel mit der Kinderschaar. Auch heute giebt's für Universität und Seminar keine bessere Ergänzung als der Umgang des strebsamen Jünglings mit dem erprobten Manne im Pfarrhause. Füßli war nach sechs Monaten wieder abgereist. Lavater und Heß blieben neun Monate. Spalding begleitete sie bis Berlin, wohin er einen Ruf als Probst an St. Nikolai empfangen hatte und wo er sich Personen und Dinge einmal ansehen wollte.

Spalding zog im Jahre 1764 nach Berlin über. Vorher hatte er sich, um seinen vier Kindern wieder eine Mutter zu geben, zum zweitenmale verheirathet, mit Maria Dorothea von Sodenstern. Schon damals war es nicht leicht, in Berlin sich einzuwurzeln und warm zu werden. Man wunderte sich, daß der Pastor eines kleinen pommerschen Städtchens an eine der stattlichsten Stellen der Kirche Deutschands berufen worden war. Manche der Zuhörer glaubten zu merken, daß es mit der Lehre des neuen Probstes nicht ganz richtig bestellt sei. Und als die Kirche sich dennoch füllte, schrieben sie es dem „weltlichen Wortgepränge" zu, daß die Leute gerne kamen. Die vielen Gastereien, zu denen er geladen wurde und namentlich im Anfang gehen zu müssen glaubte, waren ihm lästig. Dazu war er in größerer Gesellschaft vornehmen Leuten gegenüber blöde. Wenn Einer recht laut sprach, was oft genug vorkam, so ward er still. „Indem ich ihnen in einer vorauslaufenden dunkeln Vorstellung immer zu viel

Verstand zutraute, so verlor ich darüber den meinigen, und wenn ich auch hinterher bei ihren Reden, die sie mit großer Zuversichtlichkeit und eben so großem Beifall vorgebracht hatten, ziemlich deutlich fand, daß ich das alles wohl eben so gut hätte sagen können; so war doch diese kurze Stärkung des Selbstvertrauens schon bei der nächst wieder kommenden Gelegenheit durch den Eindruck von fremdem Glanz und Geräusch eben so völlig vernichtet, als wenn sie nie dagewesen wäre." Man begreift, wie der stille bescheidene Mann im ersten Halbjahr seines Berliner Aufenthalts Heimweh nach Pommern empfand und manchmal ernstlich darüber nachdachte, wie der Probst von Berlin wieder Präpositus in Barth werden könne. Indeß die Zuversicht kam. Er wuchs in die Aemter und in die Wirksamkeit hinein. Im Verein mit Dietrich, Teller, Büsching arbeitete er für Kirche und Schule im Sinne der Aufklärung, der am besten durch sein Buch „über die Nutzbarkeit des Predigtamts" bezeichnet wird. So weit war es gekommen, daß ein Mann wie Spalding das Dasein der Geistlichen erst rechtfertigen mußte, und daß er es durch den Nutzen rechtfertigte, den sie dem Staat als „Depositärs der öffentlichen Moral" brächten. „Warum," rief Herder aus, ,,macht man sie nicht am Ende gar zu geheimen Finanz- und Polizeibedienten, zu Bau- und Wasserräthen?" und zeigte den Predigern ihre Urbilder in Patriarchen und Priestern, in Propheten und Aposteln.

Und die Probstei von St. Nicolai — wie gestaltete sie sich? Spalding's zweite Frau war dem Trübsinn verfallen. Sie starb 1774 nach zehnjähriger Ehe, nicht ohne ihren Gemahl gebeten zu haben, sich noch einmal zu verheirathen, und zwar mit ihrer vertrauten und vielgeliebten Freundin Maria Charlotte Lieberkühn. In der That führte der einundsechszigjährige Mann die damals sechsundzwanzig-

jährige Jungfrau im August 1775 heim, zu einer langen Ehe. Denn noch war in Spalding die Kraft, acht undzwanzig Jahre zu leben, und daß diese Kraft erhalten blieb, das verdankt der Greis, wie er oftmals bezeugt, der treuen Pflege seiner dritten Frau. Von wie innigem Gefühl der Sechsziger noch war, beweist ein Herzenserguß aus seinem Brautstand. Er pflegte im Sommer in Charlottenburg zu wohnen. Dort schreibt er am 26. Juni Morgens zwischen fünf und sechs Uhr: „Ich komme eben itzt von einem Spaziergange zurück, den ich vielleicht in meinem Leben nicht schöner gehabt habe. So viel Liebliches und Mildes in der ganzen Natur! Ich ging langsam neben dem Wasser bis gegen die Zelte hin. Mich dünkte, ich sähe die wohlthätige erfreuende Gottheit in jedem Anblick, auf welchen ich meine Augen umherwarf, fühlte sie in jedem anmuthigen Hauche der Luft, des Grases und Laubes. Ich setzte mich endlich, in Freude verloren, auf eine beschattete Bank, wo die geschmückte Welt ausgebreitet und offen vor mir lag. O Freundin Gottes und meine, warum saßen Sie nicht neben mir?“ Der linde Anhauch eines schönen Nachsommers liegt in diesen Worten. Die Freundin Gottes, welche die seine ward, machte ihm die Häuslichkeit lieblich. Und schon baute sich eine andere neben ihm auf. Im Jahr 1770 war er mit dem Hofprediger Sack nach Magdeburg gereist. Brunnencur und Besichtigung des Pädagogiums in Kloster Bergen hatten den Anlaß gegeben. Der Abt Jerusalem war von Braunschweig, der Professor Semmler von Halle herübergekommen, das Publikum redete von einem Plan zur Umstürzung des bisherigen Lehrbegriffs und Kirchensystems, der dort verabredet worden sei, Spalding erinnerte sich zeitlebens nur eines harmlosen, aber höchst erfreulichen Zusammenseins mit gleichgesinnten Männern. Die Reise trug noch eine andere Frucht: der Sohn Sack's, damals

Prediger in Magdeburg, hielt um Spalding's Tochter aus erster Ehe an und erhielt ihre Hand. 1777 ward er als Hofprediger nach Berlin berufen. Das Familienglück Spalding's ward dadurch bereichert. Immer mehr gestaltete er sich zum Bild des Patriarchen. Er war ansehnlichen Wuchses und durch die Kraft seiner Nerven immer aufgerichteter Gestalt. „Hochgebildet, ein Mann von menschenfreundlichem Ansehn", dieser Vers Klopstock's schien dem Sohn auf den Vater sehr anwendbar. So stattlich er war, so fern von künstlicher Feierlichkeit. Auf der Kanzel sprach er natürlich und fast vertraulich, und doch ernst und würdevoll. Seine Religiosität war innig, obwohl ohne tiefere Gründung in dem, ohne welchen niemand zum Vater kommt. Die strenge Sittlichkeit, zu der er mahnte, übte er selbst. Es hat Jemand von ihm gesagt: wenn das Wort „Geistlicher" noch nicht dagewesen wäre, so hätt' es für ihn erfunden werden müssen. Wie warm er den Odem Gottes in der Natur fühlte, haben wir selber mitgefühlt. „Einsam, oder in der Gesellschaft der Seinigen, die Landluft athmen," sagt sein Sohn, „einen Spaziergang durch Kornfelder und Wiesen machen, das war seine Freude, bis nach dem sechs und achtzigsten Jahre seine Füße den Dienst versagten und er nur noch den Sitz im Freien genießen konnte. Er zog sich zurück in sein Haus fast zwanzig Jahre vor seinem Ende, und doch hatte er auch vorher fast nur in diesem gelebt. Für uns waren es bittere Leiden, wenn wir erfuhren, daß ein Abend von ihm in einer Gesellschaft außer dem Hause würde zugebracht werden, und dagegen ward jeder Abend ein Fest, da wir auf ruhiges Beisammensein mit den Eltern rechnen durften, und weit mehr wurden uns der Fest- als der Leidenstage. Hier bildete, lehrte und erfreute er die Seinigen meist durch gemeinschaftliche Lesungen, und oft nachher durch lange noch fortgesetztes Gespräch, mit der

hinreißendsten Freundlichkeit und Vergessenheit alles Abstandes der Jahre.“ Im höchsten Alter, als Vorlesen und Zuhören ihm beschwerlich wurde, griff er zum Spiel, das er ein halbes Jahrhundert nicht geübt hatte, und lernte noch Whist. Dann ließ er auch dies und ging lieber früher zu Bett. Er hat sein Leben selbst beschrieben, einfach, nüchtern, als ob er jedes Schmucks, jeder Gefühlserregung sich schämte. Ergreifend ist es, wie er in den letzten Jahren nur immer noch am 1. Nov., seinem Geburtstag, ein Blatt hinzufügt. 1791 schreibt er: „Also bis zu einem solchen Alter bin ich gekommen! Und dabei zu einem solchen Zustande im Alter!“ Und nun bricht er in dankbare Bewunderung der Wege aus, die Gott mit ihm gegangen! Ein Jahr nach dem andern wiederholt sich diese dankbare Bewunderung, bis er 1803 nur noch dictiren kann: „Heute beschließt sein neun und achtzigstes Lebensjahr und tritt in sein neunzigstes als ein ohnmächtiger, aber für unzählige Wohlthaten Gottes dankbarer Greis J. J. Spalding.“ In dem Dank gegen Gott ist die Dankbarkeit für die Freude, die ihm die Familie gewährt, der lauteste Klang. „Ich bin mir wie Einer, der Freude träumet, und ein Wunder in meinen Augen. Beinah alles, was nur die Phantasie in meinen Umständen hätte wünschen können, aber so wenig mit gegründeter Wahrscheinlichkeit hätte erwarten können, ist mir geworden. So alt und doch noch bei so vielem Genusse des Lebens in meinem Alter. Ein in so großem Maße schmerzenloser Gesundheitszustand, da mir meine früheren Jahre das Gegentheil droheten; Ruhe von Arbeiten bei mehr als nothdürftigem Auskommen; der seelerheiternde Umgang der edelsten, liebreichsten Freundin (ungeachtet der so großen Ungleichheit unserer Jahre), dieser Freundin, der ich, nächst Gott, auch diese frohe Verlängerung meines Lebens zu danken habe; der vergnügende

Anblick meiner neben mir mit Ehren versorgten, geliebten Kinder; die mir noch immer bewiesene Werthschätzung und Freundschaft so mancher würdigen Menschen; was könnte ich, ohne die verkehrteste Unvergnügsamkeit, mir weiter ausdenken, was mir an meinen Glücke fehlen sollte? — Hier empfinde ich von neuem die große Wahrheit, die mir schon unzählige selige Stunden in meinem Leben gemacht hat: Es ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken, und lobsingen deinen Namen, o Höchster!"

Der treffliche Sohn des Patriarchen, der Professor G. L. Spalding, Schleiermacher's Freund, fügt der Lebensbeschreibung des Vaters einen Nachruf an die Wittwe bei, die den Gemahl nur wenige Wochen überlebte. „Zum Denken und zu geistigen Beschäftigungen aufgelegt von Kindheit an, ward schon durch des Vaters (eines Arztes) Beispiel ihre Aufmerksamkeit mit Vorliebe auf Kenntniß der Natur gelenkt. Die Spuren unendlicher Weisheit hier zu entdecken, war noch etwas mehr für sie als Freude, es war die Nahrung ihres geistigen Lebens, ihr unablässiger Gottesdienst. Durch die beständige, für andere rege Geschäftigkeit verlor sie mit jedem Jahr ihrer Verheirathung mehr die Zeit für diese Lieblingsforschungen. Mit Heiterkeit that sie verzichten auf alles, wovon die Pflicht sie abrief, und brachte ein volles, frohes Herz zu dem, was dieselbe Pflicht ihr auflegte. Dem Bedürfenden auszuhelfen, dem Glücklichen Genuß zu geben, das erschien ihr nicht einmal unter dem Gesichtspunkt der Pflicht; es war ihr vorzüglichster, fast ihr einziger Genuß. Schnell und tief durchschaute sie die Menschen, auch vermittelst eines glücklichen physiognomischen Blickes. Sie war ein Orakel ihrer Freunde und Freundinnen. Zu lieben, den Werth des Liebens und des Geliebtwerdens zu empfinden, verstand, möchte man sagen, nur sie, wenigstens wird, wer sie genau kannte, ihres

Gleichen darin schwerlich gefunden haben. Darum war sie so freimüthig, mit unnachahmlicher Zartheit, gegen ihre Freunde, die sie veredeln wollte; darum so unbesiegbar schonend in ihrem Urtheil über die Getadelten. Wer kann die Wiedervereinigung solcher Ehegatten und Freunde, als hier schnell nach einander starben, denken, ohne gleichsam einen Blick zu thun in die höhere Ordnung der Dinge? „Fortunati ambo," oder vielmehr: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an, sie ruhen von ihrer Arbeit, ihre Werke folgen ihnen nach."

Es hat Einer gespottet: der Eifer um des Herrn Haus scheine die Männer dieses Schlags nicht verzehrt zu haben, sie seien mitten in ihrem Ruin alt geworden. Aber wenn's dem Herrn gefällt, einen Jünger so lange leben zu lassen, daß man an sein Sterben nicht denkt, wie er mit Johannes that, was geht's dich an? Lieblicher deutet Schleiermacher das lange Leben des ehrwürdigen Mannes, der doch eine gar andere Frömmigkeit als er selbst darstellte. Wie ein Patriarch erschien er auch ihm, dem die Unsterblichkeit schon bei Lebzeiten in Kindern und Kindeskindern blüht: „Wenn man so den Greis, auch in der trüberen Zeit des Lebens betrachtet, in dem Kreise von Geliebten, den er um sich gebildet hatte: so muß man sich gestehen, dies ist das sittlichste Bild des hohen Alters und des natürlichsten Sterbens. Wenn Gatten und Kinder dem Hinfälligen, dem die eigenen äußern Organe versagen, die ihrigen bereitwillig leihen; wenn sie durch aneignende Anschauung in Stand gesetzt sind, auch die Klarheit und Lebendigkeit des Gedankens zu ergänzen, welche das eigene innere Organ nicht mehr auszuprägen vermag: so sind in der That die Kräfte des Greises nicht verringert, sondern nur verlegt in diejenigen, die er selbst vorher gebildet hat, und dieses fast ohne den Körper in ihnen und durch sie

Leben ist schon der Vorgenuß dieser Seite der Unsterblichkeit. Zieht sich dann der Geist auch immer mehr zurück aus dem Besondern und Sinnlichen in das Allgemeine und die Ideen: so löset sich das Band des Innern und Aeußern von selbst, und der Tod ist nichts anderes, als ein fast selbstthätiges Hinausschwingen aus der einer solchen Erhebung nicht mehr angemessenen Persönlichkeit."

Es ist ein Segen Gottes, daß die Aufklärung, wenn sie nun doch einmal mit dem blassen Lichte des einseitig gefaßten ersten Artikels kommen sollte, so edle Vertreter hatte, die an ihrem Theile den Glauben überwintern halfen für den Frühling, der im Reiche Gottes immer wieder anbricht.

---

5. Das Pfarrhaus in der Literatur der klassischen Zeit.

Im Unterschiede von der mittelalterlichen Blüthe unsrer Nationalliteratur, welche auf dem Boden einer einheitlichen, volksthümlichen kirchlichen Anschauung gedieh, auch da wo sie die buntesten Farben der Weltlichkeit entfaltete, kennzeichnet sich die neuere Literaturblüthe durch ihre Unkirchlichkeit. Das achtzehnte Jahrhundert drängte nach der Lösung des Einzelnen von den Banden der hergebrachten Ordnungen und glaubte in diesem Drang auf der Bahn zu gehen, welche die Reformation eröffnet. Aber während Martin Luther das Gewissen von menschlicher Satzung befreite, um es durch das göttliche Wort zu binden, von der Angst der Schuld, indem er es zur Kindschaft Gottes in Christo führte, drang die Kühnheit Lessing's weiter vor: auch dem Worte Gottes gegenüber sollte die Vernunft sich nicht in den Gehorsam des Glaubens begeben, und lieber wollt' er zeitlebens nach der Wahrheit

ringen, ob er sie auch nie erreichte, als sie wie einen fertigen Besitz sich schenken lassen. Wie man die Schrift darauf ansah, wie viel Moral sie lehre, so den Geistlichen auf seine „Nutzbarkeit“ für Verbreitung von Kenntnissen und für Zügelung der Leidenschaften. Das Pfarrhaus ward ein Schulhaus, in welchem Wirthschaftlichkeit gelernt werden konnte, in den Augen dichterischer Geister eine Stätte, in welcher mit allem Behagen des Daseins süße Gewohnheit weiter gesponnen wurde. Dennoch, wie wenig uns der tiefsinnige und schwertesscharfe Lessing und der leichtplaudernde und sinnliche Wieland, der alle Wirklichkeit dichterisch durchdringende Goethe und der über die Wirklichkeit auffliegende Schiller den Eindruck machen, daß sie mit der Kirche noch eine lebendige Fühlung gehabt: so leicht wie heute war man doch damals dem Schatten der Kirche nicht entronnen, und so wohlfeil wie heute war die Verachtung des geistlichen Standes nicht. Viele bewahrten aus der Jugenderziehung einen Schatz kirchlicher Erinnerungen, denn sie waren Kinder von Pfarrhäusern. Andre sprachen von der Kirche und vom Pfarrhaus, ohne drinnen zu stehen, als von einem überaus wichtigen Elemente der Volksgesittung. Und unter denen, die einen Namen in der Literatur hatten, waren etliche selbst Pfarrherren. Es ist ein großer Unterschied zwischen heute und damals: die gelesensten Schriftsteller unsrer Tage, die Gutzkow und Heyse, gefallen sich darinnen, die Pfarrer in verabscheuungswürdiger Gestalt in ihre Bücher einzuführen, während in Romanen und Idyllen der vergangenen Literaturperiode der Geistliche als Vertreter des Besten, was dem Volke noth thut, erscheint.

Die Beobachtung hat etwas Ueberraschendes, daß die drei bedeutendsten Humoristen der klassischen Literatur Pfarrerssöhne gewesen, Hippel, Lichtenberg, Jean

Paul. Man kann sagen: wäre ihnen nicht von Natur die Ader des Humors verliehen gewesen, sie hätten dieselbe auch im Pfarrhaus nicht empfangen. Man darf aber hinzufügen: in keinem andern Hause wird die humoristische Ader im frischerem Flusse erhalten als im Pfarrhaus. Ein rechtes Pfarrhaus und rechter Humor — ich weiß nicht, ob sie jemals sich geflohen haben. Der Humor, sagen uns die Aesthetiker, ist ein seltsames Nebeneinander und Ineinander von Realismus und Idealismus, ihm dünkt das Große klein, wenn es dem Kern des Menschen nicht eine Kraft der Ewigkeit nahe bringt, das Kleine groß, wenn an ihm die Seele neue Schwungkraft findet. „Der Humor," sagt ein Philosoph, „ist die Seele, in so fern sie in ihrer endlichen Qual sich selbst als ideale freie Macht anschaut und darstellt." Leichter nennt ihn ein Dichter den Kuß, den Schmerz und Freude sich geben. Und wenn Frau von Stael für ihn den Namen findet: la tristesse dans la gaîté, so fällt uns der Andromache Lächeln mit Thränen im Blick ein: der Humor ist das Auge eines Herzensmenschen, das bald über die schlechte Wirklichkeit weint, bald wieder aus der Idealwelt ein Lächeln über die Wirklichkeit scheinen läßt, ein Lächeln, das erhaben wäre, wenn es nicht so viel Erbarmen in sich schlösse. Steht es aber so mit dem Humor — wo sollt' er besser gedeihen als im Pfarrhaus, wo Größtes und Kleinstes so nachbarlich zusammen wohnen, wo der ganze Jammer der Menschheit der ewigen Gotteskraft begegnet, wo das Leben seine Würze, das Amt seine Geschicklichkeit empfängt in der Herzensstimmung, die bald mit den Weinenden weinen, bald mit den Fröhlichen sich freuen kann, die weint, als weinte sie nicht, und sich freut, als freute sie sich nicht?

Mit einer Wärme, die dem Herzen innig wohlthut, giebt uns Theodor Gottlieb von Hippel, geboren

1741 zu Gerdauen, das Bild des elterlichen Hauses in Ostpreußen. Den vollen Humor läßt er sprudeln, wenn er in den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie" den Vater und die Mutter schildert, des Vaters Geheimthun mit seinen Ahnen, die adlichen Geschlechtes waren, und der Mutter Rühmen von dem levitischen Geschlecht, aus dem sie stammte, des Vaters Aufreihen von Lehren der Weisheit und der Mutter unaufhörliches Singen und Sagen der geistlichen Lieder unsrer Kirche. Es war ein pietistisches Pfarrhaus. „Mein Vater war, wenn ich so sagen soll, geboren, von der andern Welt zu reden. Seine Seele, man fühlte es, war im Buche des Lebens eingeschrieben und einer Veredlung durch den Tod so gewiß, daß, wenn er davon sprach, man glauben mußte: er würde verkläret. Drei Viertheil war er dort und nur ein Viertheil hier. Gott schenke mir, wenn mein Stündlein vorhanden ist, die Empfindungen, die damals in meiner Seele hervorschossen, als er mir den Himmel zeigte. Mir fielen die Worte aufs Herz: In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen — mein Vater war ein Kind, um mit einem Kinde zu reden, und ich fand an mir erfüllet, was von den Kindern geschrieben stehet: ihrer ist das Reich Gottes... Ich kann es nicht schicklicher anbringen, daß meine Mutter bei aller Gelegenheit feierlich war. Es ward im Pastorat mit nichts anders als mit Weihrauch geräuchert: alles was meine Mutter vornahm, ward besungen. Dieses ist der eigentliche Ausdruck. Die Natur hatte sie mit einer sehr melodischen Stimme ausgestattet. Sie fing, so bald ihr etwas zu Herzen ging, einen Vers eines bekannten geistlichen Liedes in bekannter Melodie aus freier Faust zu singen an, den alles, was zu ihrem Departement gehörte, mit anzustimmen verbunden war. Sie sang mit Kind und Rind. Es war daher

natürlich, daß jedes, so bei ihr in Diensten war, Probe singen mußte, weil außer dem Hausdienst auch eine Art von Küsterstelle durch jedes Hausmädchen vergeben wurde. — Die singende christliche Hausgemeinde war noch an den Worten: „und was mich kränkt, das wende durch deinen Arm und Kraft“ — und rasch fing meine Mutter an, als wenn sie festen Fuß fassen und occupieren wollte: „von Paul Gerhard“ ... Nach dem Luther, sagte sie, muß ich gestehen, keinen bessern Liederdichter als Gerharden zu kennen. Er und Rist und Dach sind ein Kleeblatt, das auserwählte Rüstzeug Luther aber die Wurzel. Gerhard dichtete während dem Kirchengeläute, könnte man sagen. Ein gewisser Druck, eine gewisse Beklommenheit, eine Engbrüstigkeit war ihm eigen. Er war ein Gast auf Erden, und überall in seinen hundert und zwanzig Liedern — ich wünschte wohl, es wären einhundert und siebenzig wegen der sieben — ist Sonnenwende gesäet. Diese Blume drehet sich beständig nach der Sonne, und Gerhard nach der seligen Ewigkeit.“

So erzählt Hippel in seinem Roman, der aber ganz und gar, wenn auch in verhüllender Form, von eigenen Erlebnissen durchflochten ist. In der Beschreibung seines Lebens, die er hinterlassen, vervollständigt er das Bild des elterlichen Hauses. Die pietistische Richtung des Vaters war wohl Ursache, daß er den Sohn nicht sorgfältig zu leiblichen Uebungen anleitete, seine tüchtige Gelehrsamkeit, daß er den Geist des Kindes zu stark anstrengte. An Uebungen der Gottseligkeit aber war kein Mangel. „Es ward in unserm Hause alle Abend gemeinschaftlich gebetet. Nachdem zuvor ein kurzes Lied gesungen war, betete mein Vater, wie es hieß, aus dem Herzen, dann wurden noch einige Gebete allgemein gesagt, und zum Beschluß wieder gesungen. — In der Regel war ich, so lange ich mich in

meines Vaters Lehre befand, verpflichtet, die Predigten durchaus nachzuschreiben, und zwar lateinisch, und dann war es üblich, daß ich sie des Sonntags Abends ihm entweder lateinisch oder deutsch wörtlich hielt. Ich sprach beständig mit ihm lateinisch: das Griechische übersetzte ich nach damaliger Weise ins Lateinische, ohne daß ich hiervon Nachtheile bemerkt hätte.“ Die Mutter, von Natur witzig und leichten Sinnes, ward bei der christlichen Richtung ihres Gemüths durch ihre natürliche Art oft in große Gewissensnoth gebracht. „Ihr Leichtsinn brach, wenn ich so sagen darf, nie in Handlungen aus; aber ich glaube, daß sie auch schon manches witzige Wort traurig gebüßt habe, wenn es dann donnerte oder sie zur Communion gehen wollte. — Gott, wie habe ich zuweilen ihre Seele ringen sehen, Dinge nicht erfüllt zu haben, die kein Mensch erfüllen kann. Wie hat sie gebetet, gewacht, gerungen, sich selbst gekreuzigt! Ihr liebevolles Herz verging in diesem Elende, weil es fürchtete, sich noch nicht genug wehe gethan zu haben... Späterhin nahm ich mir oft die Freiheit zu sagen: „Liebe Mutter, lassen Sie doch ab von Ihrer Aengstlichkeit! Wahrlich, Sie sind nicht blos in Gottes Händen, sondern in seinem Arm und Schooß!“ — Sie hütete sich zu dieser Zeit, mir ihre Seelenleiden merken zu lassen; allein ich glaube gewiß, daß sie im Stillen zu kämpfen nie aufgehört hat, bis sie überwunden hatte. Ueberwunden! O! du mir unvergeßliche theure Mutter, die du mich unter deinem Herzen getragen und blos darum nicht an deiner Brust gesäugt hast, weil es die Aerzte widerriethen und weil alle meine mir vorhergegangenen Brüder darum als Kinder hinstarben — genieße unter den Vollendeten des Herrn deinen Lohn! Du warst hier schon vollendet! Ein edles, gutes, würdiges Weib! Du warst es schon hier, und du wirst es dort ohne die marternde Furcht und

Zittern sein, womit du schafftest, daß du selig würdest. Abgewischt sind die Bußthränen von deinen Augen, und wahrlich, du bist eingegangen zu deines Herrn Freude."

Außer den Bildern des Vaters und der Mutter hatte sich noch das der Frau Regine Hippel, deren Mann Bernhard, ein trefflich geschulter, geistig lebendiger Pastor, seines Großvaters Adjunkt gewesen, tief in sein Gemüth geprägt. In wenig Zügen giebt er uns ein warmes Gemälde einer Pfarrehe. „Regine war Ein Herz und Eine Seele mit Bernhard. Wenn er gleich außer seinem Hause Lanzen brechen mußte: hat doch selten ein Ehemann so vielen Hausfrieden gehabt. Der Friede Gottes, der höher als alle Vernunft ist, war in und mit diesem Priesterhause. Er sprach den Segen über seine Gemeinde und sie zu Hause. Friede sei mit dir, war ihr Wesen und Sein. — Da er am 4. Adventssonntage gepredigt und zur Freude in Gott bei dem bevorstehenden Weihnachtsfeste aufgefordert hatte, ging er ein zu seines Herrn Freude und gab seinen Geist voll herrlicher Weihnachtsgedanken auf. — Sie war so keusch, sagt ihr Leichenredner, und wenn ich mit Paulo reden soll, sie war so schüchtern, daß sie auf Rath ihrer Freunde Ja sagte, wie die Pathen Ja sagen. Sie hatte ihren Bräutigam nur halb gesehen, aber sie sah auf Gott. Wahrlich, sie zog in Segen mit diesem Manne. In ihrer Ehe war sie eine exemplarische Priesterfrau und eine geduldige Kreuzträgerin. — Mit Wonne erinnere ich mich noch der jungen Hühner, die ich auf einem Besuche in ihrer stillen Wittwenhütte aß; noch riech' ich die gestreuten Tannen; noch entzückt mich die Simplicität ihrer Wohnung. Wie lebhaft schwebt dies alles vor meinem Auge! Ich habe ein Bild hiervon auf dem Hufen (auf seinem Landhaus) entworfen, wodurch indeß das Original bei weitem nicht erreicht ist, und so oft ich in mein sogenanntes Bauern-

stübchen komme, bin ich im Pfarrwittwenhause zu Löwenstein. Die Gemeinde hatte ihr gutwillig dieses Haus gebaut und liebte sie als einen schätzbaren Nachlaß eines so unvergeßlichen Mannes. Sie war dagegen in ihrer Erkenntlichkeit so bescheiden, daß man sie fast für undankbar hätte halten können; sie wollte nicht die Eifersucht des Pfarrhauses auf sich ziehen und zum Mißvergnügen auch nur unschuldig Gelegenheit geben. Ihre Lebensart war fein, so fein als man sie sich nur denken kann. Freilich, wenn man einen gewissen Wortprunk zur Lebensart rechnet, so würde sie unfehlbar im Bloßen geblieben sein; allein das, was wirklich den Namen Lebensart verdient, ist allen eigen, die man wie sie eine Beterin nennen kann. Es giebt einen gewissen Umgang mit Gott, den man z. B. einigen Herrnhutern nicht absprechen kann. Die Ehrfurcht und Liebe zu dem Wesen aller Wesen, die christliche Verbindung von Majestät und Vaterschaft wirkt auf eine reine Seele, auf ein schuldloses Herz so schön und liebenswürdig, daß mir der Anblick solcher Kinder Gottes das Schönste ist, was ich je gesehen habe. Wenn ich bildlich reden wollte, so würde ich sagen: Gott neigt sich zu solchen Seelen; ein Strahl seines Lichtes fällt auf sie. Ihr fester prophetischer Glaube, daß ein Gott sei, der da lebet und regieret, macht sie so frei, so froh, so selig, daß eine gewisse Klarheit sich in ihnen spiegelt, die meine Beschreibung übersteigt. — Es hat kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, es ist in keines Weltmenschen Herz gedrungen, was der Herr bereitet hat, denen die ihn lieben. Ihre Sprache des gemeinen Lebens wird durchs Gebet geheiliget, und ist, wenn gleich schön und deutlich, doch so edel, vom Herzen kommend und zu Herzen gehend, daß man den Umgang nicht verkennen kann, dessen sie gewürdiget sind."

Hippel blieb nicht bei der Bürgerlichkeit, in der er ge-

boren, in den bescheidenen Verhältnissen, in denen er aufgewachsen, in der Theologie, in der er einen guten Anfang gemacht. Er ward Geheimer Rath, reich, adlich. Dennoch räth er in dem Vermächtniß an seine Verwandten zur Bürgerlichkeit, zur mittleren Lebensstellung, zur Theologie, ein Beweis, wie heilig ihm die Erinnerung ans Pfarrhaus seiner Eltern geblieben. „Ist je eine Lebensart, bei der ihr Mittelmäßigkeit und Studieren“ — beides hatte er aufs höchste empfohlen — „verbinden könnt, so ist's der geistliche Stand, und diesem, ich bitte euch, widmet euch, so weit es immer möglich ist. Wo ist ein Beruf in der Welt, der diesem gleichkommt? Zwar ich gesteh' es, daß er besonders in den Preußischen Staaten zum größten Theil wenig Einkünfte giebt und die vierte Bitte sehr einschränkt; allein dagegen bekleidet ihr eine Stelle, welche die nützlichste im Staate ist. Wahrlich, Geistliche sind Diener Gottes und bekleiden ein Amt, das die Versöhnung mit Gott und mit dem Gewissen predigt. Sie, die einzigen, die zum Volk reden, wollen nicht durch Rednerkünste den Geist des Volks verblenden, nicht seine Kraft unterdrücken, ihn in ein politisches Netz ziehen, um ihn als Schlachtopfer der regierenden Herrschaft auszuliefern; sondern sie wollen ihn freimachen von dem Uebergewicht der Sünde, ihn aufklären, ihn erleuchten und ihm bei den vielen den Zeitläuften eigenen Gräueln das politische Uebel erträglich machen. Und so wie die Lehre, so das Leben dieses Standes. Sein schlecht und rechter Anzug, sein Hauswesen, alles und jedes giebt den ächten wahren Ton des Mittelstandes an. Unter Predigerfrauen hab' ich bis jetzt noch die einsichtsvollsten des Geschlechts gefunden, und unsere Regine, welch ein Weib, welch eine Mutter, welch eine Gesellschafterin! — Ihr, die ihr das andere Geschlecht in den Puppengesellschaften der Höfe sucht oder euch am Marzipan der weiblichen Empfin-

dung verschleimt, kommt und sehet ein Predigerweib in Denkart und Tracht, in Werken und Worten. — Der Ehestand hat wahrlich Empfehlung und Beispiel in dieser letzten betrübten Zeit nöthig, und wo, Menschenfreunde! werdet ihr beides so unverfälscht, so paradiesisch rein finden als im Pfarrhause? Wo ist noch das patriarchalische Leben so rein und unbefleckt als hier? — Immer leugne ich nicht, daß sich auch manche Tochter Lot's nach der Stadt umsehe, und so hat das Ende vom Liede des so herrlichen Predigerromans, der Priester von Wakefield, mir allemal diese so natürliche Mahlzeit verdorben: allein Eine Schwalbe macht so wenig den Sommer als zehn und zwanzig. Ziehen Predigerhäuser ihre Söhne zu Predigern und ihre Töchter zu Predigerfrauen auf, so werden dergleichen Textfehler und Harmonievergehungen wenig vorfallen. Ich wüßte, wenn ich Töchter hätte, sie nicht besser zu verheirathen als an Prediger und meine Söhne zu nichts Gott und der Natur Gemäßerem zu erziehen, als zu Geistlichen." Ueber die Art der Einkünfte, welche die Geistlichen beziehen, beruhigt Hippel. Niemand habe mehr Ansprüche auf Staatseinkünfte als gerade sie, und die regierenden Herren nehmen mit weit weniger Anstand als sie. Und die Geschenke und freie Gabe, auf die sie gewiesen seien, dürfen sie nicht quälen. „Christus, euer Vorgänger, aß auch bei Kirchenpatronen und Vornehmen. Hier kommt es nur auf die Art an, wie ihr euch nehmt. Wenn euer Umgang den, der euch leiblich bewirthete, erbauet, so gebt ihr ihm lebendiges Brod und Wasser des Lebens." Dann schildert er die Vortheile, die der Geistliche habe: die bescheidene Stellung wird nicht bemerkt, sein Umgang ist mit den seligen Geistern der Schriftsteller. „Die Gewohnheit, Kranke und Sterbende zu sehen, macht ihn mit diesen letzten Lebensumständen so bekannt, daß er Leben und Tod zu würdigen lernt.

Seine Kinder, die nur seinen ehrlichen Namen zu erben finden, drücken ihm gerührt die Augen zu, ohne das Loos um seine Kleider zu werfen. Prediger lassen nur Bücher und Kinder nach, sagt man in einem alten Sprichworte, und kann je eine bessere Leichenrede auf die Geistlichen gehalten werden? Was ist's denn, das man Besseres nachlassen kann, als leibliche und geistliche Kinder? O ihr, die ihr diesen Spruch, dies wahre Wort in Spott verkehret, wisset ihr wohl, was ihr thut? — Wahrlich, liebe Verwandte, ich kann meinen Fehler, den ich beging, von der Theologie abzugehen, nicht inbrünstiger bedauern, als ich es durch diese Beichtandacht gethan. Und nun, meine Lieben, thut, wozu ich euch vor dem Herrn ermahnt habe; habt nicht lieb die Welt und was in der Welt ist; denn so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, das ist die Liebe zur Menschheit, die Liebe zum Reich Gottes!"

Georg Christoph Lichtenberg, geb. 1742 zu Ober-Ramstadt bei Darmstadt, erzählt uns nichts aus seinem väterlichen Hause. Wir wissen nicht urkundlich, was für ein Leben in jenem Pfarrhause des Odenwaldes war, an welchem hundert Jahr nach Lichtenberg's Geburt dankbare Landsleute die ehrende Marmortafel befestigt. Aber es ist mir doch, als säh' ich den Knaben, wie er unter dem Einfluß frommer Eltern heranwächst, wie er am Sonntag mit der Mutter zur Kirche geht, des Vaters Predigt zu hören, wie er dem Vater auch auf den Kirchhof nachschleicht, wenn ein Todter bestattet wird und wie er durch Wald und Wiese wandelt, den sinnigen Blick in die Natur versenkt und still vor sich hin ein Liedlein pfeift. „Ich verstehe von Musik wenig, spiele gar kein Instrument," so berichtet er von sich selbst, „außer daß ich gut pfeifen kann. Hiervon hab' ich schon mehr Nutzen gezogen, als viele

andere von ihren Arien auf der Flöte und auf dem Clavier. Ich würde es vergeblich versuchen, mit Worten auszudrücken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abend In allen meinen Thaten zc. recht gut pfeife und mir den Text dazu denke. Wenn ich an die Zeile komme: Hast du es denn beschlossen zc., was fühle ich da für Muth, für neues Feuer, was für Vertrauen auf Gott! ich wollte mich in die See stürzen und mit meinem Glauben nicht ertrinken, mit dem Bewußtsein einer einzigen guten That eine Welt nicht fürchten. Ich hielt mir ein Zettelchen, worauf ich gewöhnlich schrieb, was ich für eine besondere mir von Gott erwiesene Gnade ansah, und nicht anders erklären zu können glaubte. Bei meinem inbrünstigsten Gebet sagte ich zuweilen: o lieber Gott, etwas aufs Zettelchen. Solche Ausdrücke, Ausbrüche der empfindlichsten Seelen sind gleichsam Vertrauensgeheimnisse zwischen Gott und der Seele." Ein Pfarrerssohn, der solche Erfahrungen von der Zwiesprache zwischen Gottes Geist und des Menschen Geist gemacht, kann wohl gelegentlich gegen die Geistlosigkeit der Geistlichen die Pfeile des Spottes richten, aber jedes wahrhaftige Pfarrhaus ist ihm allezeit ehrwürdig geblieben.

Mehr als Lichtenberg webt Jean Paul Friedrich Richter, geb. 1762 zu Wunsiedel im Bairischen Fichtelgebirge, die Erinnerungen ans elterliche Pfarrhaus in seine Schriften. „Nichts reizender, sagt Rudolf Gottschall, „als die Idyllen der Pfarr- und Schulhäuser und des Land- und Dorflebens, welche nicht nur in seinen Hauptwerken die anmuthigsten Episoden bilden, sondern die er auch in Quintus Fixlein, Fibel, Wutz selbständig behandelt hat." Man kann nicht sagen, was ihm besser zu schildern gelingt, das kleine, enge, arme, und doch warme, innige, reiche Leben im winterlichen Dämmerlichte des Hauses, oder der Maimorgen auf dem Lande, wenn der Himmel wie ein

Bräutigam die bräutliche Erde küßt, wenn jede Knospe springt, jede Blüthe duftet, jeder Baum vom Gesang der Vögel belebt ist und zwischen Himmel und Erde, losgelöst von der Schwere dieser Welt, voll Ahnung des Zukünftigen, die Glockentöne die Luft erfüllen. Wir lassen uns in den Flegeljahren den Frühprediger Flachs gerne gefallen, dem das Haus zufällt, weil er die Klausel des Testaments zuerst von sieben Concurrenten erfüllt und über den Erblasser weint. „Ich glaube, meine verehrtesten Herren," sagte Flachs, betrübt aufstehend, und überfließend umhersehend, — „ich weine" — setzte sich darauf nieder und ließ es vergnügter laufen... Der Bürgermeister gönnt' es dem armen Teufel von Herzen; es war das erste Mal im Fürstenthum Haslau, daß Schul- und Kirchenlehrersthränen sich wie die der Göttin Freia in Gold verwandelten." Die humoristischen Behandlungen des geistlichen Standes nach seiner Dürftigkeit verletzen nicht, weil sie aus dem wahrhaftigen Humor kommen, der in die Liebe getaucht ist. Und in seinem vollendetsten Werke, Titan, hat er auch den Geistlichen mit dem ehrwürdigsten Glanze ausgestattet. Daß er ihn Spener nennt nach dem Gottesgelehrten, den kein anderer an geheiligtem Leben übertrifft, daß er ihm die Gestalt des Bischofs Spangenberg verleiht, des trefflichen Nachfolgers in dem Werke Zinzendorf's, deutet schon darauf hin, wie er den Mann und durch ihn den Stand ehren will. „Nun legte Albano knieend die Arme um den kalten Stein und betete für die, die er so liebte, und die gewiß auch hier gebetet: und ihm sank weinend und verdunkelnd das Haupt auf den Altar. Er hörte nähere Menschenschritte unten am Schneckenberge, und furchtsam freudig dachte er daran, es könne sein Vater sein; aber er blieb kühn auf den Knieen. — Endlich trat über den Blumenrand ein großer gebückter Greis herein, ähnlich dem edlen Bischofe von

Spangenberg; das ruhige Angesicht lächelte voll ewiger Liebe, und keine Schmerzen standen darauf, und keine schien es zu fürchten. Der Alte drückte dem Jünglinge stumm und erfreut die Hände zum Fortbeten zusammen, kniete neben ihn hin, und jene Entzückung, zu welcher öfteres Beten verklärt, breitete den Heiligenschein über die Gestalt voll Jahre. — Sonderbar war diese Vereinigung und dieses Schweigen. Die nur noch aus der Erde ragenden Trümmer des Mondes brannten düsterer; endlich sank sie ein; da stand der Alte auf und that mit der aus Gewohnheit der Andacht kommenden Leichtigkeit des Uebergangs Fragen über Albano's Namen und Ort: — nach der Antwort sagt' er blos: „Bete unterwegs zu Gott, dem Allgütigen, lieber Sohn — und gehe schlafen, ehe das Gewitter kommt." Nie kann diese Stimme und Gestalt aus Albano's Herzen weggehen. Albano kommt eines Tags mit der geliebten Liane und andern zu Spener's Haus neben der Kirche. „Spener ging seiner Schülerin — nach Greisensitte um Andere unbekümmert — entgegen, und ein junges Reh lief ihm nach. Eine schöne Stelle! Kleine weiße Pfauen — freie Turteltauben — eine Bienenstadt mitten in ihrer Bienenflora — alles sagte den ruhigen Alten an, dem nun die ehrende Erde dient und der, gleichgiltig gegen sie, nur in Gott lebt. Er kam gegen die Erwartung eines kirchlichen Ernstes mit einem leichten Scherz über die bunte Reihe an und legte die segnenden Finger auf Lianens Stirn, die seine Enkelin zu sein schien, gleichsam eine zweite Baumblüthe im Spätherbst des Lebens. Sie steckte ihm töchterlich den Strauß der Zwergröschen an die Brust und gab sehr Acht, ob es ihn besonders freue." Und der Greis sprach zu der Jugend von der Liebe: „sie hebe ihren Gegenstand aus allen heraus und über alle, und verlange eine Gegenliebe ohne Grenze, ohne allen Eigennutz,

ohne Theilung, ohne Stillstand, ohn' Ende. Das sei ja das göttliche Wesen, aber nicht der flüchtige, sündige, wechselnde Mensch. Daher müsse sich das liebkranke Herz in den Geber dieser und jeder Liebe selber, in die Fülle alles Guten und Schönen, in die uneigennützige, unbegrenzte Allliebe senken und darin vergehen und aufleben, selig im Wechsel des Zusammenziehens und Ausdehnens. Dann sieht es zurück auf die Welt und findet überall Gott und seinen Wiederschein — die Welten sind seine Thaten — jeder fromme Mensch ist ein Wort, ein Blick des Allliebenden; denn die Liebe zu Gott ist das Göttliche, und ihn meint das Herz in jedem Herz. „Aber — (sagte Albano, dessen frisches energisches Leben aller mystischen Vernichtung widersträubte —) wie liebt uns denn Gott?“ — „Wie ein Vater sein Kind, nicht weil es das beste ist, sondern weil es ihn braucht.“ „Und woher (fragt' er weiter) kommt denn das Böse im Menschen und der Schmerz?“ — „Vom Teufel,“ sagte der Greis und malte ununterbrochen mit verklärter Freude den Himmel seines Herzens aus, wie es immer umgeben sei von all-geliebten All-Liebenden, wie es gar kein Glück und keine Gaben von ihm begehre (die man nicht einmal in der irdischen Liebe wünsche), sondern nur immer höhere Liebe gegen ihn selber, und wie es, indem der Abendnebel des Alters immer dichter um seine Sinne ziehe, sich im Lebensdunkel immer fester von den unsichtbaren Armen umschlungen fühle. „Ich bin bald bei Gott!“ sagt' er mit einem Glanze der Liebe auf dem vom Leben erkälteten und unter den Jahren einbrechenden Gesicht. Man hätt' es ausgehalten, ihn sterben zu sehen. So steht der Montblanc vor dem aufgehenden Mond: die Nacht verhüllt seinen Fuß und seine Brust; aber der lichte Gipfel hängt hoch im dunkeln Himmel, als ein Stern unter den Sternen.“ Und bei einer Trauerfeier

führet ihn der Dichter in solchen Worten uns vor: „Die Musik hörte auf; Spener fing leise seine Rede an. Er sprach aber nicht von dem Fürsten zu seinen Füßen, auch nicht von seinen Geliebten in der Erbgruft, sondern von dem rechten Leben, das keinen Tod kennt und das erst der Mensch in sich erzeuge. Er sagte, daß er, obwohl ein alter Mann, weder zu sterben, noch zu leben wünsche, weil man schon hier bei Gott sein könne, sobald man nur Gott in sich habe — und daß wir müßten unsre heiligen Wünsche wie Sonnenblumen ohne Gram verwelken sehen können, weil doch die hohe Sonne fortstrahle, die ewig neue ziehe und pflege — und daß ein Mensch sich nicht sowohl auf die Ewigkeit zubereiten, als die Ewigkeit in sich pflanzen müsse, welche still sei, rein, licht, tief und alles." Man kann fragen, warum ich diese Probe gebe, wie Jean Paul von dem Pfarrer spricht. Mit dem Pfarrhaus scheint ja dies alles nichts zu thun zu haben. Ich antworte: dem heutigen Geschlecht der Schriftsteller gegenüber, dem es bei gutem Willen viel leichter wäre, als es Jean Paul in seiner Zeit war, Pfarrer kennen zu lernen, welche Träger der ewigen Liebesgedanken Gottes sind, und dem es doch gefällt, den Stand der Geistlichen als bildungslos und lieblos zu carikiren, gewährt es eine wehmüthige Befriedigung, sich zu erinnern, wie Jean Paul den Pfarrer schilderte: los von der Welt, aber eben darum der Creatur in der Liebe zugethan, die aus der ewigen Liebe stammt, ehrwürdig, aber frisch mit der Jugend, weil die Liebe, die nicht aufhört, des Lebens Verjüngung ist.

Wir sind mit Jean Paul schon an die Schwelle des neuen Jahrhunderts gekommen. Noch einmal müssen wir zurück, um zu sehen, was die populäre Wissenschaft und die Poesie im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Pfarrer und dem Pfarrhaus gemacht. Es war

die klassische Zeit des sogenannten gesunden Menschenverstandes, der alles prüfte auf die nächste und gewöhnlichste Nützlichkeit. Thomas Abbt aus Ulm (1733—66) war von dem berühmten Grafen Wilhelm zu Lippe in Bückeburg der Freundschaft gewürdigt worden und hat durch seinen frühen Tod demselben eine schmerzliche Lücke und eine Sehnsucht nach geistig ebenbürtigem Umgang hinterlassen, die erst durch Herder's Berufung nach Bückeburg wieder gestillt ward. Er war ein Hauptmitarbeiter an den Literaturbriefen, welche der große Aufklärer Friedrich Nikolai in Berlin unternommen. Die Hauptschriften, die er hinterlassen, handeln „von der Liebe für das Vaterland“ und „vom Verdienst“. Noch ist er überzeugt, daß es kein verdienstlicheres Werk gebe als die Verbreitung der Bibel unter dem Volk, und der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle spendet er volles Lob. Er ruft die Menschenliebe dazu auf, daß sie jedem Brautpaar am Altar ein gutes Erbauungsbuch reiche. Freilich müsse es von der rechten Art sein. „Nicht das unsinnige wiedergekäuete und ekelhaft in einander gedrehete Geschwätze über den sogenannten Durchbruch der Gnade; nicht das alberne Zeug von den Erfahrungen, die man dabei will gemacht haben; nicht die heuchlerischen Schmeicheleien, die man sich selbst dabei sagt, und der ganze Unrath, der von Dummheit ausgebrütet, von Stolz vermehret und vom Neid herausgestoßen wird; nicht dieses macht die Erbauung aus. Finstere grausame Menschenbetrüger! wahnwitzige Dummköpfe! auf denen der doppelte Fluch ruhet, daß sie nämlich nicht denken sollen und doch schreiben wollen!“ Das Volk braucht etwas anderes — den Wandel. „Treu und fleißig in seinem Berufe wandeln; seinen Obern gehorchen; seinen Lüsten und Begierden nicht fröhnen; auf Gott vertrauen; in ihm seine Freude und Beruhigung suchen; einer fröh-

lichen Zukunft des Herrn in einem ehrbaren Wandel der Seinigen warten mit gutem Gewissen! dies muß er lernen, dies muß ihm erklärt werden; davon überzeuge man ihn; darin wird seine Erbauung bestehen, die seinen Nebenmenschen und seiner eigenen Seele nützlich ist. Keine Sänger anstatt der Arbeiter; keine Besuche, um Gewissensfragen sich auflösen zu lassen anstatt der Berufsgeschäfte; keine eingebildeten Anfechtungen anstatt des Schweißes im Angesichte; keine Selbsterfahrer anstatt der Bürger, die der Obrigkeit ihre Abgaben richtig geben; kurz, kein seufzendes Gesindel anstatt rechtschaffener Unterthanen, die sich und andern zu gut leben. Wandel! Wandel! christliche Bürger und bürgerliche Christen!" Die Stelle ist klassisch durch das Aufeinanderstoßen des alternden Pietismus und des kecken Rationalismus, den sie darstellt. Was hält nun Abbt von dem Verdienste des Geistlichen? Der Rede, die er hören muß: „Wozu nützt wohl der ganze Predigerstand? könnte nicht der erste beste vernünftige Mann auf die Kanzel steigen und eine Rede von ohngefähr einer Stunde hersagen?" tritt Abbt mit dem Einwand entgegen: die Predigt ist nicht alles, zum Amte des Predigers gehört auch die S e e l s o r g e. Aber was denkt er sich unter der seelsorgerlichen Einwirkung? Das Heil der Seele kommt dabei am wenigsten in Betracht, wie er ja die Lösung von Gewissensfragen für ganz unnütz hält. Es handelt sich vor allem um Ruhe und Beruhigung im Diesseits. „Laßt doch einmal die Herren, welche so unbesonnen wider den geistlichen Stand sprechen, laßt sie doch einmal in die Fälle kommen, wo sie der Hilfe des Geistlichen bedürfen. Laßt den Offizier, nach einem unglücklichen Feldzug, zur Ergänzung seines Regiments in seinen Kanton eilen, wo inzwischen der Feind wüthend gehauset hat. Der Bauer hat schon sein Letztes daran gestreckt; hat nichts mehr, als seine und seiner er-

wachsenen Kinder Hände. Was kann er wohl noch verlieren, wenn er sich dem Offiziere, der ihm seine Söhne nehmen will, widersetzet? Das junge unbärtige Gesicht wird, auch mit dem Beistande seiner zween bärtigen Unteroffiziere, keine ganze Dorfschaft zwingen. Strahlen der Majestät fahren nicht von ihm aus; und ein paar neugelernte Flüche stoßen leicht auf ein paar alte, die eben so kräftig sind. Was will nun der junge Herr anfangen? Von der benachbarten Dorfschaft Hilfe holen. Aber wenn ihn diese mit Knüppeln wegjagten? O! hier ist kein andrer Rath als beim Geistlichen des Orts. Dieser muß am Sonntage seine Zuhörer aus den Worten Gottes aufrichten: sie ermahnen, ihr Herz nicht an das Zeitliche zu hängen; sie zu bedenken bitten, daß es eben derselbe Gott nehme, der es verliehen; sie erinnern dem Könige zu geben, was des Königs und des Vaterlandes ist, auch die angeborenen Unterthanen; und wenn schon der Prediger durch dergleichen faßliche Gründe keine großmüthige Einwilligung erregt: so verhütet er doch einen Aufstand." Es ist die Truppenaushebung nicht der einzige Fall, in welchem Abbt zu der Seelsorge des Geistlichen die Zuflucht nimmt: auch wenn Seuche, Hagelschlag, Feuersbrunst, Wassersnoth hereinbrechen, muß er den Leuten Besuche machen und aus Gottes Wort zureden. Und selbst über das ewige Wohl seiner armen Seele mag der Bauer getröstet werden, wer will es ihm übel nehmen, wenn er ein wenig mehr, als andere vielleicht, an seine Seele denkt? Aber klassisch erweist sich Abbt grade in der Darlegung, wie nutzbar der Geistliche für den Staat ist! Und wenn man bedenkt, daß im Staat Friedrich's des Großen nicht allgemeine Wehrpflicht war, daß die Truppenaushebung oft wie eine willkürliche Grausamkeit sich darstellte, so erinnert die Seelsorge, die sagen soll: laßt doch alles ruhig geschehen, ein wenig an den guten Rath, den

mein Landsmann, der alte Kirchenrath, auf dem Wege zur Richtstätte dem unruhig gewordenen Todescandidaten gab: „Ach, Heß, seid doch ruhig, laßt euch doch köpfen!“

Wir sehen, schon vor 1772, in welchem Jahre Spalding in seiner würdigen Weise über die „Nutzbarkeit des Predigtamtes“ schrieb, war die Frage erörtert worden. Und 1773 trat Friedrich Nicolai durch einen Roman in die Erörterung mit ein, „Sebaldus Nothanker“. Hier wird uns in heftiger Befehdung der Orthodoxen und Pietisten der Nützlichkeits-Prediger vorgeführt, der „den Bibeltext als ein unschädliches Hilfsmittel zu benutzen weiß, um nützliche Wahrheiten damit einzuprägen“, der beständig beflissen ist, seinen Bauern zu predigen, daß sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten sollen, alles in der ausdrücklichen Absicht, daß sie wohlhabend werden, daß sie Vermögen erwerben, daß sie reich werden sollen. Die Bahn war gebrochen für alle die Prediger, welchen die gottseligen Geheimnisse der Menschwerdung Jesu Christi, seines Opfertodes und seiner Auferstehung ungenießbare Speise schienen, welche auf Weihnacht von der Stallfütterung, auf Palmsonntag wider den Forstfrevel, auf Ostern vom Nutzen des Frühaufstehens, auf Pfingsten über den Werth geselliger Unterhaltung predigten, für alle die Prediger, welche die von selbst dem Gotteskinde zufallenden Dinge als die nothwendigsten priesen, ohne auf das Eine, das Noth thut, die neue Geburt aus dem Geiste zu dringen.

Zehn Jahre, nachdem uns der Pfarrer im Roman erschienen, tritt er uns in dem Idyll entgegen, in der „Luise“ von Johann Heinrich Voß. Wundersame Wandlung der Zeiten — der Pfarrer Gegenstand des Idylls! Weder in der Heldenzeit der Reformation, noch unter den Trübsalen des dreißigjährigen Krieges, noch in

den Bußkämpfen der pietistischen Zeit und ihrer Arbeit, Seelen zu gewinnen für das Himmelreich, wäre jemand auf den Gedanken gekommen, daß das Leben des Pfarrers und sein Haus vorzüglich sich eigene, ein Bild behaglichen, friedlichen Daseins zu bieten. Es mußte das Zeitalter der Aufklärung, der Aufweichung kirchlicher Lehre und Ordnung, des Sehnens und Suchens nach der bloßen Natur, des Drängens und Treibens auf reine Menschlichkeit, der poetischen Verklärung des Einfältigen und Menschlichen, der Eintauchung des harten Lebens in das laue Bad der Empfindsamkeit kommen, um unsere Gebildeten auf den Gedanken zu bringen, daß das Pfarrleben ein idyllisches sei. Und Voß war es, der zuerst nicht blos den Pfarrer, sondern das Pfarrhaus mit Weib und Kind, Knecht und Magd, Küche und Keller, Garten und See in das Idyll gebracht. Welch ein Gegensatz, wenn wir uns der einzigen poetischen Darstellung des Pfarrerlebens aus früherer Zeit erinnern wollen, zwischen Johann Valentin Andreä und Johann Heinrich Voß! Dort das volle Evangelium, hier eine verblichene Weltanschauung, die in äußerster Duldsamkeit das Confessionelle, ja das Christliche Preis giebt, um nachher aufs heftigste gegen die Finsterlinge zu donnern. Dort der Pfarrer der Narr, der den schweren Karren zieht, hier der Weise, dem die Last des Amtes das behagliche Dasein nicht stört. Dort ein Süpplein, zu welchem der Pfarrer den Gast einlädt, hier ein lecker bereitetes Mahl, unter welchem die Tische sich biegen. Es ist seltsam, daß der wackere Enkel eines freigelassenen Mecklenburgischen Leibeignen, der sich selbst durch ein Leben voller Entbehrungen ritterlich durchgeschlagen, uns so volle Tafeln beschreibt. Wir schreiben es lieber auf die Rechnung Mecklenburger und Holsteiner Landesart, als auf die Art des Dichters. Wir haben ein Idyll von ihm „der Abendschmaus“. Ein

Holsteiner Gutspächter kommt, nachdem er die selbstgezogenen Pferde an einen Hamburger Kaufherrn verkauft, zu Weib und Kind zurück und erzählt unerhörte Dinge von der Ueppigkeit des Mahls, zu welchem der Käufer ihn eingeladen. Im Gegensatz zu dem Hamburger Wohlleben tischt nun die wackere Frau ihr ländliches Abendessen auf. Es ist immerhin noch keine Kreuzigung des Fleisches.

Zuckererbsen in Schoten, gepflückt von der Rank' in den Tiegel,
Schinken und treffliche Hausmannswurst und gebratene Küchlein,
Dann noch zarte Radieschen und Felderdbeeren zum Nachtisch.

Dürftig geht's auch bei dem „Pfarrer von Grünau" nicht zu. Die Pfarrerin entschuldigt sich aufs höchste, daß sie die junge Gräfin nicht besser bewirthet.

Aber es schalt der Vater und rief die eisernden Worte:
Ei, mit der unstatthaften Entschuldigung! War denn der Reisbrei
Angebrannt? Und der Wein auf dem Reisbrei nüchtern und kahnig?
Waren nicht jung die Erbsen und frisch und wie Zucker die Wurzeln?
Und was fehlte dem Schinken, den Heringen oder der Spickgans?
Was dem gebratenen Lamm und dem kühlenden, röthlich gesprengten
Kopfsalat? War der Essig nicht scharf und fein das Provinzöl?
Nicht weinsauer die Kirsche Dernat, nicht süß die Morelle?
Nicht die Butter wie Kern? Nicht zart die rothen Radieschen?
Was, und das kräftige Brod so weiß und locker! O schändlich,
Wenn man Gaben von Gott aus Höflichkeit also verachtet!

Und an demselben Tage giebt's nach dem Kaffee im Walde: Bachkrebse, kalte Kapaunen, Waffeln, Melonen, Butter, Schafkäse, Holländischen Käse, Kirschen, Stachelbeeren und Johannisbeeren. Und auch der Weinkorb war zum Glück nicht vergessen. Zur Hochzeit aber, die Voß als eine improvisierte darstellte, wie sein Freund Claudius in Wandsbeck sie mit seiner Rebekka wirklich gehalten, giebt es trotz mangelnder Vorbereitung: Sandart, Hase, Geflügel in Menge und eine Kumme mit Bischof. — Mit diesem Phäakenleben stimmt es gut, daß der edle Pfarrer von

Grünau, wie ein alter Herr, der doch eine ganz jugendliche Tochter hat, aufs schmählichste verzogen wird. Der Schlafrock, die Pantoffeln, die Tabakspfeife, die Fürsorge für seine nächtliche Ruhe in der stillen Kammer, für das Mittagsschläfchen in kühler, fliegenfreier Stube — welche Rolle spielen sie! Hat er denn so fleißig gearbeitet? Dem friedlichen Bild des Pfarrhauses fehlt der Hintergrund anstrengenden Bemühens für die Gemeinde. Daß die Gemeinde ihren Pfarrer liebt, das wird uns in lebendigen Bildern vor die Augen geführt. Womit er diese Liebe erworben, tritt nicht hervor. Seine Obst- und Baumzucht, die uns geschildert wird, reicht dazu nicht aus. Auch der griechische Geist nicht, in welchem er athmet und lebt. Es könnte doch dem Bauer seltsam erscheinen, daß der Pfarrer vorm Einschlafen nicht etwa in der Bibel, sondern im Homer liest. Und daß der griechische Geist, dem das Kreuz eine Thorheit ist, am besten den Pfarrer vor Verbauerung schützen soll, ist eine gewagte Anschauung.

Ein ländlicher Pfarrer verbauert,
Haftet am Kloß und vergeht in Nichtigkeit oder Erwerbssucht,
Wenn nicht griechischer Geist ihn emporhebt aus der Entartung
Neuern Barbarthums, wo Verdienst ist käuflich und erblich,
Zur altedlen Würde der Menschlichkeit: Geist des Homeros,
Welchen das Kind anhöret mit Lust und der Alte mit Andacht,
Pindaros' Schwung aus dem Staub und Platons göttlicher Fittig
Und hochherziger Sinn unsterblicher Todesverächter,
Sinn für gleiches Gesetz, Freiheit und großes Gemeinwohl.

Es bedarf nicht erst der Versicherung, daß in dem evangelischen Pfarrhaus, wie jedes andere Element menschlicher Bildung, auch Homer und Plato und Sophokles und wie die edlen Heiden alle heißen, die in ihrer Weise auf Christus deuten, ihre Stelle haben dürfen. Aber der Pfarrer von Grünau läßt sie nicht Sterne sein in der sonnenlosen Nacht, sondern neben Christus sollen sie als gleichberechtigte Sonnen

stehen. Wie andere Rationalisten liebt er es, den Spruch „unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm“, aus dem Zusammenhang zu reißen, in welchem er zu Christus hinführt, und so zu deuten, als ob es mit dem ewigen Heil zur Noth auch ohne Christus gehe. So freut er sich denn auf eine Ewigkeit mit Petrus, Moses, Confuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster, „und der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen Mendelssohn, der hätte den göttlichen nimmer gekreuzigt!“ Und des Kreuzes Geheimniß, wie es allezeit dem griechischen Geist eine Thorheit war, bleibt auch diesem deutschen Träger griechischen Geistes unaufgeschlossen. In demselben Athem, in welchem er gegen unverständliche Formeln, Tempelgebräuche und Satzungen loszieht, ruft er aus:

Weg unmännliche Klag' um den Göttlichen, der, wie die Sünder,
Als Unsündiger starb! Wer weint' um des Sokrates Giftkelch?
Wer um die Flamm', aus welcher, ein Gott, aufstrahlte Herakles?
Soll an erhabenem Sinn ein Heid' uns nehmen den Vorrang?
Weg, ihr Martergebilde der Kreuzigung! Er, den des Todes
Bittere Schmach nicht beugte, der Held mit dem Siegespanier schwebt
Freudig empor, daß wir selber aus Staub noch streben zum Aether.

Indeß, wie abgeschwächt das evangelische Leben im Pfarrhause zu Grünau erscheint, es ist durchaus ein menschlich edles und ein frommes im Sinne des ersten Artikels, so viel ohne den zweiten davon gefaßt werden kann. Poesie und Musik, Antheil an den großen Interessen der Menschheit und an Freud' und Leid der Gemeinde, mitten in der vollen Behaglichkeit des eigenen Daseins das Streben, auch den Leuten im Dorfe das Leben, freilich ohne Anstrengung, lieblich zu machen, der Christenglaube noch nicht so ermattet, daß das Tischgebet fehlte und die Verehrung des „unsündigen und göttlichen Jesus“. Und wenn uns die Pfarrerin mit ihrer Sorge für das „Väterchen“ zu weit geht, so ver-

spricht Luise an der Seite des „edlen bescheidenen Walther“ eine wirkliche Pfarrerin zu werden. Denn der alte Weber rühmt sie am Hochzeitsabend, daß sie bei Gott und Menschen beliebt sei, und hat seine guten Gründe.

Fragt nur, wer euch begegnet, im Dorf; ihr sollt euch verwundern,
Was man euch alles erzählt von dem Jüngferchen: wie sie gefällig
Ueberall mit den Frohen sich freut, mit den Traurigen trauert;
Wie sie des Dorfs Jungfraun unvermerkt, als muntre Gespielin,
Führet zu Handarbeit und Sittigkeit; wie sie ohn' Aufsehn
Dürftige speiset und tränkt, wie Nackende wärmt und bekleidet,
Arm' und verwaisete Kinder zur Schul' anhält und versorget,
Kluge Verwalterin stets der geheim zufließenden Wohlthat,
Die nicht uns zu erforschen vergönnt ist, aber die Gott kennt,
Wie sie das Lager der Kranken besucht mit Trost und Erquickung,
Herr, und den heimlichen Armen, den kläglichsten! Wie sie ihn ausforscht
Und Barmherzigkeit übt, daß Einer nicht weiß, wo es herkommt!
Kaum, daß sie selber es weiß! Vollbrachte sie eben ein Stückchen,
Daß auch die Engel sich freun, dann gehet sie, mir nichts, dir nichts,
Ruhigen Gang und scheint nur ein hübsches und lustiges Mädchen!

In der That ein blanker Spiegel für die Töchter der Pfarrhäuser! Aber der ehrwürdige Pfarrer darf nicht poltern, was er so gerne thut, wenn ein jüngeres Geschlecht, dem der Beruf des Geistlichen wieder in seiner Fülle aufgegangen, als der Beruf, das Kreuz zu predigen auch unter dem Kreuz, das es wieder gewagt, Andreä's Wort sich zur Losung zu wählen: „so ziehen wir den schweren Karren und sind gehalten für 'nen Narren“, den Pfarrer für Grünau durchaus nicht mehr für sein Vorbild gelten lassen will.

Man kann von Vossens „Luise“ nicht reden, ohne an Goethe's „Hermann und Dorothea“ erinnert zu werden. Nicht ein Pfarrhaus schildert er mit dem Pfarrer, der Pfarrerin und deren Tochter, mit welcher ein edler Jüngling sich zu vermählen im Begriff steht, sondern ein Wirthshaus mit dem Wirthe, der Wirthin und dem wohlgebildeten

Sohne, dem eben die edle Jungfrau als Genossin zugeführt werden soll. Aber wir wissen, daß in der Geschichte dem Pfarrer eine nicht unbedeutende Rolle zugetheilt ist und daß ihn der Dichter in so trefflicher Gestalt uns vorgeführt, als er vermochte. Goethe hatte von Jugend auf mit Pfarrern und Pfarrhäusern gern zu schaffen. In seine Frankfurter Knabenzeit ragte noch die ehrwürdige Gestalt des Seniors Johann Philipp Fresenius, der nicht allein durch seine gut lutherische Bekämpfung der Brüdergemeinde, sondern viel segensreicher durch sein Beicht- und Communionbuch und durch seine tiefgehende Seelsorge gewirkt. Weithin ist er bekannt geworden durch die Bekehrung eines im siebenjährigen Krieg verwundeten freigeistischen Generals von Dyhern, die er selbst beschrieben und deren auch Goethe in „Wahrheit und Dichtung" Erwähnung thut. Fresenius Nachfolger Plitt, ein großer, schöner, würdiger Mann, hat auf den jungen Goethe einen tiefen Eindruck gemacht. Ihm hat er die lehrhaften, unter einander im Zusammenhang stehenden, wohldurchdachten Predigten mit solcher Aufmerksamkeit abgelauscht, daß er sie sofort nach beendigtem Gottesdienst dictieren und die Handschrift zur Freude seines Vaters noch vor Tisch überreichen konnte. Zu Goethe's ältesten Schriften gehört der „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***". Der Brief ist noch immer sehr lesenswerth, denn wie er den Stempel des Goethe'schen Genius an sich trägt, so ist er überaus bezeichnend für die Stellung zum Christenthum, die Goethe im Großen und Ganzen, einige Schwankungen nach dem „decidierten Nichtchristenthum" abgerechnet, sein Leben lang eingenommen hat, von der Jugend, da er bei der schönen Seele, Susanne von Klettenberg, ein- und ausging, bis zum Alter, da er einen Versuch der Gräfin Auguste von Stolberg, ihn dem Heiland zuzuführen, freund-

lich, aber bestimmt ablehnte. Seine Stellung ist Leben und Lebenlassen. Den Christgläubigen läßt er nicht allein ihren Glauben, er empfindet sich selbst mit Wohlgefühl in denselben hinein, aber weil er die Energie nicht hat, sich vor dem heiligen Gott in seiner vollen Sündenschuld zu erkennen, kommt das Bedürfniß der Erlösung in ihm nicht zu jener energischen Gestalt, die unverwandt zu dem Gekreuzigten treibt. Der alte Pastor, in dessen Person sich der jugendliche Dichter verkleidet, ist innig gläubig, aber tolerant, und wie der alte Goethe später der Gräfin Stolberg es ausgesprochen, daß in des Vaters Hause viele Wohnungen seien, wohl auch eine für ihn, so traut der junge der ewigen Liebe zu, daß sie auf allerlei Weise ihre Kinder zu sich zu ziehen wisse — auch die, welche den Weg, ohne den nach der Schrift Niemand zum Vater kommt, verschmähen. „Also, lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr als die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und so lieb' ich Jesum Christum, und so glaub' ich an ihn und danke Gott, daß ich an ihn glaube; denn wahrhaftig, es ist meine Schuld nicht, daß ich an ihn glaube. Es war eine Zeit, da ich Saulus war; gottlob, daß ich Paulus geworden bin; gewiß, ich war sehr erwischt, da ich nicht mehr leugnen konnte. Man fühlt einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, ihn zu bestimmen. So wenig bin ich indifferent; darf ich deswegen nicht tolerant sein? Um wie viel Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr

verrechnen. Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Weg gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er andern auch auf dem ihrigen hineinhelfen wird. Unsere Kirche behauptet, daß Glaube und nicht Werke selig machen, und Christus und die Apostel lehren das ohngefähr auch. Das zeigt nun von der großen Liebe Gottes: denn für die Erbsünde können wir nichts und für die wirkliche auch nichts. Das ist so natürlich, als daß Einer geht, der Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, sondern den einfältigsten Glauben, und durch den Glauben allein wird uns das Verdienst Christi mitgetheilt, so daß wir die Herrschaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben, und nach unserm Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborene Verderben im Grabe bleibt." Aus diesem behaglichen Glauben heraus, der weder vorher um die Sünde, für die wir nichts können, gezittert, noch nachher um die Heiligung, aus der doch nicht viel wird, sich Angst sein läßt, spricht der alte Pastor von der ewigen Liebe Gottes und der Menschen Duldung.

War für Goethe der Pfarrer ein Mann, mit dem er nicht ungern zu thun hatte, so ward ihm in der Straßburger Zeit das Pfarrhaus ein so liebes Haus, als er je eins betreten. Auf zwiefache Weise trat er ihm nahe: durch ein poetisches Interesse, welches die Macht des Herzensantheils gewann, und durch ein Herzensinteresse, welches durchaus poetisch sich gestaltete. Es war in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Engländer Oliver Goldsmith, einem in Dürftigkeit des Lebens viel umhergetriebenen Manne, gelungen, in seinem Roman „der Landprediger von Wakefield" eins jener Bücher zu schaffen, die durch ihre reine Menschlichkeit eine unvergängliche Kraft der Anziehung haben. Herder, dessen

Gabe grade darauf ging, das rein Menschliche überall, wo es vorhanden war, voll und klar und warm herauszuempfinden, predigte die Trefflichkeit dieses Buchs allen, die ihm nahe kamen. „Haben Sie den Landprediger von Wakefield gelesen?" schrieb Herder an seine Braut. „Ich lese ihn wohl jetzt schon zum viertenmal: es ist eins der schönsten Bücher, die in irgend einer Sprache existieren. Er ist von der Seite der Laune, der Charaktere des Lehrreichen und Rührenden ein rechtes Buch der Menschheit." Durch Herder lernte Goethe das Buch kennen und ward, als er es von ihm vorlesen hörte, ganz vom Uebermaß des Gefühls überwältigt. Dem überfließenden Gefühl folgte das verständige Urtheil: „die Darstellung dieses Charakters des Landpredigers von Wakefield auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachsende Interesse der Fabel durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltsamen macht diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden, der noch überdies den großen Vorzug hat, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt, und dies alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Vor beiden hatte den Verfasser der hohe Sinn bewahrt, der sich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieses Werkchen uns eben so weise als liebenswürdig entgegenkommen muß". Von der Betrachtung des bestimmten Buchs erhebt sich dann Goethe zu einer allgemeinen Ansicht: „Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er erscheint wie Melchisedek, als Priester und König in einer Person. An den unschuldigsten Zu-

stand, der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, sowie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann, und so vollkommen ein Glied der Gemeinde. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grunde ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu segnen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann, mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, sowie eine heitere gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt, und über dies alles eine heitre Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler: so hat man das Bild unsers trefflichen Wakefield so ziemlich zusammen." Um dieselbe Zeit nun, als Goethe's Seele so ganz mit dem englischen Pfarrhaus gefüllt war, lernte er das deutsche in Sesenheim kennen. Kaum giebt es ein bekannteres Pfarrhaus als dieses. Wie die Inschrift auf dem Denkmal, das man der Friederike von Sesenheim auf dem Friedhof ihres Sterbe-

orts gesetzt, aussagt, daß ihr der Blick eines Dichters Unsterblichkeit verliehen, so ward ihr väterliches Haus durch den Eintritt des jungen Dichters zu einer der trautesten Stätten der deutschen Jugend, zu welcher auch die Alten immer gerne wieder wallen. Was ein Theologe in dem Hause gefunden hätte, wenn er nach evangelischem Leben und Wirken ausgegangen wäre, wir wissen es nicht. Durch den Wanderstab des Dichters, der sich hier als ein Zauberstab erwies, hat sich uns ein Leben erschlossen, das Wahrheit ist, aber im Morgenglanze, in der Thaufrische, in dem Sonntagskleid der Dichtung vor uns tritt.

Es hat denn auch in seinem Idyll „Hermann und Dorothea" der Pfarrer nicht fehlen dürfen. Wie oft ist dasselbe mit dem Vossischen verglichen worden! Männer wie Gleim hatten wohl den Gedanken, die Lorbeeren des Rectors von Eutin hätten Goethe nicht schlafen lassen. Der alte Kanonikus in Halberstadt konnte sich kaum fassen über diese „Sünde gegen seinen heiligen Voß". An diesen selbst schrieb er: „Voßens Louise will der Bube lächerlich machen! Robespierre beging kein größeres Bubenstück". Oeffentlich drückte er sich glimpflicher aus. „Louise Voß und Dorothea Goethe, schön beide wie die Morgenröthe, nahn da zur Wahl — und Wahl macht Qual!" Aber er ist klar: „Luise Voß ist mein im Lied und im Idyll — die andre nehme, wer da will!" Goethe selbst hat Voßens Gedicht herzlich anerkannt, und die Literaturhistoriker traten im Ganzen in seine Fußtapfen. Aber alles Gute zugegeben, wer zweifelt heute daran, daß doch mit ganz anderer Wahrheit als Voß der Dichter von „Hermann und Dorothea" das Wort sich zueignen darf: „Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns." Beiden Gedichten zu gleichem Lob gereicht es, daß sie landschaftlichen Athem spüren lassen. Wer an den Seen

in der Nähe von Eutin gewandert, und zugleich in den kleinen Städten am Rhein und Neckar und Main heimisch ist, der muß es bewundern, wie aus Voßens Luise die Stille und das Behagen des Lebens in dem Holsteinschen Lande, der kühle Hauch von Wald und Wasser uns anweht, und wie in Goethe's Gedicht das frische, rührige Bürgerleben am Rhein uns anmuthet. Sonst aber welch ein Unterschied! Bei Goethe der ernste, bedeutsame geschichtliche Hintergrund, auf dem das warme Gemälde tüchtiger Bürgerlichkeit erscheint, bei Voß nur ein Leben festlichen Genusses. Bei Goethe ein spannender Fortschritt in der Handlung, Schürzung und Lösung des Knotens aus der Tiefe der geschilderten Charaktere, ihres Gegensatzes und ihrer Annäherung, bei Voß die lose Aneinanderreihung dreier Bilder behaglichen Daseins. Bei Goethe die angeborene, bei Voß die tiefempfundene, aber dann angelernte Homerische Art. Und der Pfarrer bei Goethe — etwas besser erscheint er als bei Voß.

Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne,
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.

Feingebildet und gewandt wie zum Lenken der Rosse so zur Schlichtung menschlicher Zerwürfnisse, im Verkehr mit Menschen sicher durch seinen Verkehr in der vornehmen Gesellschaft, durch tiefen psychologischen Blick herannahende Verwirrung anzeigend und ablenkend, eingebrochene in ihrer Ursache erkennend und heilend, erscheint er als eine höchst erwünschte Person für die Gesellschaft, als unentbehrlicher Helfer in der Noth. Von der tieferen Gründung des Pfarrers in dem einzigen völligen Helfer aus der Noth, von seinen höheren Zielen für die Menschheit sagt uns der

Dichter nichts. Und wenn der große Meister auch sonst im Verkehr weder mit Herder noch mit Lavater das volle Bild eines evangelischen Geistlichen sich aneignet, wenn er im Laufe der Zeit von Lavater sich entfremdet, Herder's Berufung nach Weimar nicht gerade unter dem Gesichtspunkt der geistlichen Wohlfahrt der Stadt und des Landes betreibt, wenn er die tiefsten Bedürfnisse des Menschen statt durch das Amt, das die Versöhnung predigt, durch die armseligen Surrogate von allerlei nach Maurerei schmeckendem Geheimnißkram zu befriedigen sucht, soll doch dies nicht vergessen werden: der Hochmeister deutscher Poesie hat kein Wort der Verunglimpfung, sondern volle Anerkennung für den Stand der Geistlichen, dem auch er die wohlthätigste Wirkung auf das Leben unseres Volks zuschreibt.

---

6. Herder's Pfarrhaus.

Einer der Literaturheroen von Weimar war doch ein Pfarrer — Johann Gottfried von Herder. Er war daneben sehr vieles andere, und sehr vieles, das zum ganzen Pfarrer gehörte, war er nicht. Aber unrecht wär' es, an dem Manne, der an Vielseitigkeit von keinem übertroffen wird, den Prediger, den Beichtvater, den Superintendenten zu vergessen, unrecht, weil er uns das volle Bild eines Geistlichen nicht verwirklicht, an dem dichterischen Pfarrer mit amtsmäßiger Prosa stolz vorüberzugehen. Welche Interessen, Schauungen, Kenntnisse vereinigten sich in dem Manne, in dem bunten Reichthum seiner Schriften — zu wie viel heute ausgebildeten Wissenschaften liegen in ihnen die triebkräftigen Keime — zur Philosophie der Geschichte, vergleichenden Sprachwissenschaft, Völkerpsychologie, Aesthetik, Literaturgeschichte! Dem warmen Pulsschlag des

Mannes für die Menschheit stellt sich sein tiefes Auge zu Dienst, das überall das Menschliche herausfindet. Sein Genie ist Congenialität. War der Meister groß, der den Riß zum Kölner Dom entworfen, so war auch der spätgeborene Jünger groß, der einem verblendeten Geschlechte die Nachricht, der Dom sei ein Bau von wundervoller Schönheit, wie eine neue Kunde wieder brachte. Solche Kunde hat uns Herder gebracht, ob er den Geist der hebräischen Poesie uns erschloß und die Stimme der Völker in ihren Volksliedern uns hören ließ, ob er des Jesuiten Balde Gedichte uns nahe brachte oder die „Pastoral-Theologie in Versen" von Andreä wieder auffrischte. Mit Schleiermacher bei aller sonstigen Verschiedenheit darin verwandt, daß er, ein Geist des Uebergangs und der Ueberleitung, alles Lebendige der Zeit in sich zusammenfassend, nach zwei Seiten bald anzog, bald abstieß, hat er sich wie der große Erneuerer unserer Theologie bald für einen Pantheisten, bald für einen Rationalisten müssen halten lassen. Denn das ist unsers Denkens Unzulänglichkeit, daß es, auf den Gott an sich gerichtet, bemüht, jede beschränkende Besonderheit von seinem Bilde fernzuhalten, in ein Allessein versinkt, welches dunkel wird wie das Nichts. Mit dem „Sosein" Gottes, wenn es dem denkenden Geiste nicht göttlich rein genug erscheint, verliert sich leicht selbst das Dasein. Und wenn dann das Herz sich dennoch nach des Lebens Bächen hinsehnt — Quellwasser sprudelt ihm, nachdem der Geist auf dürre Heide gerathen, wieder aus der Offenbarung, die von einem Herzen Gottes weiß: wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten. Ist nicht Ephraim sein trauter Sohn und sein liebes Kind? Darum bricht ihm sein Herz über ihn, daß er sich sein erbarmen muß. — Und der also erfrischten, lebendigen Religiosität wallt der Unmuth auf

gegen die Verknöcherung des religiösen Lebens, ohne Mark und Blut, und der Kampf gegen den Glauben, der leere Form geworden, sieht manchmal aus wie das Gebahren der Vernunft, die nicht dem Worte Gottes gehorsam sein will. Aber laßt nur die hohlen Köpfe sich erheben, als hätten sie an dem Manne, weil er aus der gesunden Vernunft spricht, ihr Haupt gefunden — und dem Haupte entfahren zuckende Blitze gegen die falschen Neuerer — wie hat Herder's Geist gegen die Verschlimmbesserer des Liedes und der Predigt gewetterleuchtet! Die geschichtliche Betrachtung, die Gottes segentriefenden Fußspuren in dem Leben unseres Volks überall nachgeht, nimmt alle Gabe Gottes dankbar an und schätzt sie nicht nach dem Verstande der Zeit, die jetzt ist, sondern aus dem Bedürfniß der damaligen Zeit und nach der Weisheit Gottes.

Wir suchen aus dem Leben Herder's ein Bild seines Hauses zu gewinnen. Dieses Hauses Sonne war Karoline Flachsland — sie ist's geworden in der Weise der angebrochenen neuen Zeit. Der Pietismus hat zuerst dahin gewirkt, die Zeit des geistigen Aufschwungs in der Literatur hat die Wirkung verstärkt, daß hinfort mehr als sonst in der Ehe neben der göttlichen Ordnung die wechselseitige menschliche Anziehung betont ward. Die schöne Seele, die schöne Individualität war zu ihrem Rechte gekommen. Karoline Flachsland, aus guter alter Familie, aber in bürgerlich dürftigen Verhältnissen, durch ihre in Darmstadt verheirathete Schwester in den geistig lebendigsten Kreis der kleinen Residenz, in welchem auch Goethe ein- und ausging, hineingestellt, voll Empfänglichkeit für alles edle Geistesleben, lernte den sechs und zwanzigjährigen Herder etliche Jahre jünger bei seinem Aufenthalt am Hof in Darmstadt kennen. Sie erzählt uns selbst: „Wir sahen ihn fast jeden Nachmittag in unsern Wohnungen, in kleinen

Gesellschaften oder auf den angenehmen Spaziergängen der nahen Wälder um Darmstadt. Statt daß wir ihn unterhalten wollten, unterhielt er uns auf die mannigfaltigste, geistvollste Weise. Sein Urtheil, sein Gefühl war überall das rechte, verbesserte und erhöhte das unsrige. Aus Klopstock's Messias die schönsten menschlichen Scenen, aus Klopstock's Oden, aus Kleist (seinem und meinem Lieblingsdichter), aus den Minnesängern las er uns vor. Unvergeßlich ist mir die Darmstädter Fasanerie, wo er in der Stille des Waldes, in der feierlichen Einsamkeit des Ortes Klopstock's Ode: als ich unter den Menschen noch war — mit seiner seelenvollen Stimme aus dem Gedächtniß recitierte! In Klopstock und Kleist haben auch unsre Seelen sich gefunden. — Am 19. August (10. Sonnt. nach Trin.) predigte Herder in der Schloßkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört!... Zu diesem großen einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte — ein Himmlischer in Menschengestalt, stand er vor mir. — Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank... von dieser Zeit an waren unsre Seelen nur Eins und sind Eines: unser Zusammenfinden war Gottes Werk. Inniger können sich die Seelen nicht zusammen verstehen, zusammen gehören! — Er hörte von andern, wie ich meine Geschwister liebte, und auch hierin war unsre Liebe nur Ein Gefühl, Harmonie, Dank zu Gott. Ach gewiß hat niemand seine heilige Seele so gekannt wie ich. — Von diesem Tage an sahen wir uns täglich. Ich fühlte ein nie empfundenes Glück — aber auch eine unbeschreibliche Wehmuth und Schwermuth: ich glaubte, ich würde ihn nie wieder sehen. — Den 25. August feierten wir seinen Geburtstag in dem kleinen Kreis der Freunde, bei Mlle. Ravanell im Schloß; da gab er mir seinen ersten Brief... Ach ich empfing

mit diesem Brief das Heiligste, was diese Erde für mich hatte! ich konnte nur Gott und ihm danken... Am 27. Aug. reiseten sie von Darmstadt nach Straßburg ab. Ich sprach ihn noch am Morgen der Abreise bei Merck — in dem Augenblick der Trennung zum erstenmal allein!... keiner Worte bedarf es hier — wir waren Ein Herz und Eine Seele: die Trennung konnte uns nicht trennen." Die Briefe, die Herder an die Braut schreibt, sind voll der Empfindsamkeit, welche Klopstock in seinen Lesern nährte und zugleich in jener genialischen Weise, die bald „Du" bald „Sie" sagt, wie wir sie in Goethe's Briefen an „Gustchen" Stolberg und Frau von Stein finden. Es ist bekannt, daß Herder, nachdem er in Straßburg sein Verhältniß zum Prinzen von Eutin, als dessen Begleiter er auf Reisen gegangen war, gelöst, einem Ruf des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe nach Bückeburg folgte (Mai 1771). Durch die wechselvollen Erlebnisse seiner letzten Jahre, durch den Aufenthalt in Straßburg, wo er sich eine Thränenfistel operiren ließ, und durch die edle Großartigkeit, mit welcher er Geldverhältnisse behandelte, war er in Schulden gerathen und außer Stand, die Braut sofort heimzuführen. Vettern und Basen, Gevattern und Freunde in Darmstadt machten ihr bange: ob der seltsame Mann mit den mannigfaltigsten Interessen, in die eine gut bürgerliche Auffassung des Lebens sich schwer zu finden wisse, auch wohl ein Charakter sei? ob er wohl wirklich wiederkommen und nicht die Braut sitzen lassen werde? womit wolle er denn auch eine Frau ernähren? Zwei Jahre mußte er in Bückeburg allein haushalten — eine schwere Zeit. „Ich bin jetzt unter einer Wolke, wie ich vielleicht Zeitlebens nicht gewesen bin; ich will sie auch so still ausdauern, als ich's vielleicht noch nie gethan, aber immer und eher hätte thun sollen." Es war nicht leicht, in Bückeburg Wurzeln zu

schlagen. Den ehrsamen Bürgern der kleinen Stadt, den prächtigen Bauern der Nachbarschaft, die in Bückeburg eingepfarrt waren, mochte der Ton seiner Predigt anfangs befremdlich klingen. Er predigte in keinem hergebrachten Stil, weder in dem orthodoxen, den die Gemeinde wohl bisher gewohnt war, noch in dem rationalistischen, der jetzt in der Kirche aufkam. Er predigte, wie er selbst dachte und fühlte — einfach, lebhaft, bald ganz nüchtern zum Verstand, bald das Gefühl mächtig fortreißend. Man erzählt, nicht lange hab' es gebraucht und die Bauern hätten nach dem Gottesdienst seine Predigten in den Wirthshäusern aufgesagt. War der Eingang in die Menge schwer, so hat's ihm auch bei dem frommen Häuflein, das sich aus Jacob Böhme Nahrung suchte und unverdaut ließ, nicht gefallen. Manchmal schien es, als ob die Gräfin Maria seine ganze Gemeinde wäre, — eine Frau von tiefer Frömmigkeit, in der Brüdergemeinde erzogen, schüchtern neben dem Gemahl und Herder ihr ganzes Herz erschließend. Aber am Sonntag nach Ostern 1772 schrieb er: „Ich habe die erste Confirmation der Kinder gehabt — es ist die erste Grundlage zu m e i n e r Gemeinde, und unbeschreiblich, wie mich die Kinder liebten und mir anhingen. Das giebt doch wenigstens süße Viertelstunden!" Seine Sehnsucht wuchs von Tag zu Tag nach der Pfarrfrau. „Der Stand eines edlen, treuen Weibes und Priesterweibes ist, ohne Eigenheit und Selbstheit gesprochen, der würdigste und schönste auf der Welt, und mit guten Kindern muß er ein himmlischer Stand werden können. Aber auch selbst ohne sie (ob es gleich für mich ein böser Gedanke wäre) noch immer himmlisch, wenn er wirksam ist, wenn er zwei Menschen zusammen knüpft, die ohne einander ermattet wären, aber sich so stärken und tausendfachen Beruf Gottes von einander lernen. Luther (dessen Lebensumstände ich jetzt recht mit

innerer Stärkung lese) heirathete eben in den mißlichsten Umständen seines Lebens.“ Und daß er in diesem Stücke Luther nicht nachgefolgt, das reut ihn bitter. „Gott, wo wären wir jetzt! Aus dem Trödeln und Säumen wird nichts in aller Welt. Drei Jahre vergnügt gelebt und auch ein bischen gedarbt und sich gequält, ist besser als drei Jahre unthätig, müssig, unlustig, wo Seele und Leib verdirbt. Ich bin in den Lumpen zwei Jahre, wie D. Swift in Irland, zwanzig Jahre älter geworden. — Daß ich in diesen zwei Jahren nichts gearbeitet, so müssig gesessen — daß ich mich todt schämen möchte!“ Im wunderschönen Monat Mai 1773 führte er endlich die Braut heim. Eine Freundin, Frau v. Bescheffer, die sich Herder schon gewonnen, ward der jungen süddeutschen Frau Rathgeberin in den norddeutschen Verhältnissen. Auf dem gräflichen Landsitz „zum Baum“, in tiefer Waldeseinsamkeit, saß das Pfarr-Ehepaar mit dem gräflichen Paar zusammen und zwischen der Gräfin und der Pfarrerin ward in der innersten Stille des Gemüths das Band heiliger Gemeinschaft sofort gewoben. Was für ein Segen das Pfarrhaus für den Pfarrer ist, leuchtete aus dem einfachen Wort eines Gemeindegliedes hervor: „Wenn Sie nicht geheirathet hätten, so hätten wir Bückeburger Sie nie ganz kennen gelernt und Sie auch uns nicht.“ Und während die Gemeinde sich ihm aufthat, kam die wissenschaftliche Arbeit wieder in Fluß. Je mehr der Mensch thut, desto mehr Kraft zum Thun gewinnt er. Die „Provinzialblätter für Prediger“, die Ideen „über die Philosophie der Geschichte der Menschheit“, die „Stimmen der Völker“, die Berliner Preisaufgabe „über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks“ beschäftigten ihn. Auch als Superintendent und Consistorialrath stand er seinen Mann — mit tapferm Muth ist er der Cabinetsordre des Grafen entgegen getreten, welche die

Ordination eines unwürdigen Candidaten befahl — die Ordination geschah nicht. Herbst 1776 verließ Herder Bückeburg. „Die drei und ein halbes Jahr, die wir da zusammen verlebten, waren die paradiesischen Jahre unsers häuslichen Glückes, die goldene Zeit unsrer Ehe.“ Herder folgte dem Ruf nach Weimar, wo er Pfarrer und Generalsuperintendent ward. Goethe hatte den Ruf vermittelt, hatte aber viel mehr daran gedacht, der Stadt den großen Geist, als der Kirche einen frommen Prediger zuzuführen. Die Verhältnisse waren außerordentlich schwierig. Man denke sich in die Geistlosigkeit des damaligen Pfarrergeschlechts, in die genialische Art des Hoflebens hinein, man stelle sich die mannigfaltigen amtlichen Verpflichtungen vor, die Herder oblagen, in der Kirche, dem Consistorium, den Schulen — so z. B. hatte er gegen die Forderung zu kämpfen, daß die Schulseminaristen den Sängerchor des Theaters bildeten — man vergesse nicht Herder's in manchem Betracht schwierige Gemüthsart — und eine Summe von Leiden steht vor den Augen, die Herder von 1776 bis 1803 zu dulden hatte.

Aus Goethe's Aeußerungen über Herder und die Literatur, die sich daran geschlossen, tritt Herder's Bild und selbst das seiner Karoline zwar bedeutsam, aber nicht sehr liebenswürdig hervor, und die Vermuthung liegt nahe, das Haus, das dieses Paar gegründet, lasse es an der Gemüthlichkeit des deutschen Pfarrhauses fehlen. Aber um einen Menschen, um ein Haus in ihrer besten Eigenart zu erkennen, muß man sie lieben, — nicht lauernd sie umschleichen, sondern vertrauensvoll sie besuchen. Und in unzähligen Fällen wird sich herausstellen, daß der Mensch, der im Kampf mit Menschen seine Stacheln herauskehrt, in der Häuslichkeit seine weiche Liebe ausathmet. Jenen Segen des Pfarrhauses, den es immer jugendlichen, nach der Wahrheit

dürstenden Seelen gespendet und den wir für alle Zukunft gern von ihm möchten ausgehen sehen — wir haben ihn kennen gelernt in Spalding's Hause, als Lavater eintrat, — wir lernen ihn noch reiner kennen im Hause Herder's. Es war am Mittwoch, den 4. Oct. 1780, da wanderte ein Schweizer Jüngling von Göttingen, wo er Theologie studierte, aus und legte den weiten Weg nach Weimar, 30 Stunden, zurück, in der Hoffnung, über Herder's Schwelle, vor Herder's Augen treten zu dürfen. Es war Georg Müller, des Geschichtsschreibers Johannes jüngerer Bruder, aus Zürich, Sohn einer Theologen-Wittwe, eben ein- und zwanzig Jahre, von Kind auf reich an frommem Leben, jetzt mit der heiligsten Begeisterung der Gottesgelehrtheit beflissen, aber in Göttingen fremd dem Land und den Leuten und von den Theologen wenig befriedigt. Schon in der Schweizer Heimath war ihm Herder im Traum erschienen, und nun rang der Jüngling, muthig bald und bald verzagt, nach des Traumes Verwirklichung. Wir folgen ihm auf seinem Weg und das Pochen seines Herzens theilt sich unserm Gefühl mit. Am Freitag Abend war der Wanderer — ein runder schwarzer Hut, weißer Charlesdoux, ein guter Flaus, schwarze Beinkleider, weiße Strümpfe, neue Halbstiefel, so beschreibt er seine Kleidung — in Weimar angekommen und im Wirthshaus eingekehrt. Früh halb neun Uhr am andern Morgen schickt er ein Billet in Herder's Haus. Die Familie war beim Kaffee. Die Eheleute machen sich ihre Gedanken über den Gemeldeten. Karoline aber hat den Eindruck, der Fremdling müsse ein guter Mensch sein. Um zehn Uhr soll er kommen. Noch eine lange, bange Stunde. Er hält's nicht aus im Wirthshaus. Er schleicht um die Kirche herum. Er betrachtet jedes Haus, ob es wohl das Ziel seiner Sehnsucht sei. Endlich war die Zeit da — er ließ sich das Haus

weisen, tritt ein. „Wenn er nur nicht so plötzlich daherkommt!“ Er klopft an dieser und jener Thür. Kein „Herein“ läßt sich hören. „Wie wird mir's gehen? Er wird mich kalt wie ein Theolog empfangen, und höflich, wie ein Staatsmann, wieder gehen lassen!“ Er möchte davon laufen. Da kommt der Diener und läßt ihn eintreten. „Der Herr Generalsuperintendent werden sogleich ihre Aufwartung machen.“ Er tritt in ein hübsches Zimmer mit Kupferstichen. Endlich Schritte — der letzte Donner auf die Nerven, die Thür ging auf, da stand — Herder! — voll Huld und Milde, lächelnd wie ein Frühlingsmorgen. Der Mann, damals ein Sechsunddreißiger, nimmt den Jüngling an der Hand, führt ihn ins Zimmer daneben, läßt ihn auf dem Kanapee Platz nehmen und setzt sich auf einen Sessel neben ihn. Während er den Brief eines Zürcher Theologen liest, den Müller ihm einhändigt, verschlingt dieser des Zimmers Gestalt und Schmuck. Dann neue, wärmere Begrüßung und ein Gespräch, das sich an den Brief knüpft. Herder ruft seine Frau. „Das war mir recht und doch nicht recht. Ich hatte ihre Silhouette in der Physiognomik gesehen und eben kein gutes Omen daraus gezogen. Ich hielt sie für sehr gelehrt und ihre Gelehrsamkeit fühlend. Er ging in ein Nebenzimmer und blieb eine gute Weile aus. Endlich kam er wieder und bald hinter ihm sie — o! das ist nun gar ein herrlicher, freundlicher Engel! Sie schwebte daher, leicht und sanft und so mild, so freundlich und lieblich, so zart und treu und vertraulich, nahm gleich einen Sessel, setzte sich an meine Seite, fragte mich tausend Dinge aus: ich saß mitten inne, wie einer aus ihnen. Auch mußten ein paar Buben kommen, weiß nicht mehr, welche, die waren auch freundlich und strotzten in ihrer Jugendkraft.“ Der Jüngling kommt auf den tiefsten Grund seines Besuchs: er

braucht Rath für seine Studien. Herder schenkt ihm seine „Briefe über das Studium der Theologie“. Der Morgen ging unter den besten Gesprächen hin. Der Gast muß zu Mittag bleiben — und er sitzt glückselig oben am Tisch, Herder zur Rechten, Karoline zur Linken, die vier Buben unten am Tisch herum, und sieht die Verheißung verwirklicht: „Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock, deine Kinder wie Oelzweige um den Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet.“ Es war eine fröhliche Mahlzeit für Geist und Leib, alles mit Salz gewürzet. So reich und mannigfaltig wie Herder im Buch ist, zeigt er sich im Gespräch. — Der Sonntag brach an. Ehe Müller, Morgens um 8 Uhr, die Thür der Stadtkirche suchte, klopfte er ernstlich an jene Thür, an welcher geschrieben steht: „welche ihn ansehen und anlaufen, die werden nicht zu Schanden werden“. Der Diakonus Schröter predigte gewöhnlich orthodox, wie damals noch fast alle in Weimar. Die gesprächigen und höflichen Thüringer schwatzten auf der Emporkirche überlaut und quälten den Fremdling mit Fragen über die glückliche Schweiz und über das geldarme Sachsen. Wie Müller nach der Kirche zu Herder's kommt, war der Diener schon nach ihm ausgegangen: er müsse in Herder's Haus wohnen, alles hatte die Hausfrau schon zugerüstet. „Ich dankte Gott und freute mich wie's Kind zur Weihnachtsgabe,“ ruft der Jüngling aus und fügt zu dem Wort des Wandsbecker Boten Salomo's Wort: „Die Hoffnung, die sich verzeucht, ängstet das Herz. Wenn aber kommt, was man begehrt, das ist ein Baum des Lebens“. Das war die Melodie des Liedes, das für Müller eine Woche lang immer schöner sich fortsang. Herder kam im schwarzen ehrwürdigen Staatskleid, schwebend über der Erde im Flor der Jugend, mit

der Grazie eines Bräutigams und dem Lächeln eines freudigen Menschen und verbreitete wie die aufsteigende Sonne einen neuen Glanz von Freude und Leben. Nach einiger Zeit, die im Gespräch über Winkelmann hinging, führte Herder den Gast in sein Schlafzimmer. Bei dieser Gelegenheit lernte er Herder's Wohnung erst recht kennen. Neben dem einfachen Schlafzimmer ein andres mit einem Theil seiner Bibliothek: Griechen, Römer, Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener, dazu die Bilder von Winkelmann, Füßli, Swift — dann ein Luther von Kranach. Ein Zimmer neben diesem hatte Hamann's Bild — auf der Rückseite war geschrieben: Hic est homo, qui libertatem malitia invenit sua. Dominum invocavit. An dieses Zimmer stößt ein Saal — die eigentliche Bibliothek, reich und mannigfaltig, wie die Gegenstände von Herder's Schriftstellerei. Endlich das letzte Zimmer, seine Studierstube, groß und schön, hellblau und schwefelgelb, im Schatten der Kirche, — wenig Schmuck, im Winkel eine römische Büste, auf dem Tische ein Psalter, auf dem Fenstersims Lilienthal's Liederbuch. — Sie aßen und nach dem Essen setzte sich Herder ans Klavier und schlug Klopstock'sche Oden an: Hermann und Thusnelde, der Zürichersee, „der Welten erschuf", zu welchen ihm Reichardt die Melodien geschenkt. Karoline, die ihr Gemahl täglich im nahen Wald, dem Webichte, einübte, sang mit. „Ich habe noch nie so viel beim Klavier gefühlt, wie diesmal," schreibt Müller, „es waren nur einzelne Schläge, aber diese und sein lebhafter Gesang waren so herrlich, so genievoll, daß ich bei der ersten Zeile tief empfand, so und nicht anders muß das gesungen werden. Ich wußte nicht, wo ich hinkam, solches Leben, solche überirdische Herrlichkeit füllte mein Herz." Am Abend — da stellte sich der ganze Segen eines Feierabends ein. „Da die Dämmerung kam, wo gewöhnlich

unser Geist wie einen andern Aether fühlt, Vorschmack der Ruhe und ewiger Seligkeit und sich weiter öffnet als am brennenden Strahl des Tages, unter den Sorgen des Lebens — da saß ich so neben ihm allein auf dem Kanapee, wir hatten noch kein Licht; mir war so wohl, er blickte mich liebreich an und so kamen wir nach und nach ins Gespräch und zwar von den alten Kirchenliedern. Das war nun mein Element. In meiner Jugend haben sie mir so manche Stunde versüßt, so manche frohe Empfindung gegeben, so manchen Trost und Muth in froher Aussicht, und nun muß ich sehen, wie jeder dies mein Heiligthum mit verachtendem Auge beschielt, wohl gar wild zertritt, wie sie allenthalben verdrängt und neue mattere, für die ich keinen Sinn habe, an ihre Stelle gesetzt werden. So lange habe ich keinen Menschen gefunden, mit dem ich frei darüber reden mochte, der frei mit mir redete und die gleichen gerechten Klagen in meinen wie ich in seinen Schooß schüttete. Da er nun so darauf kam, überließ ich mich völlig und sagte rund alles, was mir auf dem Herzen lag. Er sah mich lächelnd an und freute sich gewiß herzlich über dieses Zeichen; denn gleich nachher, als seine Frau kam, sagte er ihr mit dem gleichen Lächeln diese Nachricht." Und hatte der Jüngling sein Herz aufgethan, so blieb das des Mannes nicht verschlossen. Herder sagte ihm Lieder vor, namentlich von Dach und von Michael Weiß, dem Sammler der Böhmischen, die er immer so hochhielt. „Ach, hätte ich doch meine Freunde um mich gehabt," ruft Müller aus, „hätten sie auch gesehen, mit welch väterlicher, liebevoller Miene er mich ansah; wie er mir treu und ermahnend, wie ein Vater seinem einzigen Kinde, die Hände drückte und mir das Lied vorsagte, ganz so, als wenn er's diesen Augenblick und ganz für mich gemacht hätte, als wenn dies das letzte Wort wäre, das er mir sagen könnte,

wie er mir die schönsten Stellen wiederholte, daß sie mir ewig unvergeßlich sein müssen! Ach, er wußte nicht, wie mir geschah; Thränen zitterten in meinen Augen, ich konnte nur wie ein Kind aufhorchen, um recht aufzufassen diesen köstlichen Samen für jene Welt. Er war Ruhe, Heiterkeit, Vaterliebe, Frömmigkeit, Ernst selber." — Müller wollte bis Mittwoch bleiben, er ließ sich nöthigen und blieb bis Montag. Das Leben ward immer vertraulicher. Herder und Müller mischten sich wie Kinder unter die Kinder. Abends ward ein Spaziergang ins Webicht gemacht. Müller wagte alles zu sagen: seine tiefsten Erlebnisse, seine gegenwärtigen Seelenbedürfnisse. Auch Goethe und Wieland wurden besucht, — was war das Interessanteste gegen das Heiligthum des Verkehrs zwischen Jünger und Meister? Am Vorabend des Abschiedes von Herder ging das Ehepaar mit dem Gast und dem ältesten Söhnlein ins Webicht. Das Wetter war lieblich. Die Stimmung weich. „Die sanften Flaumen des göttlichen Geistes umschweben uns," sagte Herder. Er ging an Müller's Seite, der ihn oft mit inniger Liebe ansah, kaum den Boden berührend, still, sanft, gerade wie ein Lamm, leise, bedächtlich redend; sie frei und fröhlich, ohne allen Prunk der Welt, voll Geist und Liebe. Immer tiefer gingen sie in den Wald, immer tiefer ward das Gespräch. „Luft — Licht — Wärme — diese drei sind Eins, — wie der Geist, der Sohn, der Vater." Dann Theosophisches über die Dreieinigkeit. „Die Dreieinigkeit haben die meisten Heiden erkannt. Wer den Logos hatte und erkannte, der wurde selig. Dies sagen viele der ersten Kirchenväter. Die sichtbare Schöpfung ist das Modell und Schema der unsichtbaren. O unerkannte Offenbarung Gottes!" — „Ich war ganz Auge, ganz Ohr. — Sie ging seitwärts mit dem Gottfried, der an den Stauden und Gräschen so viel Vergnügen

hatte, so ganz im Stande der Unschuld und sie, wie die freundliche Göttin Asträa, die milde Mutter der Menschen. — Gerade vor uns ging die Sonne unter — der Himmel war prächtig — die Stadt mit einem Nebel getauft. Ach, Sonne, wie still und geräuschlos endigst du deine Bahn! Hinter uns schimmerte der Wald in ihrem röthlichen Abschiedsstrahl — ich war voll Andacht und Entzückung und preisete Gott in der Stille für diesen herrlichen Abend. — Er sah wenig auf, sein Gesicht voll Ruhe, sein ganzer Gang, sein ganzes Wesen so ohne alle Prätension, so von Herzen demüthig, so voll sichtbarer innerer Andacht! Oft macht er mit den Händen einige Bewegung, als wenn er etwas bei sich declamire. — In Liebe und Eintracht versiegelt kamen wir ins Haus zurück. Adalbert und die andern Knaben empfingen uns jauchzend unter der Thür des Hauses, ich lief auf mein Zimmer und wußte mich vor Freude nicht zu fassen. Salomon, du hast's aus tiefer Erfahrung geschöpft, „wenn kommt, was man begehrt, das ist ein Baum des Lebens" — ein Vorschmack jener Früchte am Baum des Lebens — ein ferner Vorschmack!!! Ich ging herunter, wir waren alle etwas müde und tranken Thee; die Kinder um den Tisch herum, Speise fordernd, nach dem 128. Psalm." Und nun der Abschied: „Ich ging mit ihm in die Studierstube. Ich dankte ihm, rühmte, wie glücklich er mit seiner Frau sei. Er sagte lächelnd mit der schönsten Zufriedenheit: „„Ja, dadurch hat Gott alle meine Wünsche erfüllt. Ich kannte viel Menschen, aber es ist doch nichts mit ihnen. Sie ist für mich bestimmt, meine Einzige."" — Er nahm mich bei der Hand, führte mich noch einmal in den Garten herunter. Es that mir innig weh, ihn zu verlassen; wir redeten von dem, was ich Geist und Buchstaben nenne. Je simpler die Bibel verstanden, desto beseligender. „„Er hoffe, ich werde

recht glücklich werden"", das sagte auch seine Frau viele Male. „„Das stille Leben im Schooß seiner Familie sei etwas Unschätzbares. Er habe keinen Wunsch, als vor seinem Ende noch in Ruhe zu kommen und seine Tage in Frieden zu beschließen, auf dem Lande, fern von Fürsten, und daß ihn doch ja Gott kein Unglück an den Kindern erleben lasse. Das sei sein herzlichster Wunsch"". Ich klagte ihm, wie ich oft zu Boden gedrückt sei, Freiheit und Ruhe ahnde, und sie nicht erreichen könne — könnt' ich nur aus diesem Körper fliegen!! Er wies mich zur stillen Geduld und Warten. Es werde alles befriedigt werden 2c. — Herder ging einmal hinauf und ich ihm geschwind mit schwerem Herzen nach. Da stellte er sich vor mich hin, nur Milde und Liebe winkte mir aus seinen Augen. — „„Nun, mein lieber M."" — er breitete seine Arme aus und umfing mich, — „„nun wollen wir Abschied nehmen."" Ich umfing ihn auch, mein Herz schmelzte, ich weinte häufige Thränen auf seine Wangen. Er segnete mich: ich dankte ihm aus vollem Herzen. Wir gingen noch einige Male die Stube auf und ab, immer wiederholte er's: „„Behalten Sie mich in gutem Andenken! Gott segne Ihre Arbeit, öffnen Sie mir Ihr ganzes Herz."" — Noch einmal umfingen wir uns; er ging die Treppe hinunter, ich in meine Kammer und weinte. — Gebe mir Gott, daß ich ihn bald wieder mit reinem Gewissen sehe!!! — Ich habe wenig mit ihm geredet, aber sein Leben angesehen, und das ist's, was tief auf mich gewirkt hat. — Mann Gottes, du bleibst in meinem Herzen geschrieben, denn du bist Einer der Sethiten, dessen Name — wie jene über die Wasserfluth — über die Feuersee hinüberschallen wird, wenn die Berühmten und Gewaltigen in der Welt mit jenen Riesen in der Unberühmtheit des Hades liegen und den Kommenden aufstehen. Du hast dir dort

schön geweissagt. Ich bin ergrimmt über die Lästerungen gegen dich, aber du erträgst sie geduldig, schiltst nicht wieder, und wirst leuchten wie des Himmels Sterne."

Nicht alle Tage kam solch ein Jüngling zu Herder. Müller war wohl der Einzige unter dem jüngern Geschlecht, der in ein so tiefes Verhältniß mit Herder kam, von seinem Geiste angezogen, von seiner Liebe festgehalten. Er hat, ehe er in die Schweiz heimkehrte, einen ganzen Winter in Herder's Haus zugebracht. Der Briefwechsel blieb lebhaft: er ward Pathe eines Herderschen Kindes und das Haus der Freunde in Weimar nahm aus der Ferne den innigsten Antheil an seinem aufkeimenden Familienleben. Fast ein Vierteljahrhundert noch grünte die Freundschaft. Und als Herder heimgerufen war, übernahm Müller die Herausgabe seiner Werke. Wir haben mit Müller's Auge das Pfarrhaus des Generalsuperintendenten in Weimar in seiner innigen Wärme, tiefen Vertraulichkeit und ernsten Frömmigkeit gesehen. Sollen wir's beklagen, weil andere es anders sehen oder gar nicht sehen wollten? Wir gönnen jeder Seele, jedem Hause ein Auge der Liebe, die nicht blind ist, sondern sehend, die nicht nach der Sünde lauert, sondern die Gottespflanzung aufspürt. Und jedem suchenden Herzen des jungen Theologen, das von Zweifeln gequält wird, wünschen wir die offene Thür eines Pfarrhauses, aus welcher der Segen, der Frieden des geistlichen Berufs ihm erfrischend entgegenathmet. „Meine Freude war, mich mit jungen Leuten abzugeben — und es ist sie noch," sagte Herder zu Müller. Und wenn auch in Zukunft das deutsche evangelische Pfarrhaus Brunnenstube und Leuchter für die Gemeinde bleiben soll, dann ist's nöthig, daß den zukünftigen Pfarrern nicht blos vom Katheder die Lehre leuchte, sondern aus dem Pfarrhaus das Leben des Evan-

geliums quelle. Denn es bleibt dabei, daß das Leben das Licht der Menschen ist.

7. Das Pfarrhaus des Erneuerers der deutschen Theologie, D. F. Schleiermacher.

Nur selten gelang es Herder, einer suchenden Seele wie Georg Müller, den Stoß und die Richtung zur ewigen Bewegung zu geben; Schleiermacher dagegen hatte eine große Schaar von Jüngern. Während der Generalsuperintendent des Sächsischen Herzogthums in dem kleinen Weimar den Kreis, in welchem er lebendigen Widerhall für seine tiefste Aussprache gefunden hatte, sich nicht zu bilden vermochte, war Schleiermacher in dem großen Berlin schon als Prediger der Charité der Mittelpunkt, um den sich edelste Menschen, nicht blos nehmend, sondern auch gebend, in freister Freude bewegten. Man klagt, daß in Herder im Laufe der Jahre das ursprüngliche Feuer des religiösen Lebens und Wirkens sich abgekühlt, an Schleiermacher darf man rühmen, daß die Gluth an Reinheit gewonnen, ohne an Macht zu verlieren. Schleiermacher's Haus als vorbildliches Pfarrhaus zeigen zu wollen, mag gleichwohl vielen, die vor seiner Theologie gewarnt sind, ein seltsames Unternehmen erscheinen. Aber das ist grade das Treffliche an dem Mann, daß er nicht in der Studierstube, auf dem Katheder, auf der Kanzel allein arbeitete und wirkte, daß all sein Denken Leben war, daß er in alle seinem Verkehr bildete. Und was nun gar das Familienleben betrifft, so wüßten wir keinen, der über das Geheimniß der zur Ehe führenden wechselseitigen Anziehung tiefer gedacht, über das Zustandekommen jeder wahrhaftigen Ehe heller gejubelt und im eigenen Hause ein treuerer Fa-

milienvater gewesen als er. Zum drittenmal treten wir in ein Berliner Pfarrhaus ein: haben wir in Spener den Mann kennen gelernt, der bei seinem ausschließlichen Trachten nach dem Reiche Gottes die Freude des Familienlebens als eine von selbst ihm zufallende hinnimmt, ohne sie sonderlich zu pflegen; erschien uns in Spalding der Patriarch, der andre gern am Frieden seines Hauses Theil nehmen ließ, ohne ihn anzupreisen, ohne zu gleichem Leben zu drängen: Schleiermacher, indem er die schöne Individualität zu wecken und die schöne Ehe zu bilden suchte, vergaß weder das Eine, daß alles schöne Leben vor allem der Freiheit zur Entfaltung seiner duftigen Blüthe bedürfe, noch das Andre, daß jede Eigenthümlichkeit, die Gott wachsen lasse, zur Bereicherung des Nächsten da sei. So strömt von seinem Leibe lebendiges Wasser und sein Haus wird ein Brunnen der Erquickung.

Man kann nicht sagen, daß Schleiermacher (geb. 1768 in Breslau) aus dem elterlichen Hause das Urbild des Pfarrhauses mit auf die Wanderung des Lebens genommen, um nach demselben einst das eigene zu gründen. Zwischen seinen Eltern und ihm war zwar ein Band innigster Liebe gewoben. Aber die Unruhe des amtlichen Lebens führte den Vater, der reformirter Feldprediger war, viel umher, die Mutter, in der heißen Sehnsucht, ihre Kinder aus der argen Welt in einer sichern Zuflucht geborgen zu sehen, war glückselig, als sie in der Brüdergemeinde diesen Ort gefunden zu haben meinte, und Vater und Mutter gaben den vierzehnjährigen Knaben, nachdem er schon zwei Jahre in Pleß in Pension gewesen, nach Niesky. Und während der häusliche Segen: die innige Liebe der Eltern, ihre aufopferungsvolle Fürsorge für das leibliche Wohl, ihr gebetsinniges Hoffen auf der Seele Gründung in Christus ihm folgt, weilt er an keinem Ort seiner Lehrjahre, ohne

die besten Menschen anzuziehen, ohne ihre besten Gaben sich anzueignen. Die Brüdergemeinde konnte ihm das volle Bild des Hauses nicht geben, denn so einseitig ward in ihr die Verbindung der mit Christo Verbundenen zur Gemeinde betont, daß das Familienleben im Gemeindeleben fast aufging und über der freien wechselseitigen Anziehung der Herzen das Loos wie ein Geschick schwebte. Aus dem Aufenthalt des Knaben in Niesky, des Jünglings in Barby zog Schleiermacher den doppelten Segen des christlichen Gemeingefühls, das ihn niemals verließ, auch wenn seine Theologie von der Lehre der Brüdergemeinde am weitesten abwich, und der edelsten Freundschaft mit strebsamen Genossen. Die Befreiung seines Geistes aus der Enge, in welche die Schule ihn gebracht, der Riß, der zunächst dadurch zwischen ihm und seinem Vater entstand, führte ihn in ein edles Haus, das seines Onkels Stubenrauch, der nach seiner Versetzung von Halle nach Drossen dem Jüngling für seine Vorbereitung zum Examen Gastfreundschaft gewährte, und Schleiermacher beweist durch seinen Briefwechsel und die Widmung der zuerst gedruckten Predigten, wie dankbar er seinem Oheim ist. Nachdem er 1790 die theologische Prüfung bestanden, ward er durch Vermittlung seines Gönners, des Hofpredigers Sack, Hauslehrer bei dem Grafen von Dohna-Schlobitten in Preußen, und der Eintritt in dieses gräfliche Haus ist für die Entwicklung seines häuslichen Sinnes und seiner Gedanken über das Familienleben und den geselligen Verkehr von der größten Bedeutung. Ein Dreifaches ist der Erwerb dieser Hauslehrerzeit: zuerst die Sicherheit im Umgang mit Menschen der höheren Gesellschaft, denn dem Geburtsadel fühlte er sich durch seinen geistlichen Adel ebenbürtig und die Bande, welche dem Hauslehrer die Eigenart der Eltern und die Ueberlieferung der Familie anzulegen pflegen, durch-

brach er zum Wohle der Zöglinge und zur Wahrung seiner Ueberzeugung; sodann die Gewöhnung an ein Familienleben, das von der Wärme der Liebe durchdrungen, durch hohe Interessen gehoben und durch edle Formen geschützt war; endlich die Erfahrung davon, was die Frauen in der Familie und der Geselligkeit bedeuten als stille Mahnerinnen, daß die Männer ritterlich sich verhalten, als treue Hüterinnen der besten Güter des Gemüths. Man spürt's den Briefen aus Schlobitten an, wie innig wohl dem Jüngling dort geworden, wie ihm ein neues Leben aufgegangen. Mit welchem Herzensantheil schildert er den Geburtstag des Hausvaters und wie die soldatische Strammheit desselben an der Seite der frommen Gemahlin, die unter den Glückwünschen der Kinder zur innigsten und demüthigsten Dankbarkeit erweicht wird! Wie lebhaft wird der Candidat und wie kommt seine Gabe, die Individualität zu fassen und zu schildern, zur Geltung, wenn er seinem Freunde Catel die sämmtlichen Glieder der Familie vorführt! Welch eine Gunst für die eigene Entwicklung, für die Ausreifung seiner Gedanken, für die Uebung in der Aussprache derselben, daß er den Töchtern des Hauses, die in dem Alter der innigsten Sehnsucht nach geistiger Nahrung, nach Erfüllung des Gemüths mit dem höheren Leben standen, Unterricht zu geben hat! Und Friederike zumal, die zweite der Töchter, „zwischen sechszehn und siebzehn Jahren," so erzählt er selbst, „vereinigt alles, was ich mir jemals von Reiz und Grazie des Geistes und Körpers gedacht habe. Jede Beschreibung wäre gewagt. Zu allen geselligen Empfindungen geschaffen und gestimmt, mit einer ruhigen Einbildungskraft, einem tiefblickenden Verstande und dabei so voll attachement und ohne Prätension: wie glücklich wird sie nicht einen Mann machen, der dieses Schatzes würdig ist." Und grade in dieser Zeit hatte die

Jungfrau vor ihrem Gott den Kampf durchzukämpfen, den ihr die Ueberzeugung bereitete, eines Mannes dargebotene Hand zurückweisen zu müssen — wie gern mag das durchfurchte Gemüth die Samenkörner hoher Lebensanschauung aufgenommen haben, welche der junge Hauslehrer und Hauskaplan ausstreute! Aber Schleiermacher gab kaum mehr, als er empfing. „Für die Frauen," so hat er nach Jahren noch bezeugt, „ging mir der Sinn erst in dem häuslichen Cirkel in Preußen auf. Dieses Verdienst um mich hat Friederike mit in die Ewigkeit genommen. Und nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüthes hab' ich die des wahren menschlichen Werthes gewonnen." Es fehlte nicht an Zusammenstößen zwischen der gefestigten Eigenart der Eltern und dem selbstbewußten Hochflug, den des Lehrers Gedanken nahmen, und ein solcher Zusammenstoß ward auch die Ursache zu allerdings friedlicher Scheidung. Die Jahre des gemeinsamen Lebens waren köstlicher Gewinn für den Jüngling. Der Vater hatte gewünscht, der Sohn möchte sich durch seine Thätigkeit der Familie in Schlobitten gleichsam nothwendig machen. „Sie ist mir beinahe nothwendig geworden," antwortete der Sohn. „Es sind alles so gute Menschen und es ist eine so lehrreiche und zugleich so liebe Schule. Mein Herz wird hier ordentlich gepflegt und braucht nicht unter dem Unkraute kalter Gelehrsamkeit zu welken, und meine religiösen Empfindungen sterben nicht unter theologischen Grübeleien; hier genieße ich das häusliche Leben, zu dem doch der Mensch bestimmt ist, und das wärmt meine Gefühle." Es ist das Dohna'sche Haus in Schlobitten gemeint, wenn Schleiermacher acht Jahre, nachdem er dasselbe verlassen, in seinen „Monologen" schrieb: „Im fremden Hause ging der Sinn mir auf für ein schönes gemeinschaftliches Dasein, ich sah, wie Freiheit erst veredelt und recht gestaltet die zarten Geheimnisse der

Menschheit, die dem Ungeweihten immer dunkler bleiben, der sie nur als Bande der Natur verehrt." Doch war es nicht das Grafenhaus allein, in welchem Schleiermacher das schöne gemeinschaftliche Dasein fand — auch ein Pfarrhaus hatte er in Preußen kennen gelernt, in welchem ihm unaussprechlich wohl ward, das Haus des Pfarrers Wedecke in Hermsdorf, der Mann mystisch zugleich und von hoher Sittlichkeit, patriarchalisch froh in dem engen Bezirk seines Familienlebens und zugleich voll Theilnahme für das Heil des Vaterlandes, das Haus dieses Mannes ein Bild mehr, das sich in Schleiermacher's Seele senkte, um die Sehnsucht nach gleicher schöner Lebensfülle zu nähren. Von Preußen wandte er sich zunächst wieder zum Oheim nach Drossen. Im Herbst und Winter finden wir ihn in Berlin als Mitglied des Gedike'schen Seminars und Lehrer am Kornmesser'schen Waisenhaus. Im Frühjahr 1794 zieht er nach Landsberg an der Warthe, um als reformirter Prediger einem Verwandten, Schumann, beizustehen. Es fehlte auch hier nicht die Gelegenheit, mit einer edlen weiblichen Seele zu verkehren. Eine verheirathete Cousine hatte für ihn die Anziehung der lieblichen Erscheinung, und zugleich eines gefährdeten innern Lebens. Und bilden — aus schwierigen Verhältnissen einer gebundenen Seele zur Freiheit und zur schönen Entfaltung zu helfen, war seine Sache, seine edle Kunst. Nach zwei Jahren ward er nach Berlin an die Charité berufen. Sechs Jahre blieb er dort — eine Zeit, in welcher er zu der Lebensanschauung reifte, die auch für die Ehe, das Haus, die Familie und damit für das Pfarrhaus von großer Bedeutung ist.

Es ist hier nicht der Ort, das reiche und eigenthümliche Leben zu schildern, das er in Berlin geführt — wie er, seit einigen Jahren des Vaters beraubt, mit seinen treuen

Geschwistern in wärmster Liebe verbunden bleibt, wie er mit Henriette Herz eine dauernde, mit Friedrich Schlegel eine vorübergehende Freundschaft schließt, von jeder in besondrer Weise gefördert, wie in den Kreisen der angesehenen und würdigen Männer der Stadt, namentlich bei seinem Gönner, dem Hofprediger Sack, der seltsame Verkehr des Charitépredigers mit der jüdischen und schöngeistischen Gesellschaft Anstoß erregt. Wir suchen seine Anschauung kennen zu lernen. Das alte Jahrhundert hat er mit den „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ geschlossen — in ihnen hat er seine religiöse Anschauung gegeben. Das neue Jahrhundert hat er mit den „Monologen“ begonnen, die seine sittliche Anschauung enthalten. Derselbe Mensch, der in der Religion an das allgemeine Leben mit dem Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit sich hingiebt, erfaßt sich in der Sittlichkeit wieder als ein freies Wesen. Und das eben ist die Geburtsstunde des höhern Lebens, wenn der Mensch sein Ich, sein Urbild, den Schöpfergedanken Gottes in seiner Individualität erkennt und in frischem fröhlichem Schaffen als Glied des Ganzen die ewige Jugend seines eigenthümlichen Daseins. Die schöne Individualität in ihrer Berechtigung wird von Schleiermacher mit begeisterten Worten gepriesen. „Mir wollte nicht genügen, daß die Menschheit nur da sein sollte als eine gleichförmige Masse, die zwar äußerlich zerstückelt erschiene, doch so, daß alles innerlich dasselbe sei. Es nahm mich Wunder, daß die besondere geistige Gestalt des Menschen ganz ohne innern Grund auf äußere Weise nur durch Reibung und Berührung sich sollte zur zusammengehaltenen Einheit der vorübergehenden Erscheinung bilden. So ist mir aufgegangen, was seitdem am meisten mich erhebt; so ist mir klar geworden, daß jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstellen soll, in eigener

Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare, und alles wirklich werde in der Fülle des Raumes und der Zeit, was irgend Verschiedenes aus ihrem Schooße hervorgehen kann. Mich hat vorzüglich dieser Gedanke emporgehoben und gesondert von dem geringern und ungebildeten, das mich umgiebt; ich fühle mich durch ihn ein einzeln gewolltes, also auserlesenes Werk der Gottheit, das besondrer Gestalt und Bildung sich erfreuen soll; und die freie That, zu der dieser Gedanke gehört, hat versammelt und innig verbunden zu einem eigenthümlichen Dasein die Elemente der menschlichen Natur." Je eigenthümlicher aber das Einzelwesen ist und je tiefer es sich in seiner Eigenthümlichkeit erfaßt, desto stärker der Drang nach Gemeinschaft, damit es gebend empfange. „Es trocknen mir in der Einsamkeit die Säfte des Gemüths, es stocket der Gedanken Lauf: ich muß hinaus in mancherlei Gemeinschaft mit den andern Geistern, nicht nur zu schauen, wie viel es Menschliches giebt, was lange, ja wohl immer mir fremde bleibt, und was hingegen mein eigen werden kann, nein, auch immer fester durch Geben und Empfangen das eigene Wesen zu bestimmen... beim innern Denken, beim Anschauen, beim Aneignen des Fremden bedarf ich irgend eines geliebten Wesens Gegenwart, daß gleich an die innere That sich reihe die Mittheilung, und durch die süße und leichte Gabe der Freundschaft ich mich leicht abfinde mit der Welt." Bei einer solchen Anschauung von der Individualität als einem eigenthümlichen Gottesgedanken und von der Gemeinschaft als der freien wechselseitigen Anziehung und Hingabe mußte die Ehe grade in der freisten Anziehung ihre innerste Gebundenheit haben und in dieser Innerlichkeit des Bandes wieder die freiste Lebenswonne. Wo aber dieses tiefinnerliche Band der freien Hingebung fehlt, welch ein Zerrbild der Ehe! „Es

bindet süße Liebe Mann und Frau, sie gehen den eigenen Heerd sich zu erbauen. Wie eigene Wesen aus ihrer Liebe Schooß hervorgehen, so soll aus ihrer Natur Harmonie ein neuer gemeinschaftlicher Wille sich erzeugen; das stille Haus mit seinen Geschäften, seinen Ordnungen und Freuden soll als freie That dessen Dasein bekunden. Allein wie muß ich immer und überall das schönste Band der Menschheit so entheiligt sehen! Ein Geheimniß bleibt ihnen, was sie thun, wenn sie es knüpfen: Jeder hat und macht sich seinen Willen nach wie vor, abwechselnd herrscht der Eine und der Andere, und traurig rechnet in der Stille Jeder, ob der Gewinn wohl aufwiegt, was er an baarer Freiheit gekostet hat: des Einen Schicksal wird der Andre endlich, und im Anschauen der kalten Nothwendigkeit erlischt der Liebe Gluth. Alle bringt so am Ende die gleiche Rechnung auf das gleiche Nichts. Es sollte jedes Haus der schöne Leib, das schönste Werk einer eigenen Seele sein, und eigene Gestalt und Züge haben; doch fast alle werden sie in stumpfer Einförmigkeit das öde Grab der Freiheit und des wahren Lebens. Macht sie ihn glücklich, lebt sie ganz für ihn? macht er sie glücklich, ist er ganz Gefälligkeit? macht Beide nichts so glücklich, als wo Einer dem Andern sich aufopfern kann? O quäle mich nicht, Bild des Jammers, der tief hinter ihrer Freude wohnt, des nahen Todes Zeichen, der ihnen diesen letzten Schein des Lebens, sein gewohntes Gaukelspiel vormalt!"

So die Monologen. Die Klage über schlechte Ehen war wohl berechtigt. Es war die Zeit oberflächlicher Schließung und darum leichtfertiger Trennung oder gleichgiltiger Führung der Ehe. „Nichts ist jetzt gemeiner," schreibt Schleiermacher an seine Schwester Charlotte, „als traurige Eheverhältnisse, und wenn das zu Christi Zeiten mehr die Härtigkeit des Herzens bewies, so scheint es jetzt mehr

von der Erbärmlichkeit desselben herzurühren, davon daß es die Leute von Anfang an mit ihrem Leben und Lieben auf nichts Ordentliches anlegen und keinen Begriff und keinen Zweck damit verbinden.“ Es nahm sich denn die geniale Jugend, selbst durch das Band der Ehe noch nicht gebunden, durch das Geschick edler Frauen, die in unwürdigen Verhältnissen lebten, beleidigt, der Ehe an und machte das Recht der Individualität gegenüber der äußeren Ordnung, des Herzens gegenüber der kalten Gewöhnung geltend und suchte die Liebe zu schildern, wie sie Leibliches und Geistiges, Freiheit und Gebundenheit allmächtig zu versöhnen und zu durchdringen verstehe. Friedrich Schlegel, der seine Jugend und seine Geistesgabe in einem wüsten Leben beschmutzt hatte, brachte es in diesem Streben, der Ehe aufzuhelfen, zu zwei großen Ausartungen: die eine war sein Roman „Lucinde“, ein ästhetisch und sittlich gleich verfehltes Machwerk, gleich leichtfertig und zerfahren in der Gestalt, wie im Gehalt, die andre war seine Verbindung mit einer verheiratheten Frau, Dorothea Veit, geb. Mendelssohn. Und Schleiermacher, der zu Frauen nie ein andres Verhältniß gehabt als das edler, bildender Freundschaft, gerieth in dieser Zeit in eine doppelte Verirrung: er versuchte, Schlegel's Buch durch seine „vertrauten Briefe über die Lucinde“ zu retten, indem er dem liederlichen Machwerk die reinsten Gedanken unterlegte, und der Versuch, eine verheirathete Frau, Eleonore Grunow, aus ihrer unglücklichen Ehe zu retten, gedieh in ihm bis zur Hoffnung, die geschiedene in sein eigenes Haus als seine Frau heimzuführen. Von beiden Verirrungen, den traurigsten seines Lebens, ward er durch bittre Schmerzen geheilt, und Gott gab ihm das Glück, ein Haus gründen zu dürfen, wie es lange vor seiner Seele gestanden. Wir sehen, wie ihm dies Haus beschieden ward.

Nichts ist an Schleiermacher merkwürdiger als die große Anzahl tiefgehender Herzensverbindungen, in denen er steht. Wenn ihm Gott einen Menschen zuführte, aus dessen Gemüth ein verwandter Ton in sein Gemüth klang, so hielt er ihn zum Austausch des Lebens. Mit der Schwester Charlotte, die in der Brüdergemeinde geblieben war, pflegte er diesen Austausch, bei aller Verschiedenheit der Lebenslage und Lebensauffassung, aufs treueste. Von Stufe zu Stufe des Lebens begleitete ihn die Freundschaft mit ihren Erquickungen. „Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe," so bekennt er von sich selbst; „ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es giebt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins." Im Mai 1801 hatte er einen jungen Theologen, Ehrenfried von Willich, den die Monologe ihm zugeführt, zuerst in Prenzlau gesehen: es war eine jener Freundschaftsscenen, wie sie heute kaum noch vorkommen. Henriette Herz, die zugegen war, schreibt davon an Schleiermacher: „Ihr und Willich's Näherkommen während des Gesangs hatte ich mit inniger Freude und Rührung gesehen und stimmte ich nicht ins Chor mit ein, so war es die Unmöglichkeit, einen Ton von mir zu geben, denn die Bewegung des Gemüths erstickte Worte und Töne: gerne aber hätte ich nur beider Hände an mein Herz gedrückt und dem andern Freundschaft gegeben, wie sie der eine schon hat." Schleiermacher fühlte sofort, was er an dem Freunde gewonnen: „Er hat nicht das Große, nicht den tiefen, alles umfassenden Geist von Friedrich Schlegel: aber meinem Herzen ist er in vieler Hinsicht näher und hat im Leben und für's Leben mehr einen dem meinigen ähnlichen Sinn." Ein Briefwechsel, der aus der Tiefe ging, unterhielt die Freundschaft. Jeder

der Freunde ließ den andern an den Gütern der Freundschaft, die er schon gewonnen, theilnehmen: so ward Schleiermacher mit Charlotte von Kathen, gebornen von Mühlenfels, auf Rügen und später mit der Schwester derselben bekannt, Henriette von Mühlenfels, der sehr jugendlichen Braut Ehrenfried's von Willich. Wie eine Tochter schloß sich die Jungfrau an Schleiermacher an, wie ein Vater segnete er sie. Es war dem Alter nach fast möglich, sie war sechszehn und er fünfunddreißig Jahre. Es war durchaus möglich nach ihrem Gemüth, das eben seine Knospe entfaltete, nach seinem Geiste, der zu voller Reife gekommen war. Die Freude Schleiermacher's an dem Glück der Freunde war bei der Reinheit seines Sinnes um so größer, je unglücklicher er selbst war: das Verhältniß zu Eleonore Grunow, das er nicht ohne Jammer ansehen und das er doch nicht ändern konnte, hatte mitgewirkt, daß er nach Stolpe als Hofprediger gegangen war. Von da ward er als Professor nach Halle versetzt, wo er seine Halbschwester Nanna, die nachmalige Frau E. M. Arndt's, zu sich nahm. Das bräutliche und eheliche Glück, das ihm selbst versagt war, leuchtete ihm fernher ins Haus. Und es ist rührend zu lesen, wie er im Briefwechsel mit den Freunden die tiefsten Empfindungen eines Verhältnisses ausspricht, in welchem er selbst nicht steht. „Glaube mir, Ehrenfried," schreibt er nach einem Besuch auf Rügen, „ich kann mich ganz rein und ungetrübt über das freuen, was ich nicht haben werde. Ich sage das, weil mir oft einfiel, ob ihr nicht glauben möchtet, meine Rührung über euch, die ihr so oft gesehen habt, wäre vielleicht nicht reine Freude, sondern euer Glück mahnte mich auf eine störende Weise an mein Geschick. Aber euer Glück war mir nie eine störende Mahnung, sondern ein stärkender Trost. Die Ueberzeugung, ihr würdet ein solches Leben darstellen, als

ich wollte, und ich würde mit darum wissen und mein Theil daran haben, dazu hat euch jeder meiner Blicke, jeder Händedruck und jeder Kuß gesegnet.“ Und diesen Segen sprach er, da er am Hochzeitstage, 5. Sept. 1804, fern von den Freunden sein mußte, in einem Briefe feierlich aus. „Ihr wißt, wo das Wesentliche meiner Traurede steht, in den Monologen. Ihr kennt auch das schöne Geheimniß von Christo und der Kirche, wie sie sich bildet durch seine Liebe, wie sie auch ihn verherrlicht und erhöht, und wie sie die ganze Welt aufs neue gebiert und heiligt. Ihr wißt das schöne Gebet Christi, daß sie mit ihm und in ihm eins sein möge, und so könnt ihr auch wissen, was ich euch sagen würde. — Liebe Tochter, ich vertrete heute Vaterstelle, und gebe dich dem Manne, der mein Freund und Bruder ist. Du kennst das Auge voll süßer Thränen, das oft auf deinem Gesichte geruht hat. So schwimmt es auch jetzt in väterlicher Wonne und in heiliger Wehmuth und segnet dich zu allen Freuden und Sorgen, die aber dir immer beides sein werden, und zu allem, was die Menschen Pflichten nennen, was aber aus deinem schönen Herzen immer als freie Liebe hervorgehen wird, und zu dem großen Berufe, dem du entgegen gehst, dem heiligsten, den der Mensch erreichen kann. — Und du, mein geliebter Bruder, wenn du das süße Mädchen aus den Händen unsrer theuren Charlotte empfängst, nimm sie auch aus den meinigen. Sie hat sich mir als Tochter gegeben und meine Liebe zu ihr ist ein Brautschatz, den du nicht verschmähen wirst. Du wirst ihr alles sein, Vater, Bruder, Sohn, Freund, Geliebter; und doch werden wir alle auch euch sein können, was uns gebührt. Ihr wurzelt die junge Pflanze eurer Ehe in ein schönes Land, von herrlichen Freunden umgeben. Einem immer schöneren Leben entgegensehend wird sie herrlich gedeihen von dem vielfachen

Segen, der darauf ruht. Auch ich will noch unter ihrem Schatten ruhen, von ihrem Blüthendufte genießen und von ihren Früchten brechen, wenn ich die eigene kränkelnde Pflanze nicht groß ziehen kann. Gedeihe ich aber auch noch, so wollen wir gemeinschaftlich ein wirthbares freundliches Obdach bilden, unter dem alle unsere Freunde die einsame Ruhe und Thätigkeit finden, und zu dem alle, die das Gute und Schöne lieben, gerne wallfahrten sollen. — Auch unser Bund, lieber Freund, wird heute aufs schönste gekrönt. Du und sie, ihr werdet mir heute über alle Gefahren hinausgerückt, und durch eure Liebe, wie durch eure Ehe, nenne ich euch mit rechter Sicherheit mein. Ich wiege eure Ehe am Tage ihrer Geburt in Vaterarmen und lächle sie an mit Vateraugen. Laßt mich sie recht oft sehen in schmeichelnder Kindlichkeit, in fröhlichem Muthwillen, in heiligem Ernst! Laßt all unsre Freunde mit mir eurem Bunde zurufen: frühe Weisheit und ewige Jugend! Verborgenes Leben vor der Welt, aber reich und rüstig im Gefühl der Unsterblichkeit! Ich fühle mich stark in euch und eurem Heil, und umarme euch mit aller Liebe, deren mein Herz fähig ist!" Und wie dann die ersten Nachrichten kamen von dem Glück, das die Freunde genossen, leuchtete Schleiermacher's Freude neu auf. „Habe ich nicht ordentlich geweissagt von euch in den Monologen?" so schreibt er. „Glaubt nur, liebe Menschen, ich schwärme ordentlich über euch; ich liebe eure Ehe gleichsam noch außer euch selbst, wie ein eignes Wesen, leidenschaftlich möcht' ich sagen, aber zart und heilig, und so soll es auch wohl sein in mir; denn sie ist ja etwas Wahres, Schönes, Heiliges ganz eigen für sich." Und weil er die Ehe der Freunde als so vorbildlich schön ansah, war es ihm selbst darum zu thun, daß sie auf andere wirke: „Isolieren müßt ihr euch nicht von Anfang an. Jede Familie und zumal

eine solche wie ihr, muß von Anfang an das Missionswesen treiben und sehen, wo sie Einen an sich ziehen kann oder retten aus der rohen Wüste. Und so denke ich mir auch jede Familie als ein niedliches trauliches Cabinet in dem großen Palast Gottes, als ein liebes sinniges Ruheplätzchen in seinem Garten, von wo aus man das Ganze übersehen, aber doch auch sich recht vertiefen kann in das enge, beschränkte, trauliche. Da müssen also die Thüren nicht verschlossen sein, sondern es muß hinein können, wer Bescheid weiß, wer den magischen Schlüssel hat, oder weiß, wie er die Aeste wegbiegen muß, um den Eingang zu finden. Giebt es keine Menschen in eurer Nähe, die bei euch anklopfen und gern ein wenig mit euch leben möchten? Ihr glaubt nicht, was für Drang und Eil ich mit euch habe; ich möchte nun auch gern schon wissen, daß ihr euer Licht schon leuchten laßt. Und es scheint mir immer ein großer Vorzug des Predigers, daß er, als zum zurückgezogenen Leben berechtigt, sich von den lästigen Conventionsverbindungen frei halten kann, und daß ihm dagegen so leicht aus den schönen Wirkungen seines Berufs auch die wahren Zöglinge und Freunde seines Hauswesens hervorgehen, denen er zu treuer Sittlichkeit und einfachem sinnigen Lebensgenuß vorleuchtet." In der That, das Leben im Pfarrhaus war ein liebliches. „Uns ist beiden nie wohler," schreibt die Frau, „als wenn wir ganz allein sind, und doch kommen wir selten einen Tag dazu, und dann haben wir so viel mit einander zu plaudern, zu lesen und zu schreiben, daß uns dünkt, der Tag sei recht im Fluge dahin gegangen und wir müssen uns recht sehnen nach einer stillen Stunde für unsre Freunde. Mir kommt dies selbst wunderlich vor, was kann ich große Geschäfte haben? — So gut ich kann, will ich Ihnen unser Leben beschreiben. Unser Vorsatz ist, morgens um 5 Uhr aufzustehen, bis

jetzt ist es uns nur selten gelungen. Wenn wir Licht erhalten haben und aufgestanden sind, gehen wir nach unserem Wohnzimmer, wo wir Feuer im Ofen und den Kaffeetisch bereit finden. E. liest dann einige Kapitel aus der Bibel und dann etwas anderes recht Ernstes — jetzt haben wir den Platon vor. Die Reden über Religion haben wir beendet und dazwischen auch ein schönes Buch: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, von Wackenroder und Tieck" gelesen. Sie können denken, wie werth mir diese Stunden sind und die Verbindung mit Ihnen während des Lesens. Ihnen wird der Gedanke auch lieb sein, daß wir Ihre Schriften zu unserer Erquickung und Erbauung erwählt haben und uns so sehr wohl dabei fühlen. Der frühe Morgen ist an sich so schön: die Ruhe und Dunkelheit allenthalben und des Menschen Geist so wach und neu belebt. Wenn es Tag wird, gehe ich an meine kleine Wirthschaft."

Der Verkehr mit den Freunden behielt seine Innigkeit. Ihr erstes Kind befiehlt die junge Mutter dem väterlichen Freunde, wie einem zweiten Vater. Der Ernst der Zeit brachte im Jahre 1806 in das trauliche Gespräch den Ton der mannhaftesten Vaterlandsliebe. Im Lauf der politischen Ereignisse lag die Belagerung Stralsunds, wo Willich Pfarrer war: Nervenfieber brach aus und raffte den Mann weg, der sein dreißigstes Jahr noch nicht vollendet hatte. Die Wittwe, erst achtzehn Jahre, führte ein Kind an der Hand und trug ein andres unter dem Herzen. Wie sie sich an Schleiermacher in ihrem Schmerze lehnte, bedarf nicht der Beschreibung. Und er that sein Bestes, sie zu trösten — kein leichtes Werk, denn die Wittwe stand in der Einfalt des Glaubens, Schleiermacher wagte nichts bestimmt auszusprechen, das er nicht denkend ergriffen hatte. Die Trauernde begehrte farbenhell das individuelle Leben

ihres Heimgegangenen in der Ewigkeit zu schauen und der Freund glaubte, ihr aus seiner Anschauung sagen zu müssen, das persönliche Leben sei nicht das Wesen des Geistes, es sei nur eine Erscheinung, wie sich diese wiederhole, das wissen wir nicht, wir können nichts darüber erkennen, sondern nur dichten. „Aber laß in deinem heiligen Schmerz deine liebende fromme Phantasie dichten nach allen Seiten hin und wehre ihr nicht. Sie ist ja fromm, sie kann ja nichts wünschen, was gegen die ewige Ordnung Gottes wäre, und so wird ja alles wahr sein, was sie dichtet, wenn du sie nur ruhig gewähren lässest!" Im Sommer 1808 konnte Schleiermacher von Berlin aus die Freunde in Rügen besuchen. Das Wiedersehen führte zur Verlobung mit Henriette von Willich.

Kaum mag es irgendwo köstlichere Briefe der Liebe geben, als Schleiermacher mit Henriette gewechselt. Die Braut steht in dem Alter, in welchem jugendliche Bräute zu stehen pflegen, und ist voll lebhaftester und zärtlichster Empfindung, aber als Mutter und Wittwe hat sie den Ernst des Lebens zur Heiligung ihrer Empfindungen bereits geschmeckt. Nur wie eine Tochter hat sie sich bisher an den gereiften Mann angeschmiegt, die tiefe Theilnahme aber an dem Höchsten, was sein Geist hervorgebracht, hebt sie zur Höhe seines Lebens empor. Schleiermacher aber — wie reich entfaltet er sein Leben vor uns, wenn er, ein Denker ersten Ranges, die Sprache des Herzens redet, wenn er, ein Mann, der thätig in das öffentliche Leben eingreift, den größten Männern des Staats und der Wissenschaft ebenbürtig zur Seite, zugleich an den kleinen Einzelheiten des Lebens, die doch für das Gemüth so große Bedeutung haben, innigsten Antheil nimmt! Rückblicke in den seitherigen, Ausblicke in den künftigen Lebenslauf, Ergießungen des augenblicklichen Gefühls, Erörterungen bleibender Wahrheiten, von Seiten

der Braut die Bangigkeit, ob sie dem großen Mann auch genügen werde, von Seiten des Bräutigams die Versicherung, so wie sie sei, so sei gerade die rechte — das ernste und liebliche Trachten, die eigene Individualität herzustellen und die andere zu verstehen, das holde Geheimniß der Liebe, die gebend empfängt, empfangend giebt, das ist der Inhalt dieses Briefwechsels. Es ist schwer, Einzelnes herauszugreifen, man muß das Ganze lesen. Henriette, von Kind auf innig fromm, war allezeit für die Einwirkung der heiligen Musik auf die religiöse Stimmung sehr zugänglich. „Ich hatte in so langer, langer Zeit keine Orgel gehört," schreibt sie einmal, „gestern war sie so wunderschön — ich kann dir nicht sagen, wie mir in der Kirche zu Muth war, und wie du mir gegenwärtig warst, obgleich meine ganze Seele auch beim Gottesdienste war, wie ich an der heiligen Stätte in den innigsten Augenblicken auch meine Liebe zu dir so ohne Maß fühlte, daß auch dadurch die Göttlichkeit unsrer Liebe wieder recht mit Entzücken durchdrang. — Nur ein Zweifel fiel mir ein und ich nahm mir gleich vor, dich darum zu fragen. Ob ich auch wohl Unrecht habe, die Empfindungen, die durch die Musik in der Kirche in mir erzeugt werden, religiöse zu nennen? Siehe, ich muß dir gestehn, daß mir ganz anders ist, wenn sie den Gottesdienst begleitet, als wenn nicht. Wie meine Seele von den Tönen hinaufgetragen wird, welch eine Freiheit mir entsteht, welch ein Fühlen des Heiligen und Unendlichen, das kann ich dir nicht beschreiben. Grade, was ich dir neulich klagte, daß mir sei, als drücke mich das Körperliche und hindere mich, mich frei in Empfindungen und Thränen zu ergießen — dies Gepreßte wird wie sanft von mir gehoben, und frei bewegt sich meine Seele. Und die Bilder des Ewigen und Unendlichen, die Liebe zu den theuren Menschen, die Gott mir gegeben, erfüllen mich ganz.

Mit welchen Thränen und Gelübden ich dann im Geist unsre Kinder an mein Herz drücke! — — Sage mir, mein Ernst, ist es wohl rein christlich, daß etwas außer mir solche Gewalt über mich übt im Religiösen, daß es etwas außer mir bedarf, um mich recht ganz in Gott zu senken?"

Die Antwort lautete: „So wenig ich auch schreiben konnte, so hab' ich doch die ganze Zeit fast nichts gethan als an dich gedacht. Ich mußte auf Bitten eines Freundes sitzen und mich zeichnen lassen. Als Richtpunkt für meine Augen hatte ich vor mir eine sehr gute Copie von dem herrlichen Johannes in der Wüste von Raphael, den du vielleicht aus einem Kupferstiche kennst. Das Bild stimmte mich zu einer ernsten schönen Andacht, und weil mir dabei einfiel, was du mir schreibst von der Erhöhung des religiösen Gefühls durch die Kunst, so warst du mir auf das lebendigste gegenwärtig. Liebe, sei ja nicht bedenklich, und wolle nicht scheiden, was Gott selbst aufs innigste verbunden hat. Religion und Kunst gehören zusammen wie Leib und Seele. Wenn du rein von innen heraus im höchsten Grade erregt bist, so strömst du bei deiner musikalischen Anlage gewiß aus im Gesang, und so ist auch in der Kirche Gesang und Musik das Band und das Pfand der gemeinsamen Erregung, und eben die Gemeinschaft erhöht ja natürlich das, was in jedem Einzelnen vorgeht. Es würde mir ordentlich traurig sein, wenn dir Musik und Gesang gleichgiltig wären in der Kirche und du irgend glaubtest dasselbe haben zu können ohne sie, und zumal die Orgel hat sich das Christenthum ganz eigens erfunden, sie gehört ihm an und ist auch fast zu sonst nichts zu gebrauchen. — Freilich kann wohl in Menschen, die selbst gar nicht fromm sind, durch diese Künste allerlei aufgeregt werden, was sie für Frömmigkeit halten und was sie nur täuscht; aber der Zuwachs, den sie einem Frommen geben in seinen Empfindungen, ist

gewiß ächt religiös. Es ist ja auch an sich selbst etwas wahrhaft Göttliches dem, der nur für dieses empfänglich ist: es ist der innerste, lebendige Geist der Natur, der sich ausspricht. Und wenn du dich auf die Singacademie freust, so thue es nur auch vorzüglich deshalb, weil da fast lauter große Kirchenmusik aufgeführt wird". — Der Braut ward manchmal recht bange, ob sie dem geliebten Mann auch die rechte Frau sein werde. Bald im Ernst, wenn sie sich so gar klein vor ihm fühlt, spricht er ihr die herrlichsten sittlichen Eigenschaften zu, bald scherzt er die Furcht hinweg, die sie beschleicht, daß sie, die schlichte Frau, neben dem geistreichen Manne leben solle. Er schlägt ihr vor, daß sie sich beide nie mit andern vergleichen, es komme nicht das Mindeste dabei heraus. Und wenn ihm zugemuthet würde, seine Braut durch Vergleichung zu beschreiben, so wolle er antworten: „Ja, meine Gnädigste, sie ist nicht so liebenswürdig als Sie, nicht so geistreich als eine zweite, nicht so verständig als eine dritte, nicht so liebevoll als eine vierte, nicht so unterrichtet als eine fünfte, nicht so hübsch als eine sechste, aber alles zusammengenommen ist sie doch die Einzige, die ich liebe". Und ihr wird denn auch wieder ganz zuversichtlich in der anschmiegenden Unterordnung. „Ich habe mich immer viel mehr für die Ehen interessiert, wo die Frau ganz durchaus unter dem Manne steht, so daß sie allein durch die gegenseitige Liebe und die Mutterwürde zu ihm hinaufgehoben wird, als für solche, wenn beide einander fast gleich sind an Geisteskraft und Bildung. Ist gar die Frau mehr, so, behaupte ich, kann es gar keine Ehe sein. Das muß ganz unerträglich sein. Ich bin ganz glücklich, dich so groß zu lieben und mich so klein zu fühlen, denn ich bin doch groß durch deine Liebe, die auf mir ruhet. Ja, wenn ich erst werde hineingeschlichen kommen in dein Zimmer — gar nicht um dich zu

stören — aber du mich dennoch bemerkst und mir liebend zu dir winkst — ja dann wirst du fühlen, wie mir ist. Aber sei nur ja nicht bange, als werde ich dich zu oft stören; du wirst sehen, wie ich wohl Respekt für deine Arbeiten haben werde." Und Schleiermacher, je ernster und gefährlicher die Zeit ist, desto inniger freut er sich der Verbindung seines Geschicks mit dem der geliebten Frau. „Mit rechter Lust hab' ich mir die Bilder einer verhängnißvollen Zeit ausgemalt, dich immer an meiner Seite oder mich zu Hause sehnsuchtsvoll empfangend, wenn ich zurückkehrte von irgend einem Geschäft, das alle Kräfte aufgeregt und in Anspruch genommen hatte! Es ist eine herrliche Gabe Gottes, in einer Zeit zu leben, wie diese; alles Schöne wird tiefer gefühlt, und man kann es größer und herrlicher darstellen. Ja, auch wenn von reinem Genuß der Liebe die Rede ist, will ich dich lieber in diese Verhältnisse hineinführen, als in irgend ein verborgenes idyllisches Leben. Denn was kann die Liebe mehr verherrlichen, als wenn man so alles, was es Großes giebt in der Welt, mit hineinzieht in ihr Gebiet. — Darum laß uns frisch und selig allem entgegen gehen, was da kommen kann." Und im letzten Brief vor der Eheschließung — Schleiermacher kam eben vom heiligen Abendmahl: „Im Gebet habe ich unsre Ehe geheiligt zu einer christlichen, daß unser ganzes Leben von frommem Sinn und von heiliger, göttlicher Liebe erfüllt sei und unser Thun und Dichten auf das Himmlische hingewendet, für uns und für unsre Kinder. So habe ich uns Gott empfohlen und dargebracht, und es als einen herrlichen Segen gefühlt, daß du zu gleichen Gesinnungen dich mir vereint hast in derselben Stunde. Ein schöner Friede und eine heitere Zuversicht ist für das ganze Leben über mich gekommen, und so innig wohl ist gewiß dir auch. — O wie wollen wir auch immer unsre frommen

Rührungen mit einander theilen und am wenigsten soll ein heiliger Augenblick, deß der eine sich erfreut, jemals verloren sein für den andern. Das Selbstaufgebot ist mir sehr gut von Statten gegangen. Nanni sagte aber: sie hätte eine schreckliche Angst dabei gehabt. Wir sind hernach zusammen in dem Gärtchen gewesen, wo die Rosenstöcke eben anfangen, auszuschlagen, und haben da den Grasplatz für die Kinder bestellt, wo sie sich tummeln können ... Der Krieg ist nun ausgebrochen, Gott sei Dank, aber bei uns wird alles leider ruhiger bleiben, als zu wünschen wäre, und an eine Störung in unsrer Reise ist gar nicht zu denken. Hiernach komme dann alles, wie es wolle, wenn ich dich nur erst habe, meine herrliche, einzig Geliebte, ganz und ewig dein Ernst!"

Und nun endlich, nachdem die Trauung im Mai 1809 stattgefunden, das Schleiermacher'sche Pfarrhaus — wie ist's geworden? Wir haben's vor Augen erstehen sehen. So wie die beiden es voraus verkündet, so gewann es Gestalt. Eine Schilderung thut kaum Noth. Es ergeht Einem mit Schleiermacher's Briefen der Liebe wie mit den Liedern in Rückert's Liebesfrühling: es wird aus der Liebe, die in so hellen Tönen erklingt, etwas Ordentliches, es ist mit ihr, wie der Dichter sagt: „keine wilde, schwärmende Sinnesübermeistrung, eine milde, wärmende, haltende Begeistrung!" Und wie der Dichter zum Liebesfrühling mehr als einen Anhang hinzufügt, zum Zeugniß, daß seine Liebe noch immer Blüthen treibt, so wissen wir von Schleiermacher und seiner Frau: sie haben einander gehalten, was sie gelobt, und die Jugend, die er sich selbst geschworen, hat er seiner Liebe bewahrt. Die Amtswohnung, die er als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche hatte, mit ihrem kleinen Gärtchen, ward mit Nr. 73 in der Wilhelmsstraße vertauscht. Dort wohnte die Familie in dem stattlichen

Hause, das Freund Reimer, der Buchhändler, erworben, zu ebener Erde nach dem Garten hin, der sich noch heute bis zum Thiergarten erstreckt. Mit den zwei Kindern, welche Henriette aus der ersten Ehe mitgebracht, wuchsen die Kinder der zweiten Ehe zusammen auf und war kein Unterschied in der Liebe, die der Vater ihnen zuwandte. Der Familienkreis war erweitert durch Gäste, die oft so lange blieben, daß sie wie Hausgenossen angesehen wurden. Das Haus des Mannes, der immer als ein Virtuos in der Freundschaft gegolten, stand den Freunden weit offen, und sie überzeugten sich von dem edlen Glück, das drinnen wohnte, und erwärmten sich daran. An offenen Abenden gesellten sich zu den ständigen Gästen interessante Reisende. Studenten bewegten sich unter den Berühmtheiten der Hauptstadt. Männer, die man kaum dort gesucht, waren willkommen und kamen. „Höre, Kind," so hatte Schleiermacher einst seiner Braut geschrieben, „wenn du erst hier bist, sollst du nicht immer zu mir in die Kirche gehen, sondern auch zu andern." Es war seine Lust, Leben zu wirken, aber es nicht in bestimmte Gleise zu bannen. Goßner fand, als er in Berlin eine Predigtstätte suchte, bei Schleiermacher Verständniß und Unterstützung. Die Frau ging dann auch gelegentlich zu Goßner in die Kirche, wie verschieden seine Art von der ihres Mannes auch war. Und Goßner erschien auch wohl an Schleiermacher's offenen Abenden — nur wird erzählt, daß er einst, heiß von Stubenluft und geistreichem Gespräch, durch die Fenster nach dem Garten die Flucht ergriffen. Der große Gelehrte, der berühmte Professor, der mächtige Prediger, der ganze Mann, dem kein großes Interesse des Volks und der Menschheit, des Staats und der Kirche fremd war, gab sich dem Familienleben aufs innigste hin. Und sein Leben behielt dabei die Schlichtheit des Stils, welche gerade den

Geistesgewaltigen kennzeichnet. Man erzählt, daß er, um dem Diener die nöthige Ruhe nicht zu kürzen, sich frühmorgens selbst das Feuer angezündet. Und früh mußt' es geschehen, da er um 6 Uhr schon zu lesen pflegte. Die Ferienreisen, die er zur Erholung von der angestrengten Arbeit machte, waren Ursache zum Briefwechsel mit den Seinen. Und bis ans Ende geben diese Briefe Zeugniß von der immer gleich bleibenden innigen und zärtlichen Liebe des Hausvaters zu Weib und Kind. Was er lange zuvor gepredigt, hat er ein Vierteljahrhundert lang gelebt.

Unter einem vielverbreiteten Bilde Schleiermacher's steht das Wort: „Nur das hab' ich mir immer gewünscht, recht bei voller Besinnung zu sterben, ohne Ueberraschung und ohne Täuschung, den Tod recht sicher und bestimmt kommen zu sehen". Gott gewährte ihm seinen Wunsch am 12. Febr. 1834 nach sechstägigen schweren Leiden. Das Pfarrhaus zeigte sich in der Stunde seines Heimgangs noch einmal in eigenthümlicher Schönheit — Hausvater und Priester, Familie und Gemeinde waren Eins. Klar genug, obwohl durch Opium in einen Zustand versetzt, der zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwankte, erkannte er, was ihm bevorstand. „In meinem Innern verlebe ich die göttlichsten Momente," so rief er, für sein Wesen überaus bezeichnend, aus, „ich muß die tiefsten speculativen Gedanken denken und die sind mir völlig Eins mit den innigsten religiösen Empfindungen." Einmal hob er die Hand und sagte feierlich: „Hier zünde eine Opferflamme an!" ein andermal: „Den Kindern hinterlasse ich den Johanneischen Spruch: Liebet euch unter einander!" Am letzten Morgen, als der Todeskampf nahte, sprach er die erste und einzige Klage aus: „Ach, Herr, ich leide viel!" Dann legte er, die Züge des Todes im Angesicht, die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er that, wenn er tief nachdachte und

sprach: „Ich habe nie am todten Buchstaben gehangen, wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, seinen Leib und sein Blut. Ich habe aber immer geglaubt, und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in Wasser und Wein gegeben hat". Dem Kranken war nämlich Wein verboten worden, so hielt er sich an die morgenländische Sitte, Wasser und Wein zu mischen, um zu entschuldigen, daß er nur Wasser genießen wollte. Während dessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge belebten sich, seine Stimme ward rein und stark. Er fragte, ob die Seinen mit ihm Eins seien, daß Jesus auch das Wasser im Wein gesegnet habe. Auf ihr Ja fuhr er fort: „So lasset uns das Abendmahl nehmen, euch den Wein und mir das Wasser". Dann als das Nöthige herbeigeholt war, fing er an, mit verklärten Zügen und Augen, in denen ein wunderbarer Glanz, eine höhere Liebesgluth leuchtete, einige betende Worte zur Einleitung der Handlung zu sprechen. Und dann theilte er den Seinen und sich das Abendmahl aus, Jedem die Einsetzungsworte mit lauter Stimme sprechend. Und als die Feier beendet war, bezeugte er sein Bleiben auf dem Grunde, auf dem er eben mit den Seinen gestanden, sprach den Segen, und mit voller Liebe in den Blicken wendete er sich zu seiner Frau: „in dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir Eins!" Und sich auf das Kissen zurücklegend, suchte er einige Augenblicke eine bessere Lage, unter der Hilfe der liebenden Hände that er die letzten Augenblicke und sein Auge schloß sich allmälig. Ungeschwächt, wie er einst verkündet, hat er den Geist in die spätern Jahre gebracht, nimmer ist ihm der frische Lebensmuth vergangen. Die gefürchteten Schwächen des Alters hat er nicht gesehen und die ewige Jugend, die er auf Erden ergriffen, hat ihn aufwärts geleitet.

Obwohl der vielbegabte Mann mit gleicher Kraft auf dem Katheder wie auf der Kanzel wirkte — sein Haus war doch ein Pfarrhaus. Wie ihm die Theologie mit ihren mannigfaltigen Verzweigungen nur durch das alles Einzelne durchdringende Interesse für die Kirche zusammengehalten schien, so war all sein Denken, Reden und Bilden auf das Reich Gottes auf Erden gerichtet. Und wenn es sein Verdienst war, nachzuweisen, daß die Religion in den Tiefen des Gemüths ihre Wohnung habe, daß das Christenthum Gemeinschaft sei mit Christus und daß nur dieses Christusleben in jedem Einzelnen die Gläubigen alle zu einer Gemeinde zusammenbringe, so war das Wesentlichste in seinem Leben, in welche Gebiete es auch wirksam sich hinausstreckte, die Wurzelung in Christus, die Befruchtung der Gemeinde. Wie eigenartig darum Schleiermacher's Haus sich gestaltet hatte durch das Gepräge, das der Hausvater ihm aufdrückte, durch die Füllung, welche die große Stadt ihm zuführte, durch den Geist der Tage, der es durchwehte — als Pfarrhaus halten wir es doch fest. Und das um so mehr, als dieses Pfarrhaus Züge an sich trägt, die wir gern als vorbildliche rühmen: die Herausbildung der schönen Individualität, die Freude an dem Eigenthümlichen, das jeder einzelne Hausgenosse darstellt, das Wandeln der Frau neben dem Manne, in wie demüthiger Hingabe immer, doch auf gleicher Höhe des geistigsten und edelsten Lebens, die Pflege der Freundschaft und die Kunst, das gesellige Leben mit Salz zu würzen, mit Frieden zu durchhauchen und zu einer Stätte zu weihen, wo die Geister in inniger wechselseitiger Anziehung und in freiem Austausch ihrer selbst und andrer froh werden. Viele, die von Schleiermacher's Theologie nichts lernen zu können meinen, könnten von seinem Hause lernen. Dazu aber ist's nöthig, daß man es liebevoll betritt. „Ach," rief der oft verkannte

Mann einmal aus, „auch um das Schattenbild des Menschen, um das Urtheil, das von ihm gefällt wird, um die Vorstellung, welche von ihm zurückbleibt, steht es schlimm, wenn er nicht geliebt worden ist, im ganzen Sinne des Worts. Die Liebe ist blind, das ist die gemeine Rede, deren Stempel nicht zu verkennen ist; aber ist sie nicht im Gegentheil allein sehend? und allein wahr?" Hoffentlich trägt die Darstellung, die wir geben, das Zeichen an sich, daß sie aus der Liebe hervorgegangen ist, welche an dem bedeutenden Manne nicht blos tadelt, daß ihm vieles gefehlt, sondern vor allem erkennt, was Christus in ihm gewirkt.

---

8. Das Pfarrhaus der Erweckung. David Spleiß.

Es sind nun hundert Jahre, da pflegte zu Schaffhausen vor dem Schwabenthor, wenn der Feierabend gekommen war oder die Sonntagsruhe zu sinnender Betrachtung lockte, der Bürger und Buchbindermeister Johannes Spleiß in seiner Gartenhütte zu sitzen. Er stammte aus einem Geschlechte, das seit Jahrhunderten eine Reihe trefflicher Geschäftsleute, aber auch eine viel berühmtere Reihe ausgezeichneter Kenner und Lehrer mathematischer und physikalischer Wissenschaft und in den zwei letzten Jahrhunderten nicht weniger als zwölf Buchbinder hervorgebracht hatte. Johannes Spleiß, in jener dem Verfall entgegeneilenden Zeit vereinsamt in seiner Gesinnung, führte auch ein einsiedlerisches Leben. Schon hatte er das fünfzigste Jahr zurückgelegt, und noch immer saß er in den Feierstunden bei seinem Glase Wein allein; nur die Bücher, die er die Woche gebunden, ließ er ihre Blätter öffnen und ein vertraulich Gespräch mit ihm halten. Er hatte aber einen Gartennachbar, den Hauptmann Hurter. Dem gehörte das Fulacher Bürgly, und an diesem entspringt ein

lebendiges Brünnlein, das sein Wasser durch den Garten des Junggesellen führte. Von diesem Brünnlein geleitet, erschien Rahel, des Hauptmanns freundliche Tochter, bisweilen am Zaune des Nachbars, um sich von ihm einen Dienst zu erbitten. Die liebliche Stimme that dem Einsiedler wohl, er gab gern Rede und Antwort, und unversehens war in seinem Herzen eine so frische Liebe zu dem Mädchen entglommen, daß er es wagte vor den gestrengen Hauptmann hinzutreten und bescheidentlich um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Der Vater wies den Bewerber, wie sich's gebühret, an das Herz der Tochter, diese aber hatte ein freudiges Ja und zog mit dem Zweiundfünfzigjährigen in sein Haus. Ein Knäblein ward den beiden am 13. Februar 1786 geschenkt, unser David Spleiß. Wenn Gott aus einem Knaben einen rechten Mann gemacht hat, der vielen zum Labsal und zum Halte dient, so fragt man nach der Kindheit des Mannes und sucht in kindischem Spiele die Anzeichen des künftigen hohen Sinnes. Man hat sie auch bei Spleiß gefunden. Einst setzte die Mutter den Dreijährigen auf den Heerd, während sie in der Küche beschäftigt war. Sie singt unter der Arbeit ein frommes Lied, und wie sie nach dem kleinen David sich wieder umsieht, so wirft dieser, außer sich vor Entzücken über das Lied, Hände und Füße in lebhaftester Bewegung umher. Da kündigte sich die ungemeine Lebhaftigkeit an, mit welcher der Mann später vor dem Volke Gottes Geheimnisse offenbaren sollte. Die fromme Mutter starb am Charfreitag des Jahres 1795, während die Münsterglocke des Herrn Tod verkündigte. Ihr Bild blieb dem Sohne tief in die Seele geschrieben. Doch schien auch der Geist der Väter auf ihm zu ruhen, der Geist, der über Wesen und Form der sichtbaren Dinge sich gern in inniges Nachdenken versenkt. Halbe Tage konnte er auf einem großen Holz-

stoße sitzen, auf welchem er sich wohnlich eingerichtet hatte, und mathematische Figuren zeichnen und stereometrische Körper schnitzen. Stundenlang konnte er Steine in den Rhein werfen und sich an den schönen Kreisen betrachtend ergötzen, die in dem Wasser entstanden und wuchsen und zerflossen. Das begriffen die Altersgenossen nicht. Er ging schon jetzt, ein vornehmer Geist, incognito durchs Leben. Denn nicht allein der Reichthum seines inwendigen, sondern auch die Dürftigkeit des äußerlichen Menschen wies ihn auf einsame Bahn. Die Mutter war todt, der Vater nicht reich und jedenfalls um den Schnitt und Stoff der Kleidung des Sohnes nicht sehr bekümmert. Da ging dieser gar unansehnlich daher, daß ihn die Mitschüler verspotteten, selbst ein Lehrer ihn hart anfuhr. O was für ein Segen kann ein solches Incognito werden! Je ärmlicher der äußerliche Mensch dahergeht, desto reicher wird sein Inneres; je schroffer die Welt uns entgegentritt, desto inniger vertieft sich die Seele in Gott. „Es glänzet der Christen inwendiges Leben, obwohl sie von außen die Sonne verbrannt.“ So war's bei Spleiß. Einst ging er wieder auf einsamem Weg in trübseliger Stimmung. Da, als er auf dem hölzernen Steg des Mühlenthaler Baches wehmüthig in die Tiefe blickte, fiel sein Auge auf eine Lilie, die in einem Gärtchen am Bache blühte. War auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit gekleidet wie derselben eine? Die ganze leutselige Liebe Gottes schien ihm aus der Blume ins Herz. Er war von dem Augenblick an nicht nur über seine ärmlichen Kleider getröstet, sondern für sein ganzes Leben über alle Sorgen um Nahrung und Kleidung hinaus. Ein lieblich Zeichen Gottes war ihm hinfort die Lilie, und eine wunderbare Liebe faßte er zu dieser Blume. Auf die Lilienwoche freute er sich jedes Jahr, dann durfte die Lieblingsblume nicht auf seinem Tische fehlen. Ja so weit

ging seine Liebe, daß er in einem Schächtelchen Liliensamen bei sich trug, den er auf seinen Gängen und Wanderungen in die Gärten streute, unter dem stillen Gebete, es möchten auch andern Gottes schöne Blumen zu solchem Segen gereichen als ihm.

Das Lernen fiel ihm leicht. Rasche Fortschritte machte er in den Sprachen. Der Prediger J. E. Maurer, Vorsteher einer französischen Privatschule, gab ihm ein überschwängliches Lob. Aber sein Durst stand nach Mathematik und Physik. Es war kein Drang nach Gelehrsamkeit, aber ein Verlangen, ins Wesen der Dinge einzudringen. Das Brünnlein am Fulacher Bürgly, das er oft sinnend betrachtete, ward ihm Symbol seines Strebens: um lebendige, geisterfrischende, ins ewige Leben quellende Erkenntniß war es ihm zu thun. Was sollte, als der Knabe zum Jüngling heranreifte, aus ihm werden? Da der Sonderling zu nichts recht zu passen schien, so vereinigten sich allerhand äußerliche Gründe leicht dahin, daß er zum Kaufmannsstand bestimmt ward. Ostern 1802 trat er in ein befreundetes Haus in Schaffhausen ein. Er hatte den redlichsten Willen, die Pflichten des ergriffenen Berufes treulich zu erfüllen, aber immer mehr widerten die Arbeiten des Comptoirs den Jüngling an, dessen Seele nach lebendigem Wasser dürstete. Er warf sich ins Gebet. Er flehte zu Gott, daß er ihm Klarheit gebe, welches sein Beruf sei. „Du wirst mir beistehen mit deinem Geiste, der mich in alle Wahrheit leitet," schrieb er in sein Tagebuch, „du wirst, wenn du bist, dich als seiend und wirkend erzeigen auch an mir, wie an vielen Tausenden." Noch ringt sein Geist um die unerschütterliche Gewißheit, daß Er ist, aber sobald er gewiß ist, daß Gott ist, weiß er auch, daß Er um ihn, den Einzelnen, sich liebevoll kümmert und für die eigenthümliche Lage die richtige Er-

leuchtung geben wird. Was er hat in der Erkenntniß, das will er auch haben in der Kraft. Wie er nun durch die Gewissensnoth wegen seines irdischen Berufes erst einmal ins Gebet getrieben worden ist, betet er auch um Festigkeit im himmlischen Beruf. Er will ein Christ sein, sich selbst verleugnen, sein Fleisch kreuzigen, der Sinnlichkeit den Willen nicht lassen. Er will „einen neuen Schwung im Christenthum nehmen", und weil er wohl weiß, daß sogar zur Hölle der Weg mit guten Vorsätzen gepflastert ist, so bittet er um den heiligen Geist. Sowie ihm aber das Ziel der himmlischen Berufung deutlich vor der Seele steht, wirkt dies auf die Wahl des irdischen Berufs zurück. Er erkennt, daß selbst dann, wenn er statt der Arbeit des Comptoirs Fülle geistiger Beschäftigung in Mathematik und Physik fände, dennoch der Durst seiner Seele nicht gestillt sei. „Seelenhirt", ein Lehrer der christlichen Religion will er werden; nur eine Seele retten zu dürfen, dünkt ihm köstlicher als aller Reichthum des Kaufmannstandes. Wie sollte er aber zum Ziele kommen, da er bei seinem Vater kein Verständniß, keine Hilfe erwarten durfte? Zwei Jahre hatte er den Kampf im Heiligthum des Herzens mit Gott allein gekämpft. Er lief nicht vom Schreibpult weg, sondern verrichtete seine Geschäfte mit der Kraft, die er sich von Tag zu Tag erbetete. Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Am 12. Januar 1804 wendet er sich in einem andringenden Gebete zu Gott. Er sagt ihm, daß er von ihm, nicht vom Pfarrer Maurer, nicht vom Professor Müller, nicht vom Rector Altorfer Aufschluß wünsche. Er will nichts weiter als Gewißheit, ob er in dem ergriffenen Berufe bleiben oder einen andern ergreifen soll. Das Blatt, worauf er das Gebet geschrieben, steckt er ein. Es entgleitet unterwegs der Tasche, wird gefunden und zu Professor Müller, dem trefflichen

Lehrer und Freunde der Jugend, gebracht. Der wird von des Jünglings Seelennoth gerührt, bietet seinen Einfluß auf, ihn zu befreien, und es währt nicht lange, so tritt Spleiß aus dem Comptoir ins collegium humanitatis, um sich zum Studium der Theologie vorzubereiten.

Die Wahrheit war es, nach welcher der Knabe gedürstet, und welcher der Jüngling, von hemmenden Schranken frei, nun mit allem Ernste nachjagte. Sie war ihm die „hochheilige, über alles reizende, schöne, liebe, holde Göttin und reichste Quelle aller höchsten Seligkeit", und daß sie nicht nur Einbildung, sondern ein wirkliches, existentes, freilich geistiges Wesen sei, das hoffte er zu erfahren durch ihren Besitz. Gleich beim Eintritt ins collegium humanitatis hatte er sich ein Heft angelegt mit der Ueberschrift: „Mein Wahrheitsfonds. Nur was in meinem Herzen und in meiner Seele lebendig ist und herrscht, kurz, was mein ist, gehört hierher." Es waren dürftig scheinende Sätze, die da eingeschrieben wurden: die Gewißheit, daß Gott ist, und daß er, Spleiß, denke, fühle, wolle, kurz, sei. Aber für ihn waren das Gewißheiten, die ihn mit heiligen Wonneschauern durchbebten. Denn das ist seine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit gewesen, die sich schon jetzt bemerklich macht, daß ihm die Worte Kräfte sind, daß jede Erkenntniß in vollem Leben ausschlägt. Und so war ihm Sein nicht blos ein Dasein, sondern ein Leben, ein Ewigsein, ein Sein im dynamischen Sinne des Wortes.

Wer sich aber so wie Spleiß „nach des Lebens Bächen und nach des Lebens Quellen" hinsehnt, in dem Jünglingsalter, wo das Verlangen nach Wahrheit mit der ganzen Gluth persönlicher Erregtheit erscheint, dem kann Gott keine köstlichere Zugabe zu der köstlichsten des Strebens nach der Wahrheit und des Wahrheitsbesitzes geben, als

einen Freund, mit dem er Ein Herz und Eine Seele ist und die heiligen Empfindungen und Schauungen theilt. Dies Glück ward Spleiß zu Theil. Es hielt schwer, daß er den fand, mit dem er Hand in Hand gehen wollte: das Incognito seines äußerlich und innerlich sonderlichen Wesens, das sich bis zu Selbstkasteiungen und bis zu dem Verlangen, daß die Freunde an ihm Kasteiungen zur Dämpfung der Sünde vollzögen, steigerte, entfremdete ihm die oberflächlicheren Genossen seiner Jugend. Gott selbst mußte ihm den Freund in die Arme führen. Ostern 1805 machte Spleiß mit einigen Bekannten eine Fußreise nach Zürich, wo diese einen gewissen Johannes Keller besuchten, der dort die Handlung erlernte und den Spleiß nur sehr wenig kannte. Es war Dämmerung, als die Jünglinge bei dem Landsmann ankamen, und dieser in der Meinung, lauter nahe Freunde vor sich zu haben, küßte sie alle, auch Spleiß. Da durchzuckte diesen eine wunderbar selige Ahnung: du hast den Freund gefunden, den du suchtest. Am andern Morgen, als sie im Begriffe, das heilige Abendmahl mit einander zu genießen, sich einander sagten, wie sie die Nacht über das selige Geheimniß gedacht und gebetet, ward das Band fester angezogen. Die heilige Feier selbst aber war die Weihe dieses Bundes, der, zart wie ein Brautstand, den beiden dazu diente, in wechselseitiger Liebe in der höchsten Liebe sich zu vervollkommnen. Wie manchmal schritt von nun an Spleiß am Samstag Abend aus dem Thore Schaffhausens, eilte auf Flügeln der Liebe die Nacht durch, und wenn der Morgen graute, klopfte er an des Freundes Thüre und faßte ihn in die Arme. Dann hörten sie eine Predigt des ehrwürdigen Antistes Heß, machten eine Fahrt auf dem See oder eine Wanderung auf den Bergen, und wenn der Abend kam, trat er seinen Rückweg an und saß am andern Morgen

wieder im Collegium, voll süßer Erinnerung an die Stunden der Freundesgemeinschaft. Auch in des Freundes Familie, im Pfarrhaus zu Illnau, trafen sie sich, und die Predigten und Kinderlehren des Pfarrers riefen ihn zum Ernst, der Umgang mit der Geschwisterschaar, die Lieblichkeit der Natur erquickten die Seele. Zu diesen persönlichen Begegnungen kam dann noch ein reger Briefwechsel und das beständige freie Aussprechen des Allerinnersten vor dem geistigen Bilde, das er von ihm im Herzen trug. Aber kaum waren drei Jahre vergangen, so konnte Spleiß unter die Silhouette des Freundes ein Kreuz machen und die Worte dabei schreiben: „Ὃν φιλεῖ θεὸς, θνήσκει νέος, wen Gott liebt, der stirbt in der Jugend.“ Er hatte Gott brünstig um die Erhaltung des theuern Lebens angerufen. „Laß ihn mir! Ich will nie wieder abgöttisch werden, nicht ihm, aber mit ihm täglich mehr nachfolgen dem Heiligen, der in sich den Vater darstellte.“ Aber der Freund starb. Lange Jahre noch feierte Spleiß den Todestag, indem er sich festlich kleidete, in Gebet und Gedanken mit dem Verklärten umging und ein schriftliches Bekenntniß an den Seligen ablegte. Diese Blätter sind ein rührendes Zeugniß innigster, geistigster Liebe, die in die künftige Welt hineinragt und „nimmer aufhört“. In die Zeit seiner Freundschaft mit Keller fiel das Beziehen der Universität. Tübingen ward erkoren als die nächste, wohlfeilste und positivste. Er lernte treulich von dem dortigen Supranaturalismus eines Storr, Flatt, Bengel. Doch war dieser Supranaturalismus nicht das lebendige Wasser, das den Durst des Jünglings löschen konnte. Einmal saß er bei Storr im Colleg, die Himmelfahrt Christi war der Gegenstand. Spleiß brannte in Begier, über verklärte Leiblichkeit und Aehnliches ein geisterfrischendes Wort zu hören, aber einige historische und sprachliche

Bemerkungen waren alles. Es ist denkwürdig, daß dieser Theologie gegenüber Schleiermacher's „Reden über die Religion" wie ein frischer Trunk für den Durstigen waren. Hier schien die Quelle aufgethan, aus welcher das religiöse Leben sprudelt, und mit kühner Hand zerschlagen, was den Zutritt hemmte. Wohl war auch das pantheistische Element für den Jüngling anziehend, weil ihm durch dasselbe, recht nach seinem Sinne, Geist und Natur in ein inniges Ineinandersein gebracht ward. Wenigstens ward er von der Schelling'schen Naturphilosophie, die er bei einem Besuche in Heidelberg, namentlich aus Daub's Munde, kennen lernte, mächtig ergriffen. In's Innere der Natur zu dringen, war ja Spleißens Sehnsucht von Kindheit an: wie mußte das Phantasie- und Ahnungsreiche dieser neuen Weisheit, durch welche die Natur begeistet erschien, dem Jüngling wohlthun, der zur Intuition vorzüglich begabt war und eine reiche Phantasie hatte! In überschwänglicher Begeisterung, daß nun ihm die Wahrheit erreichbar erscheine, schrieb er an den väterlichen Freund J. G. Müller in Schaffhausen. Dieser helle und warme Geist aber hatte einen Widerwillen gegen das naturphilosophische Helldunkel, und in wahrhaft pädagogischer Weise hielt er die Begeisterung auf der rechten Bahn, ohne ihre Wärme zu dämpfen. So verlebte Spleiß die Universitätszeit, ohne an ihren Klippen zu scheitern, mit reichem Gewinn. Auch in geselliger Beziehung schlug er den richtigen Weg ein. Nachdem er um eines kranken Freundes willen genöthigt war, aus sich herauszugehen und Gemeinschaft zu suchen, lebte er das Studentenleben auf Commercen und Fußwanderungen mit, aber er verfiel keinerlei ordinärem Treiben, sondern überall schlugen bei ihm Ideen durch und die Zusammenkünfte bei Wein und Punsch wurden ihm durch die schwärmerische Begeisterung, mit welcher er den

Genossen der Jugend seine Anschauungen und Bestrebungen verkündigte, zu Festen der Idealität, des Geisteslebens geweiht. Die dritthalb Jahre des akademischen Lebens waren bald dahin. Es war Aussicht für den jungen Candidaten, alsbald den heiligen Dienst auf einer Landpfarrei antreten zu können, aber er getraute sich's nicht, weil er noch nicht das Gefühl hatte, im völligen Besitz der Wahrheit zu sein. Er trat als Hauslehrer in eine vornehme holländische Familie zu Osterhoot bei Breda, und dann nach einer Fußreise nach Eutin, wo er seinen Freund Hollweg besuchte, in ein Haus zu Cleve.

Spleiß hatte den Zug des Vaters zum Sohne je und je erfahren, aber bis jetzt den Sohn noch nicht in lebendigem Heilsglauben ergriffen. Er war eine religiöse Natur, in kirchlicher Gesinnung und Gebetsübung aufgewachsen, das Sittengesetz stand ihm als ein Zuchtmeister ernst vor der Seele, eine heilige Freundschaft hatte sein Herz für die ewigen Kräfte noch empfänglicher gemacht. Das waren lauter Dinge, die ihn vor dem Argen bewahren und zum Heile hinleiten konnten, aber das Heil selbst war ihm noch nicht aufgegangen. Die Universität hatte ihm nicht dazu verholfen. Und nach den Jahren der Universität verfiel er in den quälendsten Zweifel. Ein Pfarrhaus sollte ihn retten, das Pfarrhaus jenes reformirten Pfarrers, welchen später der Lutheraner Stahl als den apostolischsten Mann bezeichnet, den er je kennen gelernt. Es war an einem Sonntag Abend (18. August 1811), da saß Spleiß im Pfarrhause zu Goch bei Cleve in traulichem Gespräche: da trat der junge Pfarrer von Weeze herein und nahm an dem Gespräche Antheil. Manchmal rief's in Spleiß während dieser Unterredung: „Ach! so! der weiß davon, er hat tieferen Grund!“ Sie gingen dann miteinander nach Cleve; es kann vom Peripherischen zum Centralen,

von Mineralogie zur Geschichte, von der Geschichte zum eigenen Herzen, was es erlebt, was es gesucht, gefunden, verloren. Spleiß ließ den Wandergesellen in die brennenden Wunden hineinschauen, und dieser verstand den Durst, den der Kranke hatte, er sprach von der Liebe, wie sie in der Freundschaft sich offenbare, und dann von der ehelichen Liebe, von seinem Weibe, von der Gnade Gottes, die ihn geführt. Als sie nach Cleve kamen, war ein Herzensbund geschlossen zwischen Spleiß und seinem neuen Freunde. Es war C. G. Krafft, der nachher in Erlangen als Pfarrer und Professor viele zur Gerechtigkeit gewiesen. Am andern Tage trafen die beiden wieder zusammen, und Spleiß lernte Krafft's Frau kennen. Die Anschauung eines wahren Glückes, eines Lebens in wechselseitiger Liebe auf dem Grunde beseligender Wahrheit, die beide gefunden haben, das war Licht, das war Thau für die Seele. Spleiß war wie umgewandelt. Das Pfarrhaus in Weeze ward nun sein Seminar, wo er lernte, was es heiße und wie selig es sei, im Dienst des Evangeliums zu stehen, und er that vor Gott das Gelübde, alles Behagen des Lebens, allen Ruhm vor der Welt für nichts zu achten, wenn ihm Gott nur eine Seele schenke, die er für die Wahrheit gewinnen dürfe. In demselben Herbste war es Spleiß vergönnt, glückliche Tage in Heidelberg zuzubringen, wohin ihn die Anwesenheit seines Freundes Hollweg und das Verlangen trieb, mit Daub eine wichtige, uns unbekannte theologische Frage zu besprechen. Das Frühjahr darauf hatte er die Freude, mit seinem Zögling und dessen Eltern nach der lieben Vaterstadt Schaffhausen ziehen zu dürfen. Es sollte von da nach Genf gehen, aber da Spleiß zum Professor der Mathematik am collegium humanitatis um dieselbe Zeit ernannt worden war, blieben die Eltern mit dem Sohn in Schaffhausen. Spleiß fand seinen alten

Vater noch am Leben und konnte noch anderthalb Jahre Kindesliebe gegen ihn erweisen. Er trat sein Amt mit Lust an, freute sich der Muße, die er genoß und die er benutzen wollte, alle in ihm gährenden Fragen zur Klarheit zu bringen. Aber kaum war ein Jahr verflossen, so ward er ins geistliche Amt gerufen. Er ward Pfarrer bei der kleinen Gemeinde Buch, drei Stunden von Schaffhausen, die etwa so viele Seelen hatte, als die Stelle Gulden eintrug, nämlich drei 3 (333 fl.), wie Spleiß zu sagen pflegte. Es war ihm bange vor dem Predigen und er scheute vor dem Amte zurück, aber dem Drängen des Bürgermeisters Pfister gab er nach, und so ging er die Ehe mit der kirchlich gesinnten kleinen Gemeinde ein, in welcher er viel Gnade erfahren sollte.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand. Der rechte Verstand für das Hirtenamt ist der, welcher spricht: „ich weiß nichts als Jesum Christum, den Gekreuzigten". So lange hatte Spleiß nach der Wahrheit getrachtet, als nach einem Realen, Faßbaren, Persönlichen. Sein Zusammentreffen mit Krafft hatte die Nebel trübseligen Zweifels zerstreut, die Wahrheit trat immer näher an ihn heran in dem, der spricht: „Ich bin die Wahrheit", sie offenbarte sich immer deutlicher als die gekreuzigte Liebe. Dem Prophetischen in der Natur des Mannes entspricht das Symbolische in seinen Lebensführungen. Wie die allgemeine Liebe des Vaters zu seiner Creatur ihm einst in der Lilie so leuchtend aufgegangen war, daß er die Sorgen ums Leibliche für immer von sich warf, so wollte sich die sünderrettende Liebe des Sohnes dem feurigen Manne nun durch ein herzerschütterndes Zeichen in die Seele schreiben. Im Herbste 1813 machte er eine Wanderung zu einem Freunde im Canton St. Gallen. Sein Weg führte ihn durch das liebliche grüne Toggen-

burg. Seine Seele war ganz erfüllt von der großen Frage des Menschenlebens. Da schimmert ihm von einem sonnigen Hügel ein hohes Kreuz entgegen. Der plötzliche Eindruck war gewaltig: Wahrheit und Liebe in Einem erschien ihm in dem gekreuzigten Gottessohne. „Es ergriff mich die Sehnsucht nach ihm und mein Schmerz, daß ich ihn, obgleich mit dem besten Willen für die Wahrheit, doch bisher so ganz ignoriert und vergessen, und von neu erwachtem Ringen nach dem Allerheiligsten getrieben und hingerissen, umschlang ich inbrünstig das Kreuz und weinte bitterlich, verloren in Hingebung und Liebe und Bitte und Flehen zu dem Gekreuzigten.“ Nun dies Zeichen in seine Seele gepflanzt war, nun ging's von Kraft zu Kraft, von Klarheit zu Klarheit. Es war etwas Gewaltsames, Gährendes, Excentrisches in dem Manne. Aber der innern Wahrhaftigkeit in all seinem Fühlen und Wollen gelang es, unterstützt durch die treue Zurechtweisung wackerer Freunde, namentlich Kirchhofer's in Schleitheim, über alle Wunderlichkeiten den Sieg davon zu tragen. Spleiß wuchs am inwendigen Menschen durch lebendigen Glauben, und er kam dahin, daß er das Amt des Predigers, vor dem ihm gebangt hatte, mit völliger Freudigkeit trieb, redend von dem, deß das Herz voll war.

Eins fehlte ihm noch, nun er den Herrn hatte und eine Gemeinde — die Gehilfin. Es wäre für Spleiß nicht gut gewesen, zu bleiben, wie Paulus war. Der Trieb nach innigster geistiger Gemeinschaft, nach einem Aug' in Auge und Herz an Herz war zu mächtig in ihm, als daß er, zumal in späteren Jahren, durch die Freundschaft hätte befriedigt werden können. Auch that dem überschwänglichen Manne die zum Maßhalten mahnende ruhige, tactvolle Einfalt eines liebenden Weibes gar Noth. Durch gewaltsame Erschütterungen mußte er auch hier zum Ziele

kommen. In der Pfarrerin Krafft war ihm das Ideal der Weiblichkeit erschienen: so wie sie sollte die Seine sein. Und da in dem befreundeten Hause oft von der jüngeren Schwester der Pfarrerin die Rede war, so gestaltete sich in seiner Phantasie das Bild des Mädchens, das er nie gesehen, zu dem Stern, nach dem er verlangte. Jahrelang hatte er dieses Bild in ahnungsvoller Liebe bei sich getragen, im Sommer 1815 wollte er eine Reise zu Krafft machen — da kam im Winter vorher die Nachricht, das Mädchen sei Braut. Eine gewaltige Erschütterung seines innersten Lebens war die Folge dieser Nachricht. Es bedurfte die ganze klare und liebevolle Zurechtweisung des väterlichen Freundes Kirchhofer, daß er sich zurechtfand, Gott aber, der auch diese Züchtigung über ihn verhängt hatte, half ihm zum Ziel. Er gab ihm statt dunkler Ahnung klare Bestimmtheit in der Liebe, er führte ihm die Gehilfin zu, wie sie für ihn recht war. Zwischen Buch und Schaffhausen wohnte der Oberst Schoch auf seinem Landgut in Gennersbrunn, der väterliche Freund, durch den er einst nach Holland gekommen war. Wenn Spleiß von der Professur ins Pfarramt oder vom Pfarramt in die Professur zurückwanderte, trat er oft in das gastliche Haus ein. Er war willkommen, bei aller Wunderlichkeit und Ueberschwänglichkeit, in welcher er dem alten Obersten und seinen Kindern erschien, wegen des Reichthums seiner Ideen, wegen des Hochfluges seiner Begeisterung. Wenn er fort war, lachten sie wohl über die alles Maß übersteigende Lebhaftigkeit, mit welcher der kleine Mann den Schatz seines innern Lebens aufthat, aber manches Wort haftete in der Seele und wollte erwogen sein. Besonders schienen seine Funken in der Seele der einzigen unverheiratheten Tochter Friederike zu zünden, die ihrerseits bereits in Spleiß ein helles Liebesfeuer entfacht hatte. Es

kam am Ende zur Erklärung. Es gab kein rasches, in der Fülle des Herzens ausbrechendes Ja — aber ein ruhiges Sichaussprechen, aus welchem dann die Blume des innigsten Einverständnisses hervorblühte. Das sind seltene Briefe zwischen Brautleuten, welche von diesen gewechselt wurden! Friederike sagt ihm, daß sie ihn innig liebe, aber daß sie seine hohe Natur noch nicht ganz durchdrungen habe, daß noch große Verschiedenheit vorhanden sei, und daß sie das Ihre nicht so leicht aufzugeben gedenke. „Die höchste Aufgabe meines Lebens ist, meine Erkenntnisse ins Werk zu bringen, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen, und das liegt in der treuen Erfüllung unserer Pflichten. Doch nach meiner Erziehung und dem Platze, in welchen mich Gott gesetzt hat, müssen wohl meine Einsichten von den Ihrigen verschieden sein, oder vielmehr in ein anderes Fach einschlagen, und das hat zur Folge, daß Convenienzen, Rang, ökonomische Umstände einen wahren Werth für mich haben, während sie Ihnen Lappalien sind; Mitgefühle, Leiden &c., die mir heilig sind, sind Ihnen Schwachheiten, mein weiches Gemüth — Empfindsamkeit. Ich weiß, daß ich noch manche Eitelkeit zu überwinden habe, vieles, vieles auszurotten; doch der Grund meines Bestrebens ist, wie er meiner Natur gemäß sein soll. Diese Erkenntniß habe ich unter tausend heißen Thränen von Gott erfleht; und wo ich noch irre gehe, da habe ich die feste Zuversicht, daß Gott mich leiten wird, wo und wie Er will. Darum wähnen Sie nicht, mein Freund, mich umschaffen, Sein Werk zerstören zu können; ich bin fest in Ihm. Ich bitte und beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, schonen Sie mich, damit nicht Ihre Liebe und die Uebermacht Ihres Geistes mich bezwinge... Ich denke mir doch, daß Sie mit einem willenlosen Weibe nichts anzufangen wüßten." Spleiß antwortet entzückt, daß die Wahrheit als schützende Göttin

zwischen ihnen stehen solle, beruhigt sie über die bittere Schale, die er an sich trage, versichert sie, daß er ihre Eigenthümlichkeit achten werde, an kein Umschmelzen denke, aber an ein Ineinanderverschmelzen durch verständnißinnige Liebe. „Aber," fährt er fort, „Ihrer verschiedenen Einsichten wegen haben Verhältnisse, Convenienzen, Rang und Oekonomisches einen wahren Werth für Sie. Wohl, Werth, und nicht nur eingebildeten, hat das alles auch mir, aber es kommt darauf an, in welchem Verhältniß. Und hier will ich nun um unserer Freundschaft willen, mit Beiseitsetzung aller Convenienz, mein Herz auf einmal rein ausleeren. Ist nicht, liebe Freundin, auch in Ihnen die Hauptsache, daß Sie, so es nöthig würde, die genannten mundanen Dinge alle fröhlich hingeben, wenn es mit mir sein kann, fröhlich (weil mit mir für Gottes Zweck und Ehre) sich darauf vorher schon gefaßt hielten, vielleicht einmal halb barfuß, verspottet und verachtet, kümmerlich und hungrig dazu, mit mir durch die Welt zu ziehen, ja vielleicht auch noch mich ins Gefängniß werfen zu sehen — so thun wir allerdings besser, uns nicht ehelich zu verbinden; denn — das brauche ich Ihnen eben nicht erst zu sagen — ich bin ein Diener unsers Herrn Jesu, ihm ergebe ich mich mit Leib und Seele, Gut und Blut, Weib und Kind — darum muß das Letztere auch wollen und es vorher wissen. Wir beide können noch Zeiten erleben, an die viele Tausende jetzt, obschon sie sich mächtig bereiten, nicht denken und es nicht glauben, und da können die wahren Jünger Jesu, die zugleich Diener seiner Kirche sind, in gar gewaltige Nöthen und Umstände kommen, wo von der Convenienz, Oekonomie u. dgl. kaum mehr die Rede sein kann. Darum gedächten Sie je, sich mir ganz zu übergeben, so bedenken Sie, daß es auf Discretion gegen Gott, gleichwie auf

Gnade und Ungnade geschehen muß, oder nicht." In solcher Wechselrede verständigten sich die beiden gegenseitig. Wir setzen noch ein Bruchstück eines Briefes von Spleiß an seine Braut hierher, weil es zugleich ein Zeugniß ist, wie sein inneres Leben damals zur christlichen Bestimmtheit herangereift war. „Ich liebe bereits an dir und in dir bewußt und besonnen nichts, als was christlich in dir ist oder zu werden wünscht, sich sehnt, hungert, dürstet, schmachtet. Und siehe (nun breche ich mit dem ganzen Ernste hervor), sieh! theure Seele, Gottes Braut! der in mir ist, den du in mir hoch ehren, mit der ganzen Fülle deines Herzens lieben und empfangen darfst und sollst, der ist eifersüchtig darauf, daß auch du in deinem Spleiß nichts anderes liebst als ihn, unsern theuersten Schatz und Gewinn im Leben und im Sterben, deinen und unsern himmlischen Bräutigam. Nichts anderes? Ja, nichts anderes, denn was ich Anderes auch bin und in und an mir habe, das ist — ich bekenne es dir jetzt in tiefer Demuth — weder deiner noch irgend einer edlen Seele Liebe werth; nicht nur nichts bin ich außer dem, was Christus in mir ist, sondern viel minder als nichts, nämlich Gift, Bosheit, Stolz, Eitelkeit, Geiz, Neid, Unreinigkeit und Geist aller Laster. O! du kannst es jetzt noch vielleicht kaum glauben, was wir alle in tausend mal tausend verschiedenen Formen, Farben und Potenzen an und für uns selbst, außer der unergründlichen Erbarmung Gottes, in Christo Jesu erwiesen, für nicht etwa nur schwache, gebrechliche, verführbare, sondern verführte, verdorbene, vergiftete Scheusale sind, so daß jeder Moment gründlicher Selbstbetrachtung für sich schon als tausendfache Hölle quälen müßte; könnte dies fürchterliche Antlitz des Abgrundes in uns anders als in der Betrachtung von dem Lichte erblickt werden, welches selber bereits schon als göttliche Kraft uns aus dem boden=

losen Krater emporgehoben hat und ferner bis in die lichten Gefilde, wo die Hütten Gottes sind, emportragen will und wird? Darum, o liebes Herz,

Lieb' in Jesu, wen du liebest,
Ueb' in Jesu, was du übest,
Jesum, Jesum laß allein
Alles dir in allem sein!"

Nach einjährigem Brautstande ward am Gideonstage den 19. October 1815 der Ehebund geschlossen. Aber das bräutliche Leben dauerte gewissermaßen noch fort: die Eltern der Braut behielten die junge Frau noch ein Jahr, weil sie ohne dieselbe ihr Hauswesen auf dem Landgut nicht führen konnten. Da kam denn Spleiß Freitags von Schaffhausen nach Gennersbrunn. Samstags Morgens wanderte das Ehepaar zusammen nach Buch. Da ward am Sonntag das geistliche Ackerfeld bearbeitet, und am Montag lieferte Spleiß geduldig die liebe Ehehälfte wieder in das Haus der Eltern ab und lebte wie ein Junggeselle in einem befreundeten Hause zu Schaffhausen. Als aber der Oberst sein Landgut verkaufen konnte, zogen sie alle zusammen, die Schwiegereltern und das Spleiß'sche Paar, in das Fulacher Bürgly in Schaffhausen, das Spleiß von seinem Vater geerbt hatte. Die Wanderungen hörten aber für die Pfarrersleute nicht auf; noch immer zogen sie Freitags gen Buch und kehrten Montags von da zurück.

Wir sind begierig, wie der merkwürdige Mann, in welchem alles vom Worte zur Kraft drängte, in der kleinen Landgemeinde als Pfarrer wirkte, und haben Merkwürdiges zu hören. Spleiß stand jetzt im Feuer der ersten Liebe. Eine Natur wie die seine, aus mystischen Tiefen aufquellend, gewaltsamen Geistes die Umgebung ergreifend, wenn sie obendrein durch den Schwung des Glaubens, und

zwar eines hypostatischen, das Object zur Kraft des Subjects sich erobernden Glaubens, emporgehoben ward, mußte eine mächtige Wirkung üben. Mit seiner Frau gewann er deren Freundinnen, und mit diesen schlossen sich seine Freunde zu einer Gemeinschaft zusammen, in der man sich der Heilsgüter innig erfreute. Da war die Schrift nicht Wort, sondern Kraft, da waren Christi Leib und Blut und Geist Realitäten, da war Christus selbst gegenwärtig und der Glaube das Band, welches die Glieder mit dem Haupte zu einer nicht blos gedachten, sondern wahrhaftigen, substantiellen Einheit zusammenschloß; da spürte man die centrale Kraft und das centrale Licht Gottes bis in die kleinsten Einzelheiten des scheinbar peripherischen Lebens, aber in dem ganzen gegenwärtigen Weltwesen sah man ein Neues, Ewiges als verhüllten Kern, der erst die Schale durchbrechen und die große Verklärung der Kirche hervorrufen werde. In diesem Kreise war denn Spleiß der Prophet, der freilich nicht immer in der Einfalt des Evangeliums sprach, sondern Theosophisches und Naturphilosophisches mit dem Evangelium vermengte, ohne pädagogischen Tact und Herablassung zu der Anschauung weiblicher Seelen gewaltsam zum neuen Leben hindurchreißen wollte, so daß eine der Freundinnen in Schwermuth fiel und erst in Krafft's Hause zum Jubel der Begnadigung hindurchdrang, so daß der alte Freund Kirchhofer väterlich mahnen mußte, ja immer bei den religiösen Unterhaltungen die Bibel in die Hand zu nehmen.

Spleiß setzte seine ganze vom heiligen Geiste ergriffene Persönlichkeit ein, um für die Gemeinde ein neues Leben zu gewinnen. Die Jugend unterwies er eifrig in den kündlich großen Geheimnissen. Sie war an ihn gefesselt durch die wunderbare Lebhaftigkeit und Frische seines Wesens, durch den heiligen Klang, der aus seinem Innern herauf-

tönte, durch die Leichtigkeit, mit welcher ihm die Natur als Symbol des Geisteslebens allezeit sich darbot. Wenn er Samstag Nachmittags nach Buch kam, so zogen ihm die Kinder jubelnd entgegen und kehrten sogleich mit ihm ins Pfarrhaus ein, um seinen Unterricht zu empfangen. Auf der Kanzel predigte er gewaltig. Das innere Feuer brach durch den ganzen geistig-leiblichen Menschen hervor. Er stellte die Ereignisse der Zeit, z. B. ein Erdbeben, das im Jahre 1819 in der Schweiz verspürt worden war, unter das Licht des göttlichen Wortes. Er that dies alles so dynamisch, daß eine Kraft von ihm ausging. Die Wirkungen sollten bald offenbar werden. Es geschah in der Gemeinde eine Erweckung unter Alt und Jung, eine Erweckung, die sich wie ein elektrischer Strom verbreitete, mit seltsamen leiblichen Erscheinungen verbunden war, viel Aufsehen im Lande machte, die Obrigkeit zur Untersuchung veranlaßte, aber durch Georg Müller's klare Gerechtigkeit ruhig beurtheilt ward und durch Spleißens Maßhalten segensvoll blieb, eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des Reiches Gottes seit 1813, die wir aber an diesem Orte nicht weiter verfolgen können.

An Spleiß war es schön, daß er, bei aller Originalität seines Wesens, der Paulinischen Regel sich willig unterwarf: „Laßt alles ehrlich und ordentlich zugehen“ (1. Cor. 14, V. 40). Das kirchliche Amt und die kirchliche Ordnung, Liturgie, Katechismus und Gesangbuch, der kirchliche Anstand bei der Predigt des Wortes — das alles galt ihm etwas, und daß er darauf hielt, bewahrte ihn selbst vor Ausschreitungen und seine Gemeinde vor separatistischen Gelüsten. Aber noch ein anderes war es, was ihn auf der rechten Bahn erhielt. Sein Glaube war in der Liebe thätig; die gewaltige Spannkraft seines inwendigen Menschen begnügte sich nicht mit über-

strömenden Zeugnissen des Glaubens, sie wirkte auf dem Gebiete der rettenden Liebe. Er ließ sich gern herab zu den Niedrigen; Dienstboten und andere geringe Leute hatte er besonders lieb, und für sie wußte er immer ein besonderes Wort der Ermunterung. Und sobald seiner Frau und ihren Freundinnen das Auge für die Noth armer verwahrloster Kinder aufgegangen war, ging er mit ihnen ans Werk der Rettung. Naturwüchsig ward dieses unter seinen Händen immer größer. Anfangs begnügte man sich, solche Kinder in christliche Haushaltungen zu Buch zu geben. Welches Rettungshaus könnte an ein paar Dutzend Kindern leisten, was eine Bäsy Bäbely oder ein Veit Brütsch, seine Gemeindeglieder, an dem Einzelnen zu leisten vermochten! Aber mit der Hilfe wuchs die Erkenntniß des Nothstandes und das Bedürfniß nach umfassenderer Hilfe. Und als nun seit 1820 in Beuggen unter Zeller eine treffliche Anstalt ins Leben gerufen worden war und Spleiß alljährlich an den dortigen Festen in den Segen derselben einen Einblick that, da keimte der Gedanke auf, den Nothständen im Canton Schaffhausen durch eine ähnliche Gründung nach Kräften abzuhelfen. Ein halber Kronenthaler, den die Pfarrerin von Buch im Jahre 1826 von einem Unbekannten erhielt, war der letzte Anstoß, den Plan ins Werk zu setzen. Die Pfarrersleute, welchen der Kindersegen versagt war, boten ihr halbes Pfarrhaus an, um verwahrloste Kinder darin aufzunehmen. Die Geldmittel waren sehr gering, aber der Befehl des Herrn, wie ihn Spleiß und seine Freunde namentlich in Jesaia 58 erkannten, sprach so mächtig, daß sie sich verpflichteten, jeder Einzelne bis zu einer Summe von 200 fl. für das Werk einzustehen, und daß Spleiß bereit war, diese Summe, wenn's nöthig wäre, durch Verkauf seiner ihm überaus theuren Bibliothek herbeizuschaffen.

Ein Hausvater ward gewonnen in einem Schaffhäuser, der in Beuggen herangebildet war. Ein höchst origineller Aufruf, mit der Ueberschrift „Jesaias 58“, von Spleiß verfaßt und von zehn wackeren Männern mitunterzeichnet, machte den Plan bekannt, und am 19. October 1826 bereits, dem Hochzeittage der Pfarrersleute, ward die Anstalt durch eine Predigt von Spleiß über 2. Petri 2, V. 5 „Gott bewahrete Noah selb acht“ feierlich eingeweiht. Das Werk gedieh unter Gottes Gnadenschein. Nach vierzehn Jahren war das Haus zu eng geworden. Am 14. October 1840 konnte ein eigens dafür gebautes Haus „zum Friedeck“, auf einer Höhe bei Buch, eröffnet werden, in welchem bis auf diesen Tag etwa dreißig Kinder eine Rettungsherberge finden. Die Jahresfeste der Anstalt, alljährlich im Anfang September gehalten, wurden allmälig zu christlichen Volksfesten, namentlich für alle die, welche aus der Erweckungszeit von 1819 und 20 treu geblieben waren, und die nun herbeiströmten, um Spleiß zu hören, auf dem der Geist in diesen Tagen zwiefach ruhte. Da gab er sein Bestes in der Festpredigt, da schaltete und waltete er unter der Versammlung wie unter seinen Kindern, schüttelte jetzt Dem die Hand und rief dann Jenem ein gesalzenes Wort zu, und wenn dann liebe Freunde, wie Zeller aus Beuggen, Zaremba aus Basel, Barth aus Calw, Schubert aus München, auch gekommen waren und aus ihrem Schatze Altes und Neues darreichten, so läßt sich leicht denken, was für eine geistliche Erntefreude alle Festgenossen durchdringen mußte. — Spleiß sorgte dafür, durch Predigt und Gebet, daß der Anstalt der spiritus rector, der heilige Geist nicht fehle. Das Einzelne des Haushaltes überließ er seiner Frau und den Hauseltern. Die Kinder sollten fein demüthig zu Knechten und Mägden erzogen werden. Es galt ihm um das Eine, das

Noth ist, alles andere war ihm gleichgiltig. Ja, gegen solche Dinge, die ihm nicht nöthig schienen oder die den Kern des Menschen zu beschädigen drohten, konnte er mit seiner ganzen liebenswürdigen Originalität losfahren. Es widerte ihn an, wenn ein Schüler beim Lesen betonte, wie der Lehrer ihn instruiert hatte. Ein correcter Brief eines Kindes war ihm ärgerlich, das Hochdeutschsprechen in der Schule verhaßt. Die Pestalozzischen Einheitstabellen nannte er in seinem Zorne gegen den modernen Rechnungsunterricht „babylonische Thürme“, und alle Geduld ging ihm gar aus, wenn er irgendwo das Zeitwort „sein“ nicht mit y, sondern blos mit i geschrieben fand. Das schien ihm ein wahres Majestätsverbrechen gegen dies Wort, welches für ihn eine außerordentliche Bedeutung hatte, wenn es mit dem unbedeutenden Fürwort sein gleich geschrieben ward. Man kann sich denken, daß ein so wunderlicher Vorsteher eines Rettungshauses ein sehr sonderlicher Professor der Mathematik und Physik gewesen sein muß.

Spleiß war kein Freund der doppelten Buchhaltung, sagt sein Biograph mit Recht. Wie er auf dem Gebiete des Geistes dachte, so auf dem der Natur. Schöpfung und Erlösung hatten für ihn gleichen Ursprung. Durch die Mannigfaltigkeit sinnlicher Erscheinungen drang er mit dem Blicke des Glaubens in eine unsichtbare Welt hinein, und die ewige Gotteskraft nahm er wahr in der geringsten Creatur. So gewann er eine Anschauung, die sich von spiritualistischer Verflüchtigung wie von materialistischer Vergrobung gleich fern hielt. Die Wonne des Gottesgelehrten an den Wundern der Gnade vereinte sich in ihm mit der Freude des Naturkundigen an den Werken der Schöpfung. Mit dem Auge der Bibel drang er in beide Gebiete und nahm so unter den Männern der Naturwissenschaft eine einsame Stellung ein. Welche Freude für ihn,

als er einige große Todte entdeckte, mit denen er sich Eins fühlte: den Würtemberger Pfarrer Ph. Matthäus Hahn, den berühmten Mathematiker und Stundenhalter, den Verfertiger weltberühmter astronomischer Uhren und Verfasser geistgesalbter Predigten und Bibelerklärungen, und neben ihm den geistesverwandten „Magus des Südens", Oetinger! Ihre Schriften, die jetzt auf den Wegen der Wissenschaft dem größeren Publikum zugänglich geworden sind, fand er auf den verborgenen Pfaden, welche die Stillen im Lande gehen — in den Kreisen der Pietisten. Das war Erquickung, namentlich in Oetinger einen Mann zu finden, der mit dem höchsten theosophischen Geistesfluge die demüthigste Herablassung zu den Niedrigen im Volke verband. Ein Solcher wünschte er selber zu sein: eine reale Erkenntniß, welche die sinnliche Erscheinung mit der ewigen Kraft durchdrungen sah, wollte er vereinigen mit einer realen Liebe, welche in das Elend der Zeitlichkeit die Himmelsgüter hineingiebt. Will man die Spleißsche Anschauung kurz bezeichnen, so muß man sagen: sie war eine durch und durch dynamische. Und dynamisch war auch die Methode, mit welcher er als Professor die Jünglinge unterrichtete. Die Lebhaftigkeit war so groß, daß er ganz eigentlich den Schülern mit seiner Lehre zu Leibe ging. Für Mittheilung der Schulkenntnisse war diese Art, wie sich denken läßt, wenig geeignet. Aber Geistesfunken wurden in die Seelen geworfen und durch das begeisterte Aussprechen einer so tiefen Gesammtanschauung, wie sie Spleiß hatte, dem wissenschaftlichen Sinne eine bedeutende Anregung gegeben. Das war Spleißens höchste Wonne, wenn er wahrnahm, wie sich der Sinn eines Jünglings für die Erkenntniß erschloß, und dem Verlangen des Dürstenden kam er dann mit lebendigem Wasser entgegen.

Auch als Prediger band sich Spleiß an keine Regel als an die, daß es Beweisung des Geistes und der Kraft gilt. Er meditierte gründlich, sah sich den Urtext scharf an, betete brünstig, schrieb auch Anrede und Eingang wohl sorgfältig auf, dann aber nur die Disposition mit allerlei hieroglyphischen Abbreviaturen, die ihm für das Halten der Predigt selbst die Freiheit augenblicklicher, ursprünglicher Gedankenerzeugung und Darstellung ließen. Oft ließ er die Gemeinde ungebührlich lange warten, wenn er noch meditierte und betete. Dann erschien er rasch auf der Kanzel, und mit ungemeiner Lebhaftigkeit einzelne Theile manchmal ungebührlich ausdehnend, allerhand Bemerkungen parenthetisch in vertraulichem Tone einstreuend, das Höchste und Tiefste aber mit wunderbarer Kraft von Herzen zu Herzen predigend, führte er seine Verkündigung durch. Manchem Spötter, der, sich über seine Gesticulation lustig zu machen, gekommen war, hat er den Spott niedergepredigt, manchem Bekümmerten durch den heiligen Ernst, mit welchem er in die Seelenstimmungen einging, grade das gesagt, was ihm Noth war. Die Leute faßte er ins Auge, die vor ihm saßen. Als ein Blinder bei einer Predigt über das Elend des Blinden sich erhob und unwillkürlich nach der Kanzel hin zustimmend nickte, verwandelte sich die Predigt des lebhaften Mannes in eine Ansprache an diesen Einzelnen, die aber gewiß für alle höchst erbaulich war. Sah er Gebildete vor sich, so konnte er z. B. zu dem Spruche: „Wo die Sünde mächtig geworden, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden,“ um des malerischen Ausdrucks willen die französische Uebersetzung hinzufügen: „Où le péché abonde, la grace surabonde“, und dies surabonde mit einem Tone und einer Gesticulation begleiten, daß der Hörer die Gnade über sich herabfluthen sah.

Die freiere Bewegung, welche die Kinderlehre erlaubt, kam der Natur Spleißens sehr zu Statten. Da ging's erst recht ins Schweizerdeutsch, ins Gesticulieren, Symbolisieren, Individualisieren hinein. „Als er einst," so erzählt sein Biograph, „über 1. Petri 2: „„Ihr seid das königliche Priesterthum"" u. s. w. und über das Lied: „„Es glänzet der Christen inwendiges Leben"" zu sprechen hatte, redete er zwei Stunden lang über die Herrlichkeit der Kinder Gottes; da saß ein Knabe neben ihm, der sonst ein schläfriger Junge war, den packte er beim Arme, schüttelte ihn tüchtig und sprach: „„Der Hans Adam da, der Kühbub', der soll ein Priester und ein König werden: bedenke es einmal recht — und wach' auf — oder es wird's ein anderer anstatt dir"". Waren, was sehr häufig geschah, fremde Gäste in der Kirche zu Buch, so ließ er sich's nicht nehmen, auch an sie Anreden und Fragen zu richten. Bei Fr. 58 des Heidelberger Katechismus redete er vom unvergänglichen Erbe und sagte: „„Gold und Silber werden vom Rost und manchen scharfen Sachen nicht angegriffen, wie andere Metalle, aber, aber es git e Wässerly, das löst d's Silber und's Gold uf. Wie heißt's?"" und hiermit wandte er sich an einen in der Kirche anwesenden Studiosus von Schaffhausen. „Königswasser", war seine Antwort. „„Ja, da isch es, sehet, da hät de'z Schaffhuse im Collegium gehört; meined, do lerned sie Sache, vu dene ihr kan Begriff hend."" Und dann fuhr er fort, zu schildern, wie das himmlische Erbe nicht roste und nicht von Säuren aufgelöst werde, also herrlicher sei als Gold und Silber; er wurde nun immer begeisterter in dieser Schilderung, und endlich rief er mit Thränen in den Augen aus: O, ich habe zwei Paar Augen; mit dem einen schau' ich hinein

in den Himmel, mit dem andern schaue ich auf euch, ob ihr auch auf diese herrlichen Dinge achtet."

Auch in den liturgischen Bestandtheilen des Gottesdienstes war er durchaus Dynamiker. Auf eine liturgische Handlung bereitete er sich vor wie auf eine Predigt, durch intensive Sammlung. Er glaubte ja, daß die Worte Kräfte seien: wie hätte er sie mechanisch herleiern, sich pathetisch in ihnen spreizen sollen? Hörte er junge Candidaten Probepredigten halten, so schloß er aus dem Vaterunser, und besonders dem Amen, auf den ganzen Menschen; war das in Richtigkeit, so konnte er über eine schwache Predigt hinwegsehen, in der Hoffnung, daß dennoch der Segen nicht fehlen werde. Er selbst sprach Gebet und Formular mit wunderbarer Kraft und Salbung. Er hat einst einen Pathen, der sich bei der Taufe in ganzer Fleischesherrlichkeit vor ihn hinstellte, durch den Ernst und die Weihe seiner Rede dahin gebracht, daß die übereinander geschlagenen Arme herunterfielen, daß die Tabaksdose, aus der er zuvor zuweilen eine Prise genommen, verschwand, daß die hochmüthigen Blicke sich senkten, und der Mann am Ende ganz demüthig mit gefalteten Händen vor dem Taufstein stand. Für den Gesang, sofern er Kunst ist, hatte er weder Organ noch Verständniß; aber der Gemeindegesang einer gläubigen Versammlung mit ihrem eigenthümlichen geistlichen Dufte, wie man ihn in Buch finden konnte, war ihm lieb und theuer, und mit Sorgfalt wählte er allemal die Lieder.

Wie Spleiß sich zur Seelsorge stellte, läßt sich aus dem Erzählten schon entnehmen. Es ist das ein schwieriges Stück der geistlichen Amtsthätigkeit, das wenigen gelingt. Es gehört dazu Heilsgewißheit und Gebetsübung des Seelsorgers für sich selbst, ein tiefes Ergriffensein von dem nur durch Christi Blut aufzuwiegenden Werth einer Men=

schenseele, ein energisches Bewußtsein der Verantwortlichkeit in Bezug auf jede einzelne der anvertrauten Seelen, die Lust und Fähigkeit, in jeden Seelenzustand sich einzulassen, und daß das gelinge — wir wagen es zu sagen — auch etwas von jenem heiligen Humor, der auch Wunderlichkeiten verträgt, aber durch dieselben leicht und rasch zum Einen kommt, was Noth thut. Das alles hat aber Spleiß in nicht geringem Grade besessen. Er war ein Mann, der in schwerer Uebung selber auf die sonnige Höhe der Gnade gekommen war, und was er hatte, in ernstem Gebete bewahrte. Ihm schnitt die Gebundenheit der Menschenseele durchs Herz, und es war ihm ein ganzer Ernst, sie zur Freiheit zu führen. Er ging dabei schnurstracks auf das Subject los, und mit der Kraft intensivster Concentration des Glaubens und Gebetes sprach er zu ihm das erleuchtende befreiende Wort. Nicht sein Wort allein, sondern seine bloße Erscheinung, ja seine Lampe, die in später Nacht durch das Fenster schimmerte, gerieth den Bösen zum Schrecken und zur Demüthigung, den Frommen zum Labsal und zur Erhebung. Und mehr noch als mit den Leuten von Gott, sprach er mit Gott von den Leuten. Er war ein B e t e r. „Die ersten Stunden des Tags und die stillen Stunden der Mitternacht waren stets dem Gebete geweiht, und wenn des Abends bei einbrechender Dämmerung die B e t g l o c k e ertönte, dann mochte bei ihm sein, wer da wollte, er entfernte sich und stieg auf das Thürmchen des Fulacher Bürgly hinauf, wo er sich sein Gebetskämmerlein eingerichtet hatte. Da zog er dann wohl, wie Moses, seine Schuhe aus, öffnete, wie Daniel und Luther, das Fenster und sprach eine halbe Stunde mit seinem Gott, um dann, eingetaucht in die Kräfte der zukünftigen Welt, zu seiner Arbeit und zu seiner Umgebung zurückzukehren.“ Die Fürbitte nahm in seinem Gebet eine

bedeutende Stelle ein. Durch sie wirkte er täglich über Länder und Meere hinaus. Denn ein begeisterter Herold der Heidenmission in der Gemeinde und auf den Basler Festen, hatte er seine Jünger auch draußen in der weiten Welt.

Für Spleiß war die Gemeinde im Hegau eine liebe Braut, ein treues Weib gewesen, das er nährte und pflegte, und nur der klare Ruf Gottes, erkennbar daran, daß alle Verhältnisse dahin drängten, er selbst aber gar nichts dazu that, konnte ihn bestimmen, sein liebes Buch zu verlassen. Durch den Uebertritt des Schaffhausenschen Antistes Friedrich Hurter zur katholischen Kirche war die Stelle des Oberhirten des Cantons erledigt. Von allen, die Christum lieb hatten, ward die Ernennung dessen, der zuerst unter Hohn und Spott Christum im Lande verkündigt hatte, zum obersten Geistlichen des Landes als ein öffentlicher Sieg des lebendigen Glaubens begrüßt. Spleiß, wie schwer ihm das Amt schien, das er antreten sollte, wagte nicht, dem deutlichen Rufe Gottes, in die durch Streit und Hader getrübte Kirche wieder Licht zu bringen, zu widerstreben. Durch eine schöne Feier im Freundeskreise auf freier Bergeshöhe nahm er Abschied von dem geliebten Hegau. Nun gab's Geschäfte genug für Spleiß, der kein Geschäftsmann war. Das Präsidieren bei Synoden und Conventen, die Vertretung der Kirche dem Staate gegenüber, die Leitung des städtischen Schulwesens, die Ehe- und Armensachen, so weit sie ganz äußerlich waren — das alles lag schwer auf ihm. Die Gaben sind verschieden. Mancher Pfarrer, wenn er ins Regiment kommt, geht ganz im Geschäft auf, — Spleiß blieb, der er war, durch und durch Geistesmensch, und hat als solcher der Kirche seines Landes gewiß größeren Segen gebracht, als der vollendetste Actenmann, der nichts weiter ist.

Und sein Familienleben! Es ist wahr, was der ehrwürdige Le Grand aus Basel auf der Versammlung der evangelischen Allianz in Berlin einmal gesagt hat: die Pfarrfrau sei für die Gemeinde nicht etwa Nr. 2, sondern Nr. 1b. Wenn das für die Gemeinde gilt, wie viel mehr für das Haus! Spleiß war das Loos aufs lieblichste gefallen: er war mit seinem Weibe eines Sinnes, und wenn seither weniger von ihr die Rede war, als der Leser vielleicht erwartet, so liegt das darin, daß die beiden Eheleute in allem als zusammenwirkend, als Eins zu denken sind. Ist nun durch die „Hausessonne" der rechte Schein da — dann kommt's darauf an, ob Kinder da sind, die in solchem Schein gedeihen sollen. Eine kinderlose Ehe ist gewiß eine der schwersten Prüfungen, und der Gläubigste hat zu wachen, daß das eheliche Leben in rechter Liebesfrische und Wärme dahinfließe und das Herz sich nicht verhärte. Das beste Mittel ist dann gewiß, sich das Haus dennoch durch Kinder zu beleben. Die Spleißschen Eheleute haben es in Buch gethan, indem sie ihr Pfarrhaus zur Rettungsherberge machten. Aber auch dann, als ein eigenes Haus für die verwahrlosten Kinder gegründet war, ward das Pfarrhaus nicht leer. Freunde, namentlich jugendliche, gingen zahlreich ein und aus, denn das goldene Wort: „Herberget gern!" war dem Ehepaar recht in die Seele gewurzelt. Oefter gaben sie den Bitten eines Freundes nach und nahmen eine Tochter für eine Zeit lang ins Haus. Mit diesem heranblühenden Geschlecht hatte dann die Pfarrerin am meisten zu verkehren, Spleiß aber wirkte aufs mächtigste durch seine Erscheinung ohne viel Worte. „So lange ich in seinem Hause wohnte," erzählte eine Pflegetochter, „sprach er nie mit mir allein, aber sein Wesen und sein Wandel haben sich mir unauslöschlich tief eingeprägt... Es hat mir einen tiefen Eindruck gemacht, daß auch im gewöhnlichen

Leben und bei jeder Begegnung alles Ernste, Wahre, alles was einer Seele nützen oder schaden konnte, ihm so heilig war; selbst im lebhaftesten Gespräch nahm er nie etwas Derartiges leicht, und diese heilige Liebe und Sorgfalt flößte unbeschränktes Vertrauen ein ... Er erschien mir in der That auf der höchsten Stufe der Heiligung, die ein Mensch durch die Gnade Gottes schon auf dieser Welt erreichen kann, und dieser Gedanke ist mir nicht erst nach seinem Tode eingefallen, sondern schon in seiner Nähe dachte ich mehr als einmal bewundernd darüber nach, wie hoch und herrlich doch ein Mensch durch die Gnade Gottes werden kann." Die Kinder aus der Verwandtschaft, namentlich seine jungen Neffen, fanden sich gern bei ihm ein: da gab's nicht allein Birnen im Garten zu essen, Krystalle und Muscheln im Studierzimmer zu bewundern, da wurden liebliche Gleichnisse den Kinderseelen eingeprägt und ergötzliche Geschichten erzählt. Alle vierzehn Tage kamen Donnerstag Abends die Amtsbrüder mit ihren Frauen zu einem Kränzchen beim Antistes zusammen. Es ist gut, für solche Zusammenkünfte Gesetze zu machen, damit sie nicht in einen Wetteifer in Speisen und Getränken ausarten. Origineller und bedeutsamer war gewiß das Grundgesetz, das Spleiß für sein Kränzchen aufstellte: daß die Amtsgeschäfte und die ordinären Tagesgeschichten von der Unterhaltung ausgeschlossen sein sollten. Spleiß hatte die Gabe, das Gespräch über dem Gewöhnlichen zu halten, ob er nun seine Gedanken über Dynamik und Magik aussprach, oder von Isaak Newton, Baco, Oetinger, Hahn erzählte, oder Geschichten und Charakteristiken aus der Thierwelt zum Besten gab, oder endlich über die neuesten Menschenspecies der „Europäer", die weder Schweizer, noch Franzosen, noch Engländer sind, aber den unverkennbaren Typus

des Gasthofes, des Kaffeehauses, der Eisenbahn an sich tragen, seinen geißelnden Humor ergoß.

Mit den Jahren änderte sich Manches in Spleiß. Er ward wohlbeleibt, schwerfälliger, weswegen ihm die größere Behaglichkeit im Aeußerlichen des Lebens, welche jene Versetzung nach Schaffhausen mit sich brachte, wohlthat; er liebte die Stille und blieb am liebsten auf seinem Studierzimmer. Zwar auf der Kanzel, wenn der Geist von innen heraus den ganzen Menschen mit Feuer durchdrang, konnte er noch eine Lebhaftigkeit zeigen, welche diejenigen, die ihn als jüngeren Mann nicht gekannt hatten, in Staunen setzte; aber doch war das äußerliche Auftreten etwas gemildert, und noch mehr das Wort selbst. Er zog nun die ruhig betrachtende Predigt der gewaltig stürmenden vor, die Posaune gab keinen so aufweckenden Ton mehr, die Stimme hatte sich gewandelt, um die Sprache der christlichen Hoffnung zu reden.

Wir kommen zu dem seligen Ende des frommen Mannes.

Sonntags den 25. Juni 1854 predigte er zum letztenmal über Römer 12 V. 9—12. Es mag ein herzerquickendes Zeugniß gewesen sein von der unverfälschten brüderlichen Liebe, eine kräftige Mahnung, brünstigen und freudigen Geistes zu sein und im Gebet anzuhalten. Schon hatte er sich dabei unwohl gefühlt, da er sich, wahrscheinlich beim Bad im Rheine, eine Erkältung, eine Intussusception der Gedärme und dadurch völlige Verstopfung der Kanäle zugezogen hatte. Drei Wochen schleppte er den aufgedunsenen Leib umher, aber meist mit einer solchen Geisteskraft, als ob es eine ihm fremde Last wäre, die ihn nicht näher angehe. Wollte sie ihm doch zu schwer werden, dann tröstete er sich mit Hiob: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ Als einige Anzeichen der Besserung sich als trügerisch er-

wiesen hatten, sorgte er mit aller Umsicht, zum Besten seiner Frau, für die äußerlichen Angelegenheiten. Für die Ewigkeit war er längst gerüstet. Denn auf die Frage, was er selbst von seinem Zustande halte, hatte er schon im Anfang der Krankheit geantwortet: „Ich habe noch keinen Bericht, aber ich bin bereit und tausendmal versöhnt". An seinem letzten Morgen, welcher sein erster war in der ewigen Klarheit, am 14. Juli, war er noch ganz er selbst. Die Lilienwoche war wieder da. Er nahm die Blume, die neben dem Bette im Glase stand, in die Hand, ließ das Wasser des Eises, das zur Heilung gebraucht worden war, darauf träufeln und redete mit dem Arzt von der chemischen Wirkung dieses Experiments. Etwas später stand er noch einmal von seinem Lager auf, ging zu seiner Bibliothek und schlug in dem griechischen Handwörterbuch die Wurzel eines griechischen Wortes aus dem Neuen Testamente auf, das seine Meditation gerade beschäftigte, und legte sich dann wieder. „Bald darauf traten die Vorboten des Todes ein," so erzählt sein Biograph; „ein Freund sprach ihm das Wort des Apostels vor: „„Ich achte es alles für Schaden gegen die überschwängliche Erkenntniß Christi Jesu, und achte es für Koth, auf daß ich Christum gewinne und in ihm erfunden werde, daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetze, sondern die durch den Glauben an Christum kommt, zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden,"" worauf er dann beifügte: „und die Herrlichkeit darnach." Nun erscholl die Glocke des Münsters, die jeden Freitag um 11 Uhr das ewige Opfer auf Golgatha verkündigt, unter deren Klängen einst seine Mutter verschieden war, und deren feierliche Töne ihm, so oft er sie vernahm, eine stille Feier bereiteten; er gab seiner treuen Gattin den letzten Abschiedskuß; der kurze Todes-

kampf trat ein, man hörte ihn das Wort sprechen: „Er hat die Kelter des Zornes getreten allein!“ und unter den Klängen jener Glocke war sein Geist hinübergeschieden. Sein Antlitz war im Tode außerordentlich schön; ein ernster Friede, eine stille Majestät ruhte auf demselben und ließ noch mehr als während seines Lebens den hohen Geist durchschimmern, der in dieser Hülle ge wohnt hatte.“

Es ist eine treffende Grabschrift, die der Heimgegangene erhielt: Wer an mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Er gehört zu den seltenen Menschen, an welchen dies Wort sich besonders erfüllt, weil ihre ganze Persönlichkeit, von der ewigen Kraft durchdrungen, Kräfte ausströmt, weil an ihnen das christliche Leben als ein Geist, Seele und Leib beherrschendes, als eine Realität erscheint. Gott helfe in Gnaden, daß es auch in unsrer Zeit nicht an Originalitäten fehle, mit deren Glaubensleben keins der hergebrachten Systeme völlig sich deckt! Denn der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist. Joh. 3 V. 8.

Dritter Abschnitt.

Das deutsche evangelische Pfarrhaus der Gegenwart.

---

1. Die erste Pfarrei und das erste Pfarrhaus.

Aus den Papieren eines Landgeistlichen.

„Die Zeit meines Vicariats war zu Ende gekommen, ich erhielt durch die Güte eines fürstlichen Patrons meine erste Pfarrei. Das Mutterdorf hatte mit dem etwas kleineren Filial zusammen nicht tausend Seelen. Es lag im Hügelland am frischen Bach zwischen den schönsten Wiesen. Aus den Wiesen führten Pfade über Hügel voll Korns nach dem weit ausgedehnten Walde. Die Gemarkung an Feld und Wald war groß, die Gemeinde dennoch in schwierigen wirthschaftlichen Verhältnissen und ihr Ruf tief gesunken. Während aus alter Zeit unter schlechter Verwaltung Kriegsschulden über Gebühr sich fortgeschleppt hatten, war die neue Zeit angebrochen, welche auf Neubau von Pfarr- und Schulhaus, wie auf Anlegung guter Wege und Vermessung des Feldes drängte. Die Bewohner hatten einen seltsamen Wandertrieb. Die Armen kehrten in Paris die Straßen und handelten in London mit Fliegenwedeln,

die Wohlhabenden zogen auf den Blutegelhandel. In Polen und Ungarn, in Croatien und Slavonien kauften sie die Waare ein, um sie heimwärts gewandt in Oesterreich und Baiern loszuschlagen, und, wenn der Verkauf bald gelang, sofort den Einkauf wieder zu betreiben. Das Feld daheim ward mittlerweile schlecht bestellt, und zugleich durch gemachte Darlehen, die man in einer benachbarten Spar- und Leihkasse leicht bewerkstelligen konnte, schwer belastet. Der Besitzer, der draußen auf dem Handel umherzog, gewöhnte sich an das Leben im Wirthshaus, während die Frau daheim mit den Kindern in der Wirthschaft sich quälte. Die Zinsen wurden nicht bezahlt, die Gläubiger griffen nach den verpfändeten Häusern und Aeckern. Sie kamen zur Versteigerung, aber es fehlten die Käufer. Das Gut ward entsetzlich entwerthet, für ein paar Gulden kaufte man einen der schmalen Ackerstreifen, in welche man in jener Gegend den größeren Acker zerlegt, um ihn unter die Erben zu vertheilen. Viele Aecker blieben unbebaut. Die Gemeindelasten waren bedeutend. Aber bei allem Druck, der auf den Leuten lag, war im Dorf ein ausgebildetes Wirthshaus- und Spinnstubenleben, und die Kinder und Frauen fingen an, nach den reicheren Dörfern auf den Bettel auszugehen. Sonst schlug ein Bewohner des Dorfes stolz an den Geldsack und rief aus: ich bin niemand nichts schuldig, jetzt hörte man fast täglich die Schelle Zwangsversteigerungen verkündigen. Die wirthschaftliche Lage war um die Zeit, da ich als Pfarrer der Gemeinde berufen ward, zu ihrem tiefsten Stand gekommen. Man sah sich nach Hilfe um. Ein Prinz des Patronatshauses kam auf den Gedanken, die den Gläubigern verfallenen Aecker zu kaufen, und damit den Gläubigern, den Leih- und Kirchenkassen, zu helfen und zugleich den Werth des Bodens zu steigern. Wenn nun jemand den Acker verkaufen mußte, so ging

er zum Prinzen. Dieser aber war fern von selbstischem Interesse und gab nach einiger Zeit, nachdem die Verhältnisse sich gebessert, das Feld an die Gemeinde zurück. Eine gewisse Kirchlichkeit hatte sich im Dorfe erhalten. Die Leute waren gutmüthig und unbefangen genug, sich nicht im voraus durch die Städter gegen den pietistischen Pfarrer aufhetzen zu lassen, und ich kam gerne. „Ist es wahr, daß du in das elende Nest ziehen willst?“ schrieb mir ein Freund, der damals noch seine Sache auf die Residenz gestellt hatte. Ich antwortete, daß ich meinem Gott von Herzensgrund für die Stätte fester Arbeit danke, die er mir geben wolle. Der fürstliche Patron meinte, man dürfe den Teufel nicht schwärzer malen als er sei, und ermunterte mich. In der That bedurft' ich der Ermunterung nicht. Die Stelle trug doch, wenn man die Wohnung mit veranschlagte und jedes Ei, das die Confirmanden bringen mußten, in Geld rechnete, beinahe vierhundert Thaler ein, das mußte zur Begründung des Hausstandes reichen. Voll Werdelust zog ich aus der reichen Mainspitze, wo ich das Gold von Hochheim reifen sah, in das arme Dorf, wo der Branntweindunst duftete — und welche Freude hat mir Gott in dieser meiner ersten Pfarrei gegeben!

„Es war Ende April. Ich hatte an dem Orte des Patrons Station gemacht, in der Kirche gepredigt, die fürstliche Familie besucht, im Pfarrhaus gewohnt. Wie viel huldvolle Liebe hab' ich seitdem in jenem Schloß empfangen, und keine Stätte giebt es in der weiten Welt, wo ich in der Folgezeit, auch mit Weib und Kind, öfter und herzlicher bewillkommt ward, als in diesem Pfarrhaus. Der liebe Freund — Gott segne ihn auch für diesen Gang — gab mir, als ich nach meinem Dorfe wanderte, ein gutes Stück das Geleite. Wir traten in den Wald,

den ich von jetzt an viele Jahre lang zu jeder Jahres- und Tageszeit durchwanderte. Die Buchbäume zeigten das erste zarte, jungfräuliche Laub. Die ersten Blumen blühten unter den Bäumen. Nachdem ich allein gelassen war, führte mich der Weg bald aus dem umfangenden Wald ins freie Feld. Den Gesichtskreis begrenzte in der Ferne der blaue Höhenzug des Vogelsberges. Vor mir lag langgestreckt das Dorf zwischen den Wiesen, die eben frisch zu grünen begannen. Die Bäume waren knospenreich. Der Acker lag gepflügt, die Sommersaat aufzunehmen, während die Wintersaat im schönsten Grün stand. Im Feld hört' ich, denn auch die Weise, wie der Bauer mit seinem Vieh spricht, ist landschaftlich und volksthümlich, ungewohnte Rufe der pflügenden Bauern. Ahnungsvoll stieg ich die Wald-, Feld- und Wiesenpfade hinab. Ohne Geräusch der Wagen, ohne Noth mit dem Gepäck, doch nicht ohne Tasche und Stab und Schuhe, bemerkt nur durch die Nöthigung, meinen Schlüssel zu suchen, gelangt' ich ins Pfarrhaus. Ich fing an meine Bücher auszupacken. Der Schullehrer kam zur Begrüßung, ein im Trunk verkommener Mann, beklommen und befangen. Der Bürgermeister erschien und war freundlich. Mit der Wirthin ward das Nöthigste über Essen und Trinken für die Zeit meines Alleinseins besprochen. Und nun war der Abend da und ich war allein, mutterseelenallein in dem Haus, das mir Gottes Gnade nachher mit so reichem, schönem Leben gefüllt hat. Wie lauter Sinnbilder meiner Ahnungen und Hoffnungen erschien mir der Frühling, durch den ich gewandert war: das junge Laub und die aufbrechende Blüthenknospe, der frische Bach und die grüne Wiese, die aufgelockerte Ackerkrume und die sprießende Saat, das Säen der Männer im großen Feld und das sorgfältige Suchen der Frauen nach ein wenig grünem Futter am Rain, und nicht am

wenigsten die Drossel im Wald und die Lerche im Feld, denn mit Gesang sollte auch in der neuen Pfarrei das Evangelium seinen Einzug halten.

„Im wunderschönen Monat Mai, da alle Knospen sprangen, war die Einführung ins Amt. Noch waltete die Hausfrau nicht im Pfarrhause. Noch hatte sie ihm nicht aus warmem Gemüth den Geist des süßen Behagens eingehaucht. Spärlich stand das Mobiliar umher. Den Fenstern fehlten die Vorhänge, den Wänden die Bilder, den Tischen die Blumen, die uns nachher Wiese und Wald, Hügel und Feld so reichlich lieferten. Das Geschirr war geborgt. Aber die liebe Pfarrfrau, bei der ich zuletzt gewohnt, hatte treffliches Gemüse geschickt. Eine liebe Schwägerin war gekommen, um die Hausfrau zu vertreten, und der Herr Decan — er war ein frommer, warmherziger Mann, der die ganze Handlung verrichtete, als ob's ihm eine besondere Freude wäre. Und er ist mein Freund geworden und sein Sohn, der Professor, der die gelehrten, sinnigen und frommen Bücher schreibt, nicht minder. Die Kirche im Mutterdorfe war voll und die Gemeinde andächtig. Und nach dem bescheidenen Mahl wanderten wir zusammen nach dem Filial, den Weg, den ich nachher so oft gemacht, den vielgeliebten und vom Segen Gottes triefenden Pfad durch die Wiesen zuerst, dann den Basalthügel hinauf, auf welchem seit 1817 die Lutherseiche steht, dann durchs Feld und endlich in den schönen blumen- und vogelreichen Laubwald. Beim Austritt lag das andre Dorf vor uns. Und fast begieriger noch ward ich von der Tochtergemeinde aufgenommen als von der Muttergemeinde. Der Bund war geschlossen. Wie dankt' ich Gott, wie schwoll mein Herz nach Segen, als ich von diesem Tag in mein stilles Haus wieder eintrat! Wie nun weiter? Ich hatte es schon auf zwei Vicariaten

erprobt, daß es eine unnöthige Pastoralklugheit sei, die Gemeinde zunächst mit Wassersuppen zu tractieren und sie erst allmälig von dem feurigen Wein des Evangeliums etwas ahnen zu lassen, am Anfang ihnen nur menschlich freundlich zu begegnen und sie nachher, ohne daß sie's merkten, wie von hinten her, fromm zu machen. Sie sollten sogleich die volle Wahrheit hören. Aber weil das Evangelium nicht ein harter Stein ist, den man den Leuten an den Kopf wirft, sondern eine frohe Botschaft, die man ihnen verkündigt, so sollt' es in der Gemeinde mit Sang und Klang seinen neuen Einzug halten. Ehe die Leute darüber nachdenken oder in den benachbarten Städten sich Rath holen konnten, was ein Pietist sei, sollten sie in die warme Fluth, welche die Welt Pietismus nannte, in das frische, freie, frohe, fromme Leben, das aus dem Evangelium quillt, eingetaucht werden. Schon am Sonntag nach der Einführung lud ich von der Kanzel die confirmierte Jugend für eine Nachmittagsstunde in den Schulsaal ein. Er ward ganz voll von jungen Leuten. Ich sang ihnen geistliche Lieder vor, die sie nicht kannten, aber sofort nachsangen, vor allem das unvergleichliche Wanderlied für Feld und Wald „Schönster Herr Jesu", und erzählte ihnen. Nachdem dieser erste Wurf gelungen, lud ich am folgenden Sonntag die Gemeinde, soviel ihrer Lust dazu hätten, zum Gang in den Wald ein. Die Jugend kam zahlreich ins Pfarrhaus, auf allerlei Wegen schlichen die Alten nach, — o wie schön war der Gang durchs Feld! Der April hatte nach dortiger Bauernregel dem Mai die Aehren geliefert; die Hügel standen dick mit Korn; zwischen den Kornfeldern hin zogen sich goldne, duftige Streifen mit Raps; der Wald hatte sein weichstes und hellstes Buchengrün; unter den Bäumen blühten Maiblumen; der alte Forstwart war stolz, des Waldes Herrlichkeit dem

jungen Pfarrer zu zeigen, und traulich drängten sich die lieben Leute um mich her. Es war ein schöner Anfang zu einem herzlichen Verhältniß gemacht.

„Es sollte viel herzlicher werden, als erst die Hausfrau ins Pfarrhaus gezogen war. Das katholische Pfarrhaus entbehrt dieses Segens. Und in der evangelischen Kirche hört man wohl die Meinung aussprechen, die Frau sei eben für das Pfarrhaus, in der Gemeine habe sie nichts zu thun. Freilich, wenn die Pfarrfrau mit Sorgen für die Kinder und das Hauswesen belastet ist, oder wenn ihr der Geist des Glaubens fehlt, der in der Liebe thätig ist, oder wenn sie die Gabe nicht hat, mit dem Volk umzugehen, oder wenn sie, klatschsüchtig und eigennützig, nicht lassen kann, ihre eigenen Angelegenheiten mit denen der Gemeinde zu vermengen, dann ist's gut, wenn sie sich zwischen den Wänden ihres Hauses hält. Aber wenn sie keine Kinder, wenig Kinder oder versorgte Kinder hat, wenn sie ihr Leben ihrem Heiland zum Dienst verschrieben, wenn sie unter den Gemeindegliedern verständig wandelt, leutselig, ohne Herablassung, wenn sie lieber giebt als nimmt und hohen Sinnes auch im Kleinsten den Ausbau des Reiches Gottes im Auge behält, warum sollte sie ihr Pfund vergraben und die Noth des Volkes ungestillt lassen? In der ersten Christengemeinde, so scheint es, wurde der Wittwen-Name Amtsname, weil es sich so leicht ergab, daß Wittwen als Diakonissen der Gemeinde sich darboten, warum sollte man nicht von einer Pfarrerin reden dürfen, in dem Sinne, daß sie ihres Mannes Amt mit der Gabe, die ihr Gott gegeben, still begleitet und unterstützt? Die Frau hat oft vor dem Manne den durchdringenden Blick voraus, der eines Menschen Art und Lage schnell und tief erfaßt. Leichter als dem Pfarrer offenbart sich der Pfarrfrau die bekümmerte weibliche

Seele. Wenn der Pfarrer in Gefahr ist, über gelehrten Studien oder den kirchlichen Kämpfen das Nächste zu vergessen oder zu versäumen, wie gut ist's, wenn die Pfarrerin an den Kranken, der besucht werden muß, an den Armen, der Hilfe bedarf, an die Erledigung irgend eines Geschäfts, dessen Aufschub Schaden bringt, erinnert. Ohne die Küche der Pfarrfrau, ohne ihre geschickte Pflege, ohne ihr mildthätiges Eingehen in die äußerliche Noth, wie rathlos steht der Pfarrer da! Und wenn doch das Pfarrhaus im weitesten Sinne ein gastliches Haus sein, wenn die Gastlichkeit des Pfarrhauses gradezu im Dienste der Seelsorge stehen soll — wo bliebe diese Gastlichkeit ohne die Frau? Wir stellten unser Haus in die warme Mitte der Gemeinde. Immer mannigfaltiger wurden die Fäden, durch welche sein Leben mit dem der Gemeinde verflochten wurde: Armenpflege, Krankenpflege, Fürsorge für die Kinder und für die Alten, Rath, der gradezu in allen ehelichen Angelegenheiten gesucht ward, Besuch in den Häusern der Pfarrkinder, Bewillkommnung derselben im Pfarrhaus. Es ward ein wirkliches Zusammenleben. Was in der Gemeinde vorging, das theilte seine Wellenschläge dem Pfarrhaus mit. Und nie wird in uns die dankbare Erinnerung an die treuherzige Liebe erlöschen, mit welcher die guten Pfarrkinder für das Pfarrhaus sorgten, liefen und beteten, wenn Noth darinnen eingekehrt war.

„Der Sommer, der zum Zusammenleben am wenigsten geeignet ist, ging hin und der Herbst kam. Die Feldarbeit schloß ab, und ehe die Arbeit der Weber im Hause, der Holzhauer im Walde begann, ward die Kirchweihe gefeiert — ein heiliger Name, mit dem ein sehr weltliches Ding bezeichnet wird. Eine süddeutsche Kirchweihe ist ein schweres Kreuz für einen ernsten Pfarrer. An keinem Tage ist die Versuchung, die Kirche nicht einmal zu besuchen,

größer als an diesem. Die Zurüstung der Mahlzeit hält die Frauen, die in allen Gliedern zuckende Erwartung die Jugend zurück. Am lieben lichten Sonntag, der sonst auf dem Lande noch Paradieseshauch hat, tobt die tollste Lust durch das Dorf. Die Ersparnisse, die für Erleichterung der wirthschaftlichen Lage so nöthig wären, sind rasch verjubelt. Auf einmal scheint die Welt wieder ganz in der Herrschaft des Dorfes zu sein. Daß es in solcher Weise nur einmal im Jahre zugeht, ist ein geringer Trost für den Hirten der Gemeinde, der schon gehofft hatte, die Gemeinde finde an dem wilden Leben überhaupt keine Freude mehr. Nichts ist wirkungsloser als das Donnern gegen althergebrachte Volkslustbarkeit, wenn für dieselbe nicht ein Ersatz geboten wird. Das Pfarrhaus hat keine Veranlassung, grade die Kirchweihe nicht mit zu feiern. Nachdem wir im ersten Jahre die Art, wie das Dorf das Fest beging, kennen gelernt, sannen wir auf eine vorbildliche Weise, welche das Pfarrhaus annehmen könnte. Wenn die Epistel des Festes von dem neuen Jerusalem sagt, darinnen alle Thränen von den Augen gewischt werden, so liegt der Wunsch nahe, an dem Tage wenigstens einige Menschen fröhlich zu machen. Und wenn das Evangelium erzählt, daß Zachäus dem Herrn Jesu ein Gastmahl bereitet hat, so empfiehlt es sich, daß auch das Pfarrhaus ein Gastmahl halte und denselben Herrn Jesus zu Gaste bitte. So wurden denn die Gäste zum Mahle geladen. Ein halb Dutzend der ältesten zugleich und ärmsten Männer und Frauen, Wittwen und Wittwer, Junggesellen und Jungfrauen kamen in ihrem schönsten Sonntagsstaat zum Mittagstisch. Die Unterhaltung ging gut. Den Bemühungen der Wirthe, dieselbe in warmen Fluß zu bringen, kam das Verlangen der Gäste entgegen, sich als kluge, feine Leute zu beweisen. Wohlbefriedigt, eine Gabe im Rock oder unter der Schürze,

gingen sie heim. Am Abend war größerer Empfang. Die ernsten Leute im Dorf, welche an dem lauten Treiben kein Gefallen hatten, die Blinden, Lahmen, Siechen, welche schon durch ihren körperlichen Zustand vom Tanzplatz ausgeschlossen waren, dazu die Confirmanden, die am wenigsten die laute Lust mitmachen sollten, waren ins Pfarrhaus geladen. Der Raum ward so klug ausgebeutet, daß fünfzig und mehr Gäste einen Sitz finden konnten. Kaffee und Kuchen ward gereicht, die Hauptsache aber war der geistliche Gesang, das göttliche Wort, die erbauliche Erzählung, das herzliche Gebet. Einmal an einem solchen Kirchweihabend erhielten wir von fernher unerwarteten, lieben Besuch, recht zu einem Zeugniß, wie der Herr durch die Kraft seiner Liebe die Gläubigen weithin durch die Länder verbindet. Die Nacht war hereingebrochen. Ich ruhte von des Tages Arbeit und sammelte mich für die Abendstunden mit meinem Volk. Die Hausfrau ließ die Tische und Bänke zurechtstellen. Da kommt die Treppe herauf ein Mann, dem man's an den unsicheren Tritten anmerkte, daß er fremd sei. Ich gehe ihm entgegen — ein Gast aus Paris steht vor mir, ein deutscher Geistlicher, der in der fremden Weltstadt seinen Landsleuten diente. Die Sehnsucht hatte ihn getrieben, das Volk, unter dem er in Paris lebte, einmal in seinen heimischen Sitzen kennen zu lernen. Da war er zur rechten Stunde gekommen. Bald trippelte und trappelte es die Treppe herauf, wie alte Bekannte waren ihm die Hessenleute, und die Kinder gar waren sein Entzücken. Wer hatt' es nun besser, die draußen in der kalten Luft mit Tanz und Trunk sich erhitzten, oder wir drinnen, die wir die Werke des Herrn unter den Völkern rühmten und unsre Hände auf seine Gnade neu verbanden? O, wenn man den Weltleuten, ehe sie glauben, einen Geschmack geben könnte, wie selig

der Glaube macht, sie würden kommen und bitten: helft mir, daß ich glauben lerne!

„Wo diese Tage nicht würden verkürzt, so würde kein Mensch selig. Diesem Wort hat bekanntlich ein frommer Bauer die Auslegung gegeben: wenn für das Landvolk nach den langen Sommertagen mit ihrer Feldarbeit nicht die kurzen Wintertage mit ihren Bibelstunden kämen, dann stünd' es mit dem Seligwerden der Leute schlimm. Die Auslegung entspricht nicht allen wissenschaftlichen Forderungen. Aber es ist etwas an der Sache. Den Winter soll der Geistliche nur fleißig ausbeuten, da ist mit den Leuten am meisten zu machen. Wir hielten mancherlei Versammlungen. In vier Kreisen, die in einander liefen, wogte allmälig das geistliche Leben des Dorfs. Der größte war die ganze Gemeinde, die sich sonntäglich in der Kirche versammelte, in der kleinen, von dem „Kunstmaler" der benachbarten Patronsstadt mit biblischen Geschichten reich bemalten, aber schöner noch mit den Pfarrkindern in der bestimmten Ordnung ihrer Sitze geschmückten Kirche. Ein kleinerer Kreis kam am Sonntag Abend im geräumigen Schulsaal zusammen. Da erschienen hauptsächlich die Mühseligen und Beladenen, die Sinnigen und Einsamen und die gesangeslustige Jugend. Bibelstunde, Missionsstunde wurde gehalten. Es ward aus allerlei Schriften, z. B. aus dem „Wandsbecker Boten" und aus O. Glaubrecht's, unsers Landsmanns, Büchern vorgelesen, die alle lauteten, als ob ihre Geschichten in dem Dorfe selbst geschehen wären. Und von wie viel Männern und Frauen, Knechten und Mägden des Herrn ward dem lauschenden Volk die Lebensgeschichte erzählt! Die Lust des Abends war aber der Gesang vor allem. Auf die einfachste Weise, wie sie beim Volke bräuchlich ist, durch Vorsingen und Nachsingen, ohne Instrument, ohne Noten wurden die Lieder eingeübt. Sie

fanden sich in dem „schwarzen Büchlein“, die besten Choräle, auch eine Anzahl geistlicher Lieder leichteren Stils. Durch diese Gesangesübung wachte in älteren Leuten die Erinnerung an geistliche Volkslieder auf, die sie lange nicht gesungen. „Wenn die Reben wieder blühen, rühret sich der Wein im Fasse.“ Altes und Neues ward im Liederschatz zusammengebracht. Viele Lieder sangen die Männer, Frauen und Kinder wechselnd, das gab einen schönen Wetteifer und eine ergötzende Mannigfaltigkeit. Und nie ist mir klarer geworden, daß das Christenthum den Ton des Lebens bildet und mildert, als durch die Beobachtung, wie mit dem Wachsen des Glaubenslebens der Gesangeston meines Landvolks inniger und zarter ward. In der Woche — das war der dritte Kreis — kam im Pfarrhaus eine kleinere Schaar, die Interesse genug am Worte Gottes hatte, zur Bibelstunde zusammen. Wir hatten alle unsre Bibeln vor uns liegen. Die Auslegung geschah im traulichsten Tone, wohl auch im Zwiegespräch. Endlich versammelten sich am Sonnabend, nachdem die Wochenarbeit völlig geschlossen war, noch spät die Ernstesten und Gefördertsten der Gemeinde ohne den Pfarrer und beteten um Sonntagssegen. Es versteht sich von selbst, daß in allen diesen Vereinigungen das Leben des Dorfs und was grade in ihm vorwiegend war, Freud’ oder Leid, pulsierte. Wie warm ließ sich die Fürbitte einlegen, wenn Noth war, wie ernst auch brüderliche Zucht üben: du nimmst Theil an unsern Versammlungen, aber was hör’ ich von dir? Thue ab von deinem Wandel, was mit deinem Bekenntniß sich nicht verträgt!

„Die kurzen Tage wurden wieder länger. Der Frühling kam. Die Kinder gingen früh nach „Rosen“ in den Wald. Denn Rosen heißen dem Volke dort alle Blumen: Schlüsselrosen die Schlüsselblumen, Bäumchensrosen der Flieder, Dornrosen die wilden Rosen am Haag. Es war

denn Zeit, auch die Sonntagsgänge in den Wald wieder zu beginnen. Und wenn Pfingsten da war — wie innig umfing sich und durchdrang sich an diesem Feste Natur und Gnade! In jener Gegend geschieht auf Pfingsten die Confirmation. Ein paar Tage vorher schon werden von den Kindern die freundlich geöffneten Gärten der Bauern geplündert und aus den Wiesen die schönsten Blumen geholt. Der Wald liefert grüne Maien und Eichenlaub die Fülle. Die Kinder vor Zerstreuung zu bewahren, geht das Pfarrhaus in die frohe Geschäftigkeit mit ein. Der Pfarrer führt die Kinder selbst in den Wald und wieder heim, die frischen Stimmen singen ihre geistlichen Wander- und Frühlingslieder. Die Pfarrerin nimmt alle Spenden des Frühlings in ihrem kühlen Keller auf und sitzt dann mit der Kinderschaar im Hof, Kränze und Laubgewinde zu binden, und unter ihrer Leitung schmückt die Jugend nachher Kirche und Altar. Es ist nicht der beste Geschmack, aber um des lieben Volks willen wird die Volkssitte zugelassen, alle bunten seidnen Bänder, welche die Frauen und Jungfrauen des Dorfs in der Truhe bewahren, heut' an den Maien in den Kirchen, bis an die Hörner des Altars, flattern zu lassen. Am Hauptorte geschieht die Einsegnung am Pfingstsonntage. Wenn der Pfarrer von dem Filial, wo er in aller Frühe schon gepredigt hat, zurückkommt, empfangen ihn die lieben geschmückten Kinder in frommer Ungeduld, die Knaben in langen Röcken mit Sträußen an der Brust, die Mädchen im dunkeln Kleid, Kränzlein im Haar. Gesegnet seid ihr, liebe Knaben, wie junge Stauden im Buchenwald, ihr, liebe Mädchen, wie thauige Lilien im Frühlingsgarten! Die Einsegnung geschieht — wenn Bekenntniß und Gelübde abgelegt wird, wie voll rauscht der Gesang der ganzen Gemeinde, wie herzbeweglich klingt der Gesang, den die Kinderstimmen der Confirmanden allein anstimmen, und dann

läuten die Glocken und durch die Gemeinde draußen und drinnen zuckt's wie heilige Gewißheit, daß es ein Himmelreich giebt, in welches die Alten eingehen und die Jugend mitnehmen möchten. Am Nachmittag nach dem Gottesdienst machen die Kinder gemeinsam Besuche bei den Eltern, aber am Abend kommen sie noch einmal ins Pfarrhaus und der Pfarrer betet mit ihnen und sorgt, daß sie von der Abendandacht unmittelbar zu Bett gehen. — Am Pfingstmontag hält er früh die Predigt am Mutterort und eilt dann über die Wiesen mit blauem Vergißmeinnicht und rothem Klee, durch das Feld mit grünem Korn und gelbem Raps, in den Wald mit Vogelgesang und Maiblumenduft nach dem Filial. Welche Entzückungen sind diese Morgengänge von der Predigt zur Predigt! Wie reich vergelten sie die Wege, die in schwerer Jahreszeit mühselig gemacht worden sind! Am dritten Weihnachtstag, unter unaufhörlichem Schneefall, kam dem Pfarrer, der zur Trauung aufs Filial mußte, der Müller zu Pferd entgegen: es sei nicht durchzukommen. Aber der Pfarrer kam zu Fuß hindurch, durchs Feld pfadlos nach der Waldeslücke steuernd, welche den Weg andeutete. Als der Thauwind schnob und die Wasserfluth den Steg schief legte, geschah es wohl, daß der Pfarrer mitten aus seinen Predigtstudien in den angeschwollenen Bach stürzte. Aber das Wasser verlief und das Land grünte und von Sonntag zu Sonntag wuchs die Wonne, die Predigtgedanken ungefährdet durch den Frühling zu tragen. Die Sonntagsstille ist nur belebt durch die geistlichen lieblichen Lieder der Lerchen auf dem Feld, durch den tiefen, ernsten Choral der Ringeltaube im Wald und durch die Grüße der Brüder im Amte, welche die Glocken auf Flügeln des Morgenwindes aus den benachbarten Dörfern herübertragen. Und der Eingang ins Filial ist immer besonders erquicklich, weil die Leute dort des Pfarrers, den

sie seltener sehen, sich doppelt freuen. Auch dort ist am Pfingstfest das Kirchlein mit Waldesgrün und Blumenkränzen gefüllt, auch dort drängt sich Kopf an Kopf die Gemeinde. Heute nach der Einsegnung theilt — das einzige Mal im Jahr — der Pfarrer das Mittagsmahl mit der lieben Schullehrersfamilie. Nach Tisch ist noch einmal Gottesdienst. Dann zieht der Pfarrer voran, die eben eingesegnete Jugend und mit ihr Alt und Jung ihm nach. Es geht auf dem Weg nach dem Mutterdorf in den Wald. Von fernher hört man den Gesang der Gemeinde, die von dort entgegen kommt. Die beiden Gemeinden schmelzen zusammen. Unter schönen Buchen lassen wir uns nieder. Auch aus andern Dörfern sind Confirmanden mit ihren Angehörigen gekommen. Lied um Lied tönt durch die Waldeskirche. Dazwischen zerstreut sich die Jugend in den Wald und kommt mit Maiblumen geschmückt zurück. Zum Wettgesang werden die Gemeinden auf zwei Hügeln einander gegenüber gestellt. Eine Ansprache wird gehalten, die Alten werden an ihr Gelübde erinnert und ermahnt, der Jugend zu helfen, daß sie Treue halte, der Jugend wird noch einmal zum Herzen gesprochen, es wird aus der stillen Waldversammlung hinausgewiesen in die große Gemeinde der Gläubigen und hinauf in ihre Vollendung. Wenn die sinkende Sonne durch die grünen Blätter spielt und mit ihrem Scheine die alten Baumstämme anglüht, nehmen wir Abschied und beide Gemeinden treten den Rückzug an. „Nun ruhen alle Wälder“, „Wo bist du, Sonne, blieben“, „Breit aus die Flügel beide“ — unter diesen Abendklängen ziehen wir heim. Von Jahr zu Jahr nehmen die Waldversammlungen zu. Sie werden, auch ohne Pfingstfest, immer mehr zu Pfingstversammlungen. Aus der ganzen Umgegend nehmen die Christen Theil und lassen sich von Gottes Werk, auch unter den Heiden, erzählen.

„Verlief denn das Leben in lauter Festlichkeit? Ich habe unser Dorf zunächst in seinem schönsten Sonntagskleide geschildert, um einen Eindruck zu geben, daß das Evangelium als frohe Botschaft seinen Einzug in die Gemeinde halten müsse und mit wie einfachen Mitteln Freude zu schaffen sei. Der Versicherung bedarf es nicht erst, daß auch bei uns schwere Noth die Menschen belastete und die Sünde der Leute Verderben war, daß das Wort Gottes wie ein zweischneidig Schwert ins faule Fleisch des Sünders gebohrt werden mußte und daß der Herzen Gedanken in heftigem Widerspruch, aber auch in seliger Zustimmung sich offenbarte. — Auf die Armuth der Leute ward schon hingedeutet. Dort drüben im Kämmerlein dem Pfarrhause grade gegenüber wohnt die Wittwe, man weiß kaum, wovon sie lebt, wovon sie auch das Wenige bezahlt, das sie genießt: ihren Kaffee von Möhren ohne Milch, in dem sie ihr trockenes Brod anfeuchtet, zur festlichen Abwechslung Scheiben von Kartoffeln, die sie am heißen Ofen sich gebraten. Denn für die Erwärmung der Stube sorgt noch der Wald, der sein dürres Holz den armen Leuten abgiebt. Hier ist mit nachbarlicher Freundlichkeit nicht schwer zu helfen. Von Fenster zu Fenster können wir mit der lieben Alten sprechen. Wenn die Eisblumen nicht aufgethaut sind, können wir nachsehen, ob sie krank im Bett liegt. „Ihr Trübsal, Jammer und Elend ist kommen zu einem selgen End" — es war in der armen, reinlichen Stube so still und feierlich, als die Pfarrersleute hineintraten ans Sterbebette, so einfältig hat sie Sünde und Glauben bekannt, so hungrig und durstig Wein und Brod empfangen und so wohlig und zuversichtlich ist sie hinübergeschlummert. — Wir hatten eine alte Jungfrau im Dorf, sie starb an keiner Krankheit, sie starb am Alter. Vor langen, langen

Jahren war sie ihrer Schwester gefolgt, die sich in unser Dorf verheirathete. Die paar hundert Gulden, die sie besaß, gab sie in des Schwagers Wirthschaft. Damit war sie Glied der Familie geworden. Sie gab ihre Arbeitskraft und empfing ihren Unterhalt. Aber die Schwester starb, der Schwager starb, die Tochter der Schwester starb, das Haus ward verkauft und kam in fremde Hände. Der alten Jungfrau blieb nichts als ihr Bett und das Recht, dasselbe in dem Hause aufzustellen und drinnen zu schlafen. Es war ein schweres Leben. Wäre sie in den Heimathsort zurückgegangen, die Gemeinde hätte sie wohl unterstützen müssen, aber niemand hätte sie noch gekannt. In unserm Dorf, wo das alte „Wäschen“ mit dem schiefen Rücken und zur Erde gebeugten Angesicht jedermann kannte, hatte sie kein Recht auf Unterstützung. So ward sie der Pflegling einiger wohlgesinnter Menschen, namentlich aber des Pfarrhauses. Immer gekrümmter ging sie, wie alt sie war, wußte sie selbst nicht recht. Als sie das Zeitliche gesegnete, dachten wir daran, der Vereinsamten, hinter deren Sarg kein Verwandter gehen würde, ein stattliches Geleite zu geben. Die ernstesten Christen waren bereit, dem Sarge zu folgen. Und Einer erinnerte daran, daß oben im Kirchthurm eine Krone aufbewahrt werde, welche sonst den Jungfrauen auf den Sarg gelegt worden. Aber der Brauch sei in Vergessenheit gerathen. Wir ließen die Jungfrauen-Krone, sie war groß und stattlich, aus dem Kirchthurme holen und schmückten des Wäschen Sarg damit und geleiteten ihn durch die Reihe von Fichten, die nach dem Friedhof führten, zu seiner Ruhestätte. Und wie wohl that es uns allen beim Rückblick auf diesen Lebenslauf, uns der Ruhe zu getrösten, die dem Volke Gottes noch vorhanden ist! — Es ist nicht schwer, einer Einzelnen die letzten Tage und Jahre zu erleichtern. Aber dort die Fa-

milie mit neun Kindern — ein Haus ist da, Aecker liegen draußen, Kühe stehen im Stall, der Mann arbeitet mit seinem ältesten Sohn bei Nacht im Bergwerk, bei Tag auf dem Felde, und dennoch, wie jämmerlich sehen die Kinder aus, wie armselig ist die Haushaltung! Woher kommt der Nothstand? Wo seine tiefste Wurzel ist, weiß ich nicht. Aber jetzt ist alles verschuldet, Steuer für den Staat und die Gemeinde, der Zins für das auf Haus und Acker geliehene Capital und Kleider und Schuh für die Kinder, das alles macht eine Last, unter welcher der Mann meinte erliegen zu müssen. Da ist der Jude gekommen und hat Rath gewußt, und nun ist im Grunde Haus und Acker und Kuh und Arbeit, alles für den Juden. — Dort ein anderer Mann mit stattlicher Hofraithe und gutem Handwerk neben dem Ackerbau, seine Frau eine Perle von Gemüth, er selbst von dem Evangelium angezogen, und doch geht's abwärts, immer abwärts — was für ein Bann liegt auf dem Haushalt? Die Leute munkeln etwas davon, Gott allein weiß es. — Es mußte Armenpflege getrieben werden. Vor allem gelang es uns, die lieben Kinder, die sich ans Betteln gewöhnt hatten, im Pfarrhaus einzufangen. Ein Kaufmann in der Provinzialstadt lieferte Handschuhe nach Amerika. Wir gewannen ein junges Mädchen, das genau lernte, wie die Handschuhe gehäkelt werden mußten, und nun unsere Kleinen die Kunst lehren konnte. Da saßen sie denn in einer großen Stube des Pfarrhauses auf Bänken und Klötzen, welch eine schwache Schaar! Der Arzt, der einmal hereintrat, fand nur *einen* Jungen richtig genährt und völlig gesund, und der gehörte eben nicht zu den Armen. Es war doch ein liebliches Bild und gutes Werk. Die Kinder gewöhnten sich an die genaueste und sauberste Arbeit, sie verdienten etwas, dazu lernten sie sitzen — zum Springen war immer noch Zeit genug. — Als uns

im Winter die Noth zuerst nackt vor die Augen trat, schrieben wir an ferne Freunde und sie schickten uns Geld, mit welchem wir eine kleine Darlehnskasse begründen konnten. Manchem Juden war so sein Werk verdorben. Besonders schwer fiel es uns aufs Gemüth, als der Frühling kam und die armen Leute für die Aeckerchen, die sie noch besaßen, die Setzkartoffeln nicht hatten. Da half uns unser lieber Prinz, der uns in unserm Pfarrleben ein so treuer Beistand war. Er kam oft aufs Dorf, um nach der Wirthschaft zu sehen, und kehrte allemal bei uns ein. Und wir besprachen alles mit einander, unsern Glauben, unsre Seligkeit und unser Liebeswerk, zunächst an den armen Leuten des Dorfs. In den Pfarrhof ward ein großer Wagen voll Kartoffeln gefahren, und zu geringem Preis, aber gegen baare Bezahlung wurden sie abgegeben. Und es währte nicht lange, so waren sie alle in den Acker gelegt. Und was der Acker trug, wie wichtig war uns das! Der Pfarrer braucht nicht selbst Landwirthschaft zu treiben, um mit ganzem Herzen Freud' und Leid des Landmanns zu theilen. Er sieht, daß im langen Winter das Brod für den Menschen, das Futter für das Vieh knapp geworden. Vom Gebirge weht ein rauher Ost, der warme Regen fehlt und nichts will wachsen. Die armen braunen Kühe uralter, landesüblicher Raçe sehen aus wie die magern Kühe Pharao's. Die mitleidigen und für den Hausstand besorgten Frauen suchen, was sich von Gras und Kraut am Feld, am Rain, auf den Waldwegen findet. Die Saat kommt nicht voran. Der Weizen, obwohl er sehr dünn steht, buscht sich wohl noch. Aber der Roggen leidet unter dem rauhen Wind bei mangelnder Schneedecke. Und zur Sommersaat wird es so spät. Von Woche zu Woche, von Mond zu Mond beobachtet der Pfarrer bei seinen Gängen durch die Flur, wie die Kartoffeln aufgehen, die Saat

unter aller Sorge der Menschen dennoch wächst, der Klee sein Futter bietet. Bald ist die Nässe seine Sorge, bald die Dürre. Oft neigt sich die Wolke, als könne man sie mit den Händen greifen. Aber es fällt kein Tropfen. Es wird um einen gnädigen Regen gebetet. Da geschieht es am Sonntag Nachmittag während des Gottesdienstes. Vom Altar durch den Hauptgang bis zur Hauptthür steht die eingesegnete Jugend, die Alten sitzen in den Bänken, die Thüren stehen offen — auf einmal, mitten in der Katechismuslehre ein Rauschen — wie Geruch des grünen Feldes dringt's durch die Thüren — der Pfarrer unterbricht die Katechismuslehre, er stimmt an und die Gemeinde fällt ein: „Er giebet Speise reichlich und überall, nach Vaters Weise sättigt er allzumal, er schaffet früh und spaten Regen, füllet uns alle mit seinem Segen!"

„Keine Krankheit trat in irgend ein Haus, ohne daß das Pfarrhaus alsbald Kunde davon empfangen hätte. Der Arzt kam selten ins Dorf, ohne uns einen Besuch zu machen und mit uns über die Kranken zu sprechen. Auf seinen Rath fütterten wir das uneheliche Kind, das wohl sonst die draußen dienende Mutter bald von der Last der Ernährungspflicht befreit hätte, mit rohem Fleisch und stärkendem Malaga. Wie ein Würgengel schritt von Zeit zu Zeit die Halsbräune durch das Dorf. Welche Stunden haben wir an den Sterbebetten der lieblichsten Kinder zugebracht, wie entsetzlich war das Aechzen und dazwischen wie lieblich die Aeußerungen der Hoffnung: ich gehe zum Heiland! Der Arzt selbst gestand, daß von der Bräune befallen zu werden für ein Kind fast so viel sei als zum Fenster hinausfallen und den Hals brechen — dennoch ließen wir uns die Pulver für die verschiedenen Altersstufen im Vorrath machen, damit wir rasch Hilfe versuchen könnten. Die Opiumtropfen, die er einem in Raserei ver-

fallnen Typhuskranken verordnet, legte er in unsere Hände. Lungenkrankheiten und Nervenfieber waren die häufigsten Krankheitserscheinungen, welche Freude, wenn Genesung kam, und wenn der Tod eintrat, welche ernste Leichenfeier!

„Wie in einer kleinen Gemeinde jeder Fall der Armuth und Krankheit dem Geistlichen bekannt wird, so auch jeder einzelne schwere Sündenfall. Und verborgen bleiben ihm nicht die tiefgewurzelten Sündenschäden, die das Leben durchfressen. In der großen Stadt steht der treue Geistliche ganzen Sünden- und Elendsmassen gegenüber. Es ist wie zufällig, wenn grade dieser Einzelne an seine Thür klopft und Hilfe sucht, wenn er grade in dieses Haus tritt und Hilfe bringt. Er arbeitet zwar von früh bis spät, aber er hat dabei das Gefühl, das Meiste, was ihm zu thun gebührte, versäumt zu haben. Anders in der kleinen Gemeinde. Er kennt jedes Pfarrkind und wenn ihm Arges von ihm ins Ohr dringt, so erschrickt seine Seele. Er durchwandelt das Dorf am Sonntag, am Feierabend, er hört das Singen und Schreien beim wilden Gelage, das sind nicht fremde Menschen, das sind dieselben Leute, die vor ihm in der Kirche sitzen, die Männer, deren Frauen er in ihrem Elend zu trösten hat, die Jugend, der er die segnende Hand aufgelegt. Da giebt's Seufzen und Beten, es muß aber auch Strafe und Mahnung geben. Neben der Armuth ging in der Gemeinde die Genußsucht her, ein unverwüstlicher Trieb nach Geselligkeit, der nach jedem Geschäft zum Wirthshaus oder wenigstens zum Branntweinglas trieb. Der Händler, der fernher kam und Wochen lang die Seinen nicht gesehen hatte, ging, ehe er sein Haus besuchte, ins Wirthshaus. Wer in der Stadt war, trat dort ins Wirthshaus, ehe er sie verließ, und ehe er an seinen Tisch sich setzte, saß er noch ein Stündlein am Wirthshaustisch. Die Holzhauer machten unter einander

einen Socialismus des Branntweintrinkens, von dem keiner sich auszuschließen wagte. Und wenn Holz oder Gras öffentlich versteigert ward, so ging mancher mit hinaus, der nicht mitzubieten dachte, — es fehlte der „Weinkauf“ nicht, die uralte deutsche Sitte, durch einen Trunk den Handel fest zu machen, behielt man auch da bei, wo der Zuschlag und der Eintrag ins Protokoll Festigkeit genug bot. In den Spinnstuben ging der Branntwein umher und am Sonntag, nachdem ich einmal das Wirthshausleben der Jungfrauen in einer Beichtrede scharf vorgenommen hatte, ging die Jugend in den tiefen Wald, der Krug folgte, — auf einem Spaziergang entdeckt' ich im Tannenholz einen geebneten Platz, es war der Tanzplatz der Jugend, eine der „Höhen“, wo sie unbewacht die Sonntagsnachmittagsstunden verjubelten. Wer das Volksleben kennt, kann sich durch die Rede von den unschuldigen Vergnügungen nicht beruhigen lassen, er muß das Wort Gottes als das Schwert brauchen, das die zügellose Lust bekämpft, und als das Licht, das zu edeln Freuden leuchtet. Als ich die erste Fastnacht in dem Dorfe erlebte, entging mir nicht, daß am Montag Nachmittag das Zusammensitzen der Jünglinge und Jungfrauen in den Spinnstuben begann, durch den Dienstag sich hindurchzog und am Mittwoch früh sein Ende noch nicht gefunden hatte. Da ließ ich sämmtliche betheiligte Jungfrauen ins Pfarrhaus rufen, sie erschienen, wohl ein Viertelhundert, ich hielt ihnen ihr wüstes Leben vor, sie gelobten Besserung, und als diese Jungfrauen mein Zimmer verlassen hatten, war es mit einem dicken Branntweindunste erfüllt. — Aber wie jene Beichtmahnung das Wirthshausleben beschränkte, so diese Aschermittwochsmahnung das Fastnachtsleben. Die Leute ließen sich's sagen. Dem Pfarrhaus grade gegenüber stand ein Wirthshaus. Zwischen beiden Häusern war ein eigenthüm-

licher Verkehr. Die Wirthsleute selbst standen mit den Pfarrersleuten freundlich und nachbarlich, und namentlich hat die junge Wirthsfrau das gute Verhältniß gepflegt. Wenn ihre Gäste beim Branntwein einen Anschlag aufs Pfarrhaus machten, wenn etwa Einer gereizt ward, in seiner Trunkenheit herüber zu kommen und ein Gebetbuch sich zu erbitten, wenn ein Andrer gegen den Pfarrer schimpfte und sich verhieß, er werde ihm ein Leids thun, dann kam sie schnell gelaufen und rieth, die Thür zu schließen. Ich hatte ein Gemeindeglied, das ich gleich im Anfang kennen gelernt — der Mann war nicht ortsangehörig und nach damaligem Gesetz konnte ihm die Gemeinde das Heirathen wehren, obwohl er bereits eine Frau und eine große Menge Kinder ernährte. Als ich ins Dorf kam, beschloß der Gemeinderath schnell, dem Mann zum Heirathen die Erlaubniß zu geben. Es war meine erste Trauung im Dorf. Eines Tags beobachtete ich den Mann von meinem Fenster aus, wie ihn ein Wirthshausgast von der Straße ins Wirthshaus lockte. Er war noch im Kampfe — da öffne ich das Fenster: „Thut's nicht!" rief ich ihm zu. „Nein, Herr Pfarrer, ich thu's auch nicht!" war die gutmüthige Antwort. — An einem Montag Morgen, als ich aus meinem Schlafzimmer in mein Arbeitszimmer trat, hörte ich im gegenüberliegenden Wirthshaus ein wüstes, wildes Singen. Ich öffne das Fenster. „Was ist da los?" ruf' ich einem Vorübergehenden hinzu. „Ach, Herr Pfarrer," war die Antwort, „es hat heint in der Nachbarschaft gebrannt, da mußten die jungen Ortsbürger hin, weil aber das Feuer dort schon aus war, so löschen sie hier." Ich eile ins Wirthshaus hinüber. In der Gaststube unten ist Niemand. Ich steige in den oberen Stock. Auch hier ist keine Seele zu finden. Ich dringe bis auf den Speicher. Da sitzen hinter dem Schornstein und allerlei Geräth versteckt ein

halb Dutzend der stärksten Männer des Dorfs. „Aber schämt ihr euch nicht?“ so red' ich sie an, „daß ihr baumstarken Männer vor mir euch versteckt?“ „Ach, Herr Pfarrer,“ so gab Einer zur Antwort, „die Furcht ist zu groß.“ Die Leute gingen zu ihren Frauen. — An einem wunderschönen Maimorgen kam ich nach gehaltener Predigt vom Filial. Ich sehe vom Wald her etliche junge Männer mir entgegenkommen. Sie hatten den Gottesdienst in der freien Natur mit Suchen von Vogelnestern dem in der Kirche vorgezogen. Auf einmal sind die Leute verschwunden. Nun hatte ich es wohl erlebt, daß Hasen ganz nahe vor dem Jäger sich in die Furchen drückten. Ich ging vom Weg ab und entdeckte bald meine lieben Pfarrkinder im Kornfeld versteckt und gab ihnen die Lection, die ihnen gehörte. — Auch die wildesten Burschen, die an des Pfarrers Bußpredigten wenig Freude hatten, hielten sich zu ihm, wenn er von andern gefährdet schien. Es war Sonntag und ein wunderlieblicher Sommerabend. Wie gewöhnlich war Versammlung im Pfarrhof. Auf Treppen, Bänken, Holzscheitern saß Alt und Jung. Lieblich klangen die Gesänge in die stille Nacht. Aber die Versammlung war heute kleiner als gewöhnlich. Es fehlte manches junge Mädchen, das sonst zu kommen pflegte. Da geht ein Flüstern durch die Reihen: „Im Wirthshaus am Wald schlagen sich unsre Burschen mit denen vom Nachbarort blutig.“ Ein Spaziergang der Jugend hatte zu diesem Ende geführt. Ich rief einige Männer auf, mir zu folgen. Dem Wirthshaus, das zwischen dem Waldessaum und der Landstraße lag, zwanzig Minuten vom Dorf, kamen wir mit geschicktem Angriff von oben, vom Walde her bei. In einen wilden, aufgeregten Knäuel der jungen Leute aus verschiedenen Dörfern sprangen wir hinein. Ich rief in die Wirthsstube: „Heraus, was

zu meiner Gemeinde gehört!" Niemand wagte es, mich anzutasten, meine Pfarrkinder aber sammelten sich, zum Theil mit blutigen Köpfen, um mich und folgten mir ruhig heim. — Es war eine köstliche Freude zu sehn, wie das Wirthshausleben abnahm, wie viele Männer das Wirthshaus völlig mieden und wie sie am Sonntag-Nachmittag mit ihren Frauen und Nachbarn zum ruhigen Gespräch vor den Thüren saßen und unter der Linde.

„Das Wort rumorte, es hatte Freunde und Feinde, aber es erwies sich mächtig. Es fehlte auch nicht an ernsten Bekehrungen, weder an solchen, die sich still und allmälig vollzogen, noch an solchen, die mit heftigen Erschütterungen verbunden waren. Wunderlieblich erschloß sich das Gemüth sinniger Frauen dem Evangelium, das ihm so verwandt ist und Antwort auf seine Frage, Stillung seines Sehnens giebt. Und eine Reihe von Männern schloß sich, ein jeder in eigener Art von der Gnade gefaßt, zu herzlicher Brüderlichkeit und zum festen Kampf gegen die Welt zusammen. Als ich zuerst zu den Bibelstunden im Pfarrhaus einlud, kamen zwei angesehene Männer. Sie sahen sich in der Gesellschaft um, es waren gar geringe Leutlein, theils mit körperlichen, theils mit sittlichen Gebrechen offenbar behaftet. Nach Beendigung der Versammlung sagte draußen einer zum andern: „in die Gesellschaft gehören wir zwei doch nicht." Und sie gingen vom Pfarrhaus unmittelbar hinüber ins Wirthshaus. Dort saßen schon andre, auch angesehene Leute des Dorfes. Ein Spiel Karten wird beliebt. Da gerathen die beiden wackern Männer mit den andern in Streit, und wie sie das Wirthshaus verlassen haben, sagt draußen auf der Straße Einer zum andern: „die Gesellschaft ist doch noch schlimmer als dem Pfarrer seine." Sie kamen wieder in des Pfarrers Gesellschaft und wurden gläubig, innig

gläubig. Der Eine lebt in bester Manneskraft und arbeitet für das Reich seines Herrn. Der andre ist heimgegangen. Wenn ich ihn fragte: „Meister, was für ein Lied wollen wir noch singen?“ „Mir ist Erbarmung widerfahren,“ war allemal die Antwort. Dort liegt er unter dem Gras des Friedhofs. Sie haben ihm aufs Kreuz E. M. Arndt's Lied gesetzt: „Geht nun hin und grabt mein Grab, denn ich bin des Treibens müde.“ — Er hatte einen Sohn, seinen ältesten, der in die Wege des Vaters eintrat. Der Jüngling fiel mir gleich im ersten Jahr in der Katechismuslehre auf, an welcher die Jugend bis zum zwanzigsten Jahre Theil nahm. Er hatte eine tiefe Baßstimme, mit welcher er antwortete, und ich glaubte ihm etwas anzumerken von einem Kampf zwischen der Lust, zu antworten, und der Scham, daß er schon ein so großer Schüler sei. Daß ein tüchtiger Kern in dem Jüngling war, konnte ich nicht verkennen. Eines Sonntagsnachmittags, als es die Burschen auf der Wiese hinter dem Pfarrhaus gar zu wild machten, ging ich zu ihnen hinaus und verwies es ihnen. Den Jüngling, den ich besonders ins Herz gefaßt, nahm ich am Arm und führte ihn weit hinaus durch die Wiese ins Kornfeld, um seine Seele werbend. Noch gewann ich sie nicht. Von Zeit zu Zeit erhielt ich ein Zeugniß, daß er, bei aller Wildheit, ehrlich zum Pfarrhause stand, und ich habe nachmals erfahren, daß von jener sonntäglichen Wanderung durch Wiese und Kornfeld ihm ein Stachel im Gewissen geblieben. Aber er ging vorläufig die Wege der Welt weiter. Als er sich verheirathete, bot mir die Trauung neue Veranlassung, ihm den Ernst des Wortes zu zeigen. Das hat ihn gewurmt. Am zehnten Trinitatis predigte ich über Jesu Thränen. Ich sagte: wenn der Herr auf einem unsrer Basalthügel stünde und sähe von da in unser Dorf hinein, was würde er sehen? und

fing an, die dunkeln Gräuel des Dorfes zu nennen — da erhob sich hoch oben auf der Emporbühne ein Mann, es war mein Freund, um den ich so lange geworben. Es schien, als wollte er völlig trotzen, er verließ geräuschvoll die Kirche, die Frauen saßen in Angst, ich schwieg, bis er verschwunden war. Zornig kommt er heim, fällt in die Vermahnungen eines blinden, frommen Vetters, der mittlerweile angekommen war, und sein lieber Vater unterließ nicht, ihn mit ernsten Wort zurechtzuweisen. Noch gingen Jahre hin im Löcken wider den Stachel. Ich kam von dem Dorfe weg. Ihm starb sein erstes Kind. Da kommt er eines Tags, der Löwe war zum Lamm geworden. „Jetzt haben Sie mich," sprach er glückselig. Der Herr hatte ihn erlöset, erworben und gewonnen. Er ist ein Gewinn geworden für seine Gemeinde.

„Nicht alle, denen ich mit den Schwert des Wortes zusetzte, haben sich bekehrt. Unsägliche Noth hat mir der Schullehrer gemacht. Die Untersuchung wegen Trunksucht und Vernachlässigung seines Amts war gegen den Mann schon anhängig, als ich in die Gemeinde trat. Sobald mein eigenes Haus gegründet war, nahmen wir uns des Schulhauses an. Die wackre Frau litt unter der aufgeblasenen Rohheit, unter der wüsten Tyrannei des Mannes, wie nur Frauen leiden können. Die Kinder, die noch daheim waren, gingen verscheucht umher. Wir versuchten, dem Manne Geschmack an edlerer Geselligkeit beizubringen und die ganze Familie inniger zu verbinden, indem wir sie, Eltern und Kinder, recht oft Abends zu uns baten. Es schien das Verfahren anfangs von so guter Wirkung, daß ich bat, die Untersuchung einzustellen. Aber der arme Mann machte sich aus allem eine Gerechtigkeit, auch daraus, daß das Pfarrhaus freundlich gegen ihn war. Er rühmte sich und klagte über seine Frau. Vom Rühmen

fiel er ins Wirthshausleben zurück und wenn er heimkam, wüthete er gegen die Familie. Eines Tags, als er vom Withshaus die heftigsten Drohungen gegen die Seinen ausgestoßen, als ob er mit dem Messer auf sie losgehen würde, ließ ich den Mann amtlich vorladen. Er kam und in seiner Trunkenheit fiel er mir zärtlich um den Hals. Ich ernüchterte ihn durch die Erklärung, daß er mein Gefangener sei, daß ich ihm nicht erlaube, heimzukehren. Er sträubte sich, merkte aber bald meinen Ernst und ließ sich in seine Schlafkammer führen. Am andern Morgen früh fand ich das Bett leer — er hatte sich in seine Schule begeben. Am Nachmittag lud ich ihn zu einem Spaziergang in eine benachbarte Stadt ein — schon wieder war er mitten in seinem Rühmen. Es half nichts. Er ward ohne Gehalt abgesetzt. Er ging, nachdem er noch längere Zeit sich im Dorf in der ärgerlichsten Weise umhergetrieben und vergeblich sich in der Photographie geübt, nach Amerika, wo er ein Paar Jahre nachher, wie ich fürchte unbekehrt, gestorben ist. Die Frau schlug sich durch. Einige Kinder lockte der Vater nach Amerika nach, darunter seinen einzigen Sohn, der bis zur Confirmation im Pfarrhaus geblieben und nachher ein Handwerk gelernt hat. Er hat die Folge der Störrigkeit, die er vom Vater geerbt, schwer getragen. Aber der gute Hirte hat ihn so lange gesucht, bis er ihn gefunden und der lange Verlorne an seinen Pflegevater einen Brief schrieb, der anhub: „Ich schreibe Luc. 15 in der Hand."

„Dem Pfarrhaus gegenüber wohnte der Bürgermeister. Er kam bald nach meiner Ankunft an die Stelle dessen, den ich vorgefunden. Er erschrak, als ihm das Amt übertragen ward, denn er war ein demüthiger, weicher Mann. Ich redete ihm Muth ein und er trat das Amt an. Bei ihm wohnten die alten Eltern, der Vater fast der Einzige

noch, der die althergebrachten kurzen Hosen und die sonstige Volkstracht trug. Er war fast erblindet, die Frau schwach. Und die Pfarrfrau pflegte dem lieben Alten Sonntagsnachmittags eine Predigt oder sonst etwas zur Erbauung vorzulesen. Der Alte ging kaum noch aus. Nur im Haus und Hof tastete er umher. Eines Tags hör' ich einen Menschen schweren Athems meine Treppe heraufkeuchen. Der Alte war's. Er hatte eine Tochter an einen leichtsinnigen, verwegenen Mann verheirathet, der all sein Gut durchgebracht. Der Alte erzählte mir, seine Enkelkinder seien ihm weiß gekleidet wie Engel im Traum erschienen und hätten ihn angefleht: „Großvater, helft uns!" Das lasse ihm keine Ruhe. Er suchte meinen Rath, wie er's mit dem Erbtheil, das der Tochter noch zustehe, halten solle. Nicht lange, nachdem ich ihn berathen, ging der Alte heim. Wir standen auf dem Friedhof. Die Versammlung war sehr ansehnlich: es war ja der Vater des Bürgermeisters, den wir zu Grabe brachten. Die zahlreiche Verwandtschaft war da und ein großer Haufen stand umher. Ich gab das Bild des Mannes und wie ich auf seine Liebe zu Kindern und Kindeskindern zu sprechen komme, wie ich sage: „noch zu dem letzten Gang ins Pfarrhaus hat ihn diese Liebe getrieben," da verläßt der böse Schwiegersohn in Wuth die Trauerversammlung und eilt heim. Die Verwandten haben es ihm beim Thränenmahl tüchtig eingetränkt, wie schlecht er seinen Schwiegervater geehrt. Aber die Wuth glühte in ihm fort. Einmal riß er, als ich am Wirthshaus vorbeiging, das Fenster auf und schrie mir zu: „Höre, meinem Schwiegervater seine Leichenpredigt ist gehalten, meine noch nicht." Ein andermal stieß er vor den Wirthshausgästen so heftige Drohungen gegen mich aus, daß die Wirthin mich warnte. Noch einmal, als sein Kind confirmirt wurde und er die

Schande nicht tragen wollte, vom Abendmahl zurückgewiesen zu werden, kroch er zu Kreuz, äußerlich, nicht innerlich. Er nahm ein Ende mit Schrecken, indem er auf offner Landstraße vom Wagen fiel und den Hals brach.

„Wunderbar ist die Wirkung des Glaubens, daß er rasch und einfältig die Leute auf dem kleinsten Dorfe mit dem Reich Gottes bis an die fernsten Enden der Erde in lebendigste Gemeinschaft bringt. Wir hatten ein Rettungshaus in der Gegend. Von den Gebäuden einer lieblich gelegenen, herrlichen Bernhardinerabtei hatte der jetzige Besitzer das Gartenhaus für die Erziehung verlassener und verwahrloster Kinder hergegeben. Als der letzte Bernhardiner, der noch lebte, davon hörte, so ordnete er an, daß der Rentmeister, der ihm seine jährliche Rente zu zahlen hatte, allemal fünf Gulden für das evangelische Rettungshaus zurückbezahlen solle. So reichte St. Bernhard über das Haupt Luther's hinweg, der ihn als den frömmsten Mönch gerühmt, der Erweckung der Christenheit im neunzehnten Jahrhundert die Hand. Dies Rettungshaus ward ein Mittelpunkt für die gläubigen und werkthätigen Christen in der ganzen Gegend, Versammlungen für innere und äußere Mission wurden dort gehalten, zu welchen meine Pfarrkinder gerne mit mir wanderten. Besonders freudig standen sie zur Mission unter den Heiden. Ein Pfarracker, der lange wüste gelegen, ward für die Mission umgegraben und keines andern Ackers Ertrag wurde mit größerer Spannung erwartet. Missionare kamen ins Pfarrhaus und konnten aus der eigensten Erfahrung erzählen. Einst kam der Prinz, der unserm Dorfe so freundlich war, herausgefahren: er hatte gestern auf dem Missionsfest den Missionar gehört, der von dem Werk in Afrika erzählte, er wußte, daß er bei uns wohne, und hoffte auf eine Missionsstunde. Wie sollten wir die Leute,

die eben aus dem Felde heim kamen, schnell zusammenrufen? Es gab kein andres Mittel als die Schelle. So ging der Ortsdiener durch das Dorf, und als ob ein obrigkeitlicher Befehl zu verkünden wäre, rief er aus: „Es ist ein Missionar da und die Leute sollen gleich aufs Rathhaus kommen.“ Sie kamen und selbst der Oberförster, den der Prinz mitgebracht, gewann der Sache Geschmack ab, zumal der Missionar auch etwas von Löwenjagden erzählte. Wir haben denn auch selbst Missionsfest gefeiert, auf dem Filial sogar einmal statt der Kirchweihe, und im Mutterdorfe war's für die Pfarrersleute eine große Freude, daß unter dem Schatten des Nußbaums im Pfarrhof, den sie selbst gepflanzt, eine Kanzel errichtet werden konnte. Ein Bote des Evangeliums, der lange in Ostindien den klugen Heiden gepredigt hatte, erzählte den Wetterauer Bauern von den Siegen des Herrn in aller Welt.

„Giebt's denn ein seligeres Ding als das Leben im Pfarrhaus und vom Pfarrhaus aus in der Gemeinde? Gott sei Dank, wir hatten lieben Umgang mit den Freunden in der Nachbarschaft. Aber wir hatten ihn auch im Dorfe. Ich wüßte doch aus all dem gesellschaftlichen Leben, an dem ich je Theil genommen, keins, das mir freundlichere Erinnerungen zurückgelassen als die Abende, da liebe Pfarrkinder zu uns kamen oder wir zu ihnen. Und es waren lauter ungebildete Leute, wie die Welt sagt, und doch vom Evangelium so fein gebildet, so bescheiden in ihrem Benehmen, so sinnig in ihren Reden, so empfänglich für das Wort Gottes und so andächtig, wenn aus dem Reiche Gottes erzählt wurde, und so barmherzig gegen die Noth. Und zu allem andern noch Eins, das keine städtische Gesellschaft uns geben kann, der Genuß der Mundart, in welcher die Leute sprachen, des eigenthümlichen Dufts, der auf den Redewendungen, auf den Sprichwörtern, auf dem

Gespräch über das innerste und äußerlichste Leben liegt, der unwillkürlichen Poesie, die jede unbefangene Volksthümlichkeit sich in birgt. Lang, lang ist's her, daß wir von dannen gezogen sind. Wie innig unser Verhältniß zu der Gemeinde war, zeigte sich auch darin, daß sie unser Weggehn verstand und nicht bitter darüber ward. Wie lieblich war bei all der Trauer der Abschied! Wie haben uns die lieben Leute beim Packen geholfen! Kleine Kuhbauern ließen sich's nicht nehmen, auf ihren Kuhwagen unsre Sachen über den Berg zu fahren. Ich ging mit Weib und Kind zu Fuße nach der neuen Stelle. Es war alles so einfältig und tröstlich. Die Leute kamen und sahen sich um, wie's uns in der neuen Heimath gefiele. Und wir sind oft zu ihnen zurückgekehrt. Von den Fäden, die sich einst zwischen uns angesponnen, ist keiner zerrissen. Und ich hoffe, die Ewigkeit wird mehr offenbaren, als wir ahnen, welcher Art unsre Gemeinschaft gewesen.

„In der Hoffnung, daß vielleicht hier und da ein junger Anfänger dadurch ermuntert würde, hab' ich's gewagt, ein wenig von des Herrn Freundlichkeit zu erzählen. Das Beste bleibt freilich verborgen."

---

2. Die mannigfaltige Gestalt des Pfarrhauses.

Wie eine zweite Verleiblichung des Menschen ist seine Häuslichkeit. Wie die Seele dem leiblichen Angesicht seine Züge verleiht, so geht die Einrichtung des Hauses aus dem Gemüthe der Bewohner hervor. Wie im Laufe der Zeit, im Wechsel der Erlebnisse das Gemüth zum Charakter sich befestigt, so gewinnt auch die Häuslichkeit ihre feste Eigenart. Und wie der gewordene Charakter alle Stufen des Werdens in sich zusammenfaßt, so schaut uns aus dem Hause, das mit seinem Besitzer eine Geschichte hat, jede Zeit, die vorübergegangen, mit lebendigen Augen an. Unter den Oelbildern an der Wand, in welchen eine treue, wenn auch vielleicht nicht

künstlerische Hand der Eltern und Großeltern Züge festgehalten, sammelt sich die Schaar schwarzer Silhouetten aus der studentischen Freundschaft mit den photographischen Bildern der nächsten Angehörigen. Hat irgend ein Freund der Jugend unter das Erzeugniß des Storchschnabels einen lustigen Spruch geschrieben — irgendwo ist auch, von der Hand der frommen Tochter oder gar der künftigen Schwiegertochter gestickt, ein „Nur selig!" zu lesen oder auf einem Geräth gezeichnet oder gemalt ein Spruch der Bibel oder der frommen Volksweisheit. Die Bibliothek, die aus den kleinsten Anfängen, der hebräischen, griechischen und deutschen Bibel, einigen wissenschaftlichen Hilfsbüchern und einigen Lieblingsdichtern stattlich herangewachsen, spricht nicht blos durch den Inhalt der Bücher, schon ihr bloßes Dasein erzählt davon, was in dieser oder jener Zeit die Welt bewegte oder den Mann beschäftigte, welche Gönner und Freunde sich an der Erfrischung seines geistigen Lebens betheiligt, wie sein Wohlstand gewachsen und sein Gesichtskreis. Von den tüchtigen Stühlen aus Eichenholz mit Rohrgeflecht, die bei der Verheirathung ins Haus mit eingezogen, ist noch keiner verworfen worden, aber neues und bequemeres Mobiliar ist hinzugekommen, und manches Erbstück aus dem aufgelösten Haushalt der heimgegangenen Eltern steht ehrwürdig unter den neuen Errungenschaften. Des Hauses Bau und Lage sind wie der Stoff, der dem Bewohner zur künstlerischen Gestaltung sich darbietet. Und dieser zeigt dem Gaste mit schönster Befriedigung, daß er hier eine Thür hat brechen, dort ein Fenster hat einsetzen lassen, wie ein verachteter und wüster Raum nach seiner Angabe zu einem gemüthlichen Gastzimmer sich umgestaltet, das obendrein von allen Räumen im Hause die schönste Aussicht in die Ferne bietet, wie da eine Stube warm und lauschig, dort eine andre luftig und hell geworden. Welch eine Ver-

besserung ist der Durchbruch der Wand, welche den Garten von der Küche trennte, wie rasch kann jetzt das Suppenkraut und der Salat geholt werden! Welch eine Verschönerung ist der Balkon, wie selig wird's den Hausgenossen zu Muthe, wenn sie mit lieben Freunden da sitzen und das traute Gespräch über die innersten Angelegenheiten nur unterbrochen wird durch Ausrufe des Staunens über die herrliche Außenwelt, über die wunderschöne Erde und den zauberischen Glanz, den vom Himmel die untergehende Sonne und der aufgehende Mond ihr verleiht! Und wenn des Menschen Gemüth und Charakter in der Eigenart der Häuslichkeit sich ausspricht, wo ist ein größerer Reichthum derselben als im Pfarrhaus? Stadt oder Land, Süd oder Nord, Meeresufer oder Bergeshöhe, reiches oder spärliches Auskommen, lange Geschichte oder neue Entstehung der Pfarrei, das alles wirkt mit. Und mitwirkt des Pfarrers kirchliche Richtung und der Sinn der Pfarrfrau, ein arbeitsvolles Amt oder reiche Muße, häufiges Einsprechen der Freunde im Haus oder große Einsamkeit. Wessen Auge für die Eigenart der Häuslichkeit erst geöffnet ist — mit derselben entzückenden Freude, mit welcher der Botaniker ein neues Moos im kühlen Waldesgrunde entdeckt, betritt er das Pfarrhaus, das sich ihm bei Gelegenheit einer Fußwanderung, einer Reise zum Missionsfest erschließt und den Eindruck giebt: dies eigenthümliche Gewächs eines Pfarrhauses hab' ich bis jetzt noch nicht eingetragen!

Selbst in den größten Städten gehören bis auf diesen Tag die Pfarrhäuser zu den eigenthümlichsten Häusern. Freilich kommt jetzt auch das Traurige vor, daß der großstädtische Pfarrer statt der Wohnung nur eine dürftige Wohnungsvergütung empfängt und nun der ganzen Wohnungsnoth ausgesetzt ist, welche in den großen Städten nicht blos die Aermsten empfinden. Er sucht und glaubt ge=

funden zu haben. Aber er wohnt mit vielen andern Familien in demselben Hause. Was sonst im Hause vorgeht, verträgt sich nicht mit dem Leben des Pfarrers. Die Mühseligen und Beladenen, die beim Pfarrer aus- und eingehen, werden von den übrigen Hausbewohnern beobachtet. Der Pfarrer wechselt die Wohnung und dem vielbeschäftigten Manne fehlt die Befriedigung, sich in der schönen Eigenart eines beruhigten und seinem Sinn entsprechenden Hausstandes ausruhen zu können. Aber glücklicher Weise ist die gemiethete Wohnung doch nur die Ausnahme im städtischen Leben des Pfarrers. Mitten in dem ängstlich angeschwollnen und fieberhaft erregten Berlin, von dem ein bewährter Statistiker gesagt hat, daß es keine Seele mehr habe, steht wie ein Zeuge aus der Zeit, da auch Berlin kirchenreich war und für seine Geistlichen ausgiebig sorgte, die Probstei von St. Nikolai, freilich neu erbaut, aber im würdigsten Stil, mit den stattlichsten Räumen, auch nicht ohne allen Versuch eines kleinen Gartenvergnügens, heute ein noch wünschenswertheres Ding, als in den Tagen Spener's, der nur ein paarmal in seinem Leben seinen Garten besuchte. Und diese schöne Ansiedelung zum Glück nicht an der lauten Königsstraße, sondern in der stillen Probststraße unter dem Schatten der Kirche. Und eine Ansiedelung ohne Gleichen unter den neuerbauten ist in Berlin das Domcandidatenstift, eine Schöpfung durch die Kirchlichkeit und Freigebigkeit Friedrich Wilhelm's IV. und durch den hohen Sinn und gestaltenden Trieb des seligen Hoffmann zu Stande gekommen — ein stattliches Gebäude in einem königlichen Garten gebaut, mit Wohnungen für den Ephorus, den Inspector, die Hilfsprediger, Candidaten und Studenten, mit der Aussicht nach den uralten Bäumen von Monbijou, das Ganze abgeschlossen durch die schöne Kapelle, zwischen der Kapelle und dem Wohnhause ein

Garten, dem nur der Springbrunnen fehlt, um das Behagen völlig zu machen. Nicht fern von dieser neuen Schöpfung liegt das Pfarrhaus von Sophien, an enger Straße, mit vielen engen Räumen — aber welche liebliche Ueberraschung hinter dem Hause — mitten in Berlin ein Garten für Familienglück und Kinderlust! Das Pfarrhaus von St. Elisabeth, in welchem so treffliche Hirten wie Otto von Gerlach, Kuntze und Bögehold einst des Amtes gewartet, erinnert noch immer durch seine ländliche Gestalt an das alte Vogtland, in welches es gebaut ist. — Hamburg hat für alle Kirchen schöne behagliche Pfarrhäuser, zum Theil mit Gärten. Welch stattlicher Bau das Hauptpastorat von St. Jacobi, freilich fast dem Schatten der Kirche zu nahe und zu dunkel in seinen Räumen, aber welche Räume, von dem großen Saal zur ebenen Erde, in welcher in der Franzosenzeit Kirche gehalten wurde, bis zur Bibliothek im zweiten Stock, welche Zeugniß giebt, wie sehr die lutherische Stadt in alter Zeit auf schwere Gelehrsamkeit gehalten hat. Und die alte Zeit, sie tritt uns jeden Abend um neun Uhr mit starker Mahnung nahe, wenn hoch vom Thurme herab die Posaunen in das bewegte Leben des Gewinnens und Genießens den Choral schallen lassen. — In Bremen findet sich beides — daß bei der alten Kirche von Liebfrauen die Pfarrhäuser am Domplatz, die sich einst mit ihren belaubten Giebeln so behaglich darstellten, dem weltlichen Gebrauch übergeben und den Pfarrern andre Wohnungen beschafft worden sind, und daß die neue Friedenskirche in der Vorstadt mit dem Pfarrhaus baulich verbunden ist und der Pfarrer aus seiner Studierstube, ohne einen Fuß ins Freie zu setzen, zur Sacristei kommt. In Magdeburg — welch ein Behagen ergriff mich, als ich am schönen Sommertag, eben dem Geräusch und Staub des Bahnhofs entronnen, im Pfarr=

garten von St. Ulricus mich befand, zwischen dem Haus, der Kirche, der Stadtmauer — wir saßen, ein Kleeblatt von Geistlichen im angehenden, mittleren und reifen Mannesalter, die Frauen dabei, in der Laube zwischen duftenden Rosen, St. Ulricus mahnte von Stunde zu Stunde vergeblich mit seinem Glockenton, das Gespräch ging zu gut, die Ruhe, die nur von innen heraus belebt ward, that so wohl! — Und nun gar in Wittenberg, wo auf jedem Schritt und Tritt die Erinnerung an die große Zeit unsrer evangelischen Erneuerung das Herz erwärmt, welch ein lieblicher Sonntagnachmittag war es, den ich einst bei einem Nachfolger Bugenhagen's, dem lieben Superintendenten, der so wackre Pfarrfrauen erzogen hat, im Garten mit den hohen rebenbewachsenen Mauern zubrachte, die Bilder der Vergangenheit und der Zukunft in einer glücklichen Gegenwart zusammenfassend!

Mannigfaltig ist des Pfarrhauses Gestalt in den Städten, wie die Städte selbst — Mannheim und Nürnberg, Bremerhaven und Lübeck, welche Unterschiede! Größere Mannigfaltigkeit bietet das Land. In jedem Dorfe zieht die Kirche die Aufmerksamkeit auf sich, und neben der Kirche das Pfarrhaus. Das Bild zieht rasch vorüber, wenn's aus der Eisenbahn geschaut wird, aber der Beschauer setzt sich in die Ecke und schließt die Augen und denkt vergangener Tage, in denen er in solcher Ansiedelung gastliche Aufnahme gefunden, oder malt sich die Zukunft aus, die ihm solch ein Pfarrhaus schenken soll, oder er sagt sich: noch ein paar Stunden und du trittst selbst in ein Pfarrhaus ein, das schönste von allen, denn das Weib deiner Jugend kommt dir auf der Schwelle entgegen, den Knaben an der Hand, und es steht mitten unter deiner Gemeinde. Der Fußwandrer aber, der sich allmälig der Kirche nähert und neugierig spähend auch das Pfarr-

haus entdeckt, er kann's nicht lassen, er tritt ein und wird gastlich empfangen. — Nord und Süd des deutschen Landes — welch ein Unterschied! Wie wundersam muthete uns Süddeutsche die Heide an, durch die wir einst gewandert, um das im Reiche Gottes weitberühmte Heidedorf am Sonnabend Nachmittag zu erreichen. Kein Vogel rührte sich weit und breit. Nur unser Gespräch und Gesang belebte die heiße Stille des Mittags. Links und rechts rothblumigte Heide, dazwischen hie und da Wachholderbäume von ansehnlicher Größe, in der Ferne Wald. Nach drei Viertelstunden Wegs senkte sich die Ebene und bald that sich vor uns ein kleines Dorf auf, unter schattigen Eichen gelegen. Das Gefühl des Behagens, des Heimischseins, des Friedens ist schwer zu beschreiben, das uns unter den uralten Eichen ergriff, die in herrlichen Gruppen die Wohnungen umschatten. Wir verstanden das Heimweh, das man nach der Heide haben kann. Meist durch Wald, manchmal mit dem Blick auf frische Wiesengründe, ein andermal auf gefälltes Gehölz, das über dem Moor sich lagerte, kamen wir zu einem zweiten schöneren Dorf. Als wir dieses hinter uns hatten und wieder durch einen Busch wanderten, hörten wir auf einmal ein Glöcklein läuten. Es war die Beichtglocke des Missionsdorfes, welche „bingelte“, dem Fernhergereisten ein so lieblicher Klang, als die Weihnachtsglocke der harrenden Kinderschaar ist. Am Missionshaus, das wir am Mast mit dem Kreuze erkannten, vorbei eilten wir zur Kirche, die etwas erhöht auf dem grünen Rasen des Kirchhofs liegt. Und nachdem der Gottesdienst beendigt war, lustwandelten wir in den Wegen des Dorfs, auf den schönen Rasenplätzen und unter den prächtigen Bäumen umher. Da ist nichts von der Prosa des Pflasters, der graden Straßen, der dicht an einander gedrängten Häuser. Ein Hof läßt dem andern

Raum, jeder ist von Gärten und freien Plätzen umgeben; Wege, die sich lieblich winden, führen von einem zum andern; mitten durch das weithin gestreckte Dorf fließt ein tiefer, stiller Fluß im schönsten Wiesengrunde und über demselben schweift das Auge da zu einem Busch, dort zu einem Hof. Alles hat die Art der Abgeschlossenheit und Freiheit, beides ist da, der zur Nothdurft des Lebens nützliche Besitz und die festliche Zier, mit welcher die Natur ihn umgiebt. Ueber allem hing der klare, blaue Himmel und schwebte der Zauber eines Beichtsonnabends, der in bräutlichem Verlangen des daherprangenden Sonntags wartet! Wir traten hier und da in einen Hof ein. Die sächsischen Pferdeköpfe auf den Dachgiebeln verriethen, daß auch inwendig noch alles nach alter Sitte eingerichtet sei. Wir betrachteten uns die Diele, an deren Ende das Heerdfeuer brannte, den weiten Raum, der Küche und Stall in sich schließt, so daß die Hausfrau mit einem Blick ihr ganzes Reich überschauen kann. Die Bewohner sind stille, tüchtige Menschen, die keinen Schritt nach dem Fremden voranthun, aber den Gast sich freundlich gefallen lassen. Das Pfarrhaus selbst, obwohl es unsrer Wanderung Ziel war, sahen wir, denn es war Vorsabbath, erst Abends spät zur Andacht — ein Haus in der Art der andern Häuser, mit dem geräumigen Hof, der landesüblichen Diele, inwendig einfach und behaglich, das allen Fremden, ohne lautes Willkommen, sich aufthat, als wären es Hausgenossen und verstünde sich ihr Kommen zur Andacht von selbst. Am Sonntag Abend betraten wir, nachdem wir den Tag über wohl vier bis fünf Stunden in der Kirche zugebracht, das Pfarrhaus aufs Neue. Um sieben Uhr traten wir mit dem Pfarrer auf die Diele, wo die Menge schon harrte. Er nahm die plattdeutsche Bibel und las das Evangelium von dem reichen Jüngling. Und plattdeutsch

predigte er über diesen Text auf der Diele des Pfarrhauses. Welch eine neue Welt für den Süddeutschen! War Einer der alten Volksprediger wieder auferstanden, von denen die Geschichte erzählt, daß sie mit dem urkräftigen Behagen volksthümlicher Rede die Haufen nach sich gezogen und ihnen unter den Linden und in der Halle gepredigt haben? Das Schriftdeutsch schien mir ein ärmlicher Nothbehelf neben der lebendigen Mundart, neben der Freiheit im Ausdruck, der Schalkhaftigkeit in der Wendung, die grade ihr eigen ist. Es war acht Uhr geworden, als die Versammlung sich auflöste. Für den Hirten der Gemeinde war die Ruhezeit noch immer nicht da. Während wir uns in den gastlichen Räumen seines Hauses unterhielten, hörte er auf seiner Studierstube die Anliegen seiner Pfarrkinder von den Filialdörfern an. Erst um neun Uhr trat er in die Mitte seiner Gäste, ernst, einsilbig, wir aßen zusammen und beteten zusammen, und verließen das Pfarrhaus voll Danks für die Wundergnade Gottes, die aus einem stillen Heidedorfe den lauten Schall des Evangeliums an die fernsten Enden der Erde tragen läßt. — Der Besuch in der Heide war das ernste Vorspiel eines norddeutschen Kirchentags. Das heitre Nachspiel eines süddeutschen, der Besuch eines Pfarrhauses an der Bergstraße, verliert neben jenem nichts. Keine mehrstündige Wanderung ist nöthig, um das gastliche Haus zu erreichen. Wir steigen an der Eisenbahnstation aus. Ein Herbstnebel hüllt die Berge ein. Um so aufmerksamer sind wir auf die kleine Stadt, die unmittelbar sich vor uns aufthut. Langhin streckt sie sich an der Hauptstraße, durch welche einst, ehe es Eisenbahnen gab, aller Verkehr zwischen Basel und Frankfurt a/Main sich bewegte, die ordinäre und die Extrapost, der schwere Güterwagen und der Kuhwagen des kleinen Bauern, der Vierspänner des Landgrafen

und der Schustersrappen des fechtenden Handwerksburschen. Weltoffenheit ist die Art dieses Orts, wie der ganzen Gegend. Das altberühmte Gasthaus mit seinem großen Garten steht noch und der Beiname, den man dem Wirthe gegeben, „der Zeitgeist", deutet darauf hin, daß die kühle Gaststube auch Leute, die mit der Eisenbahn gekommen sind, bereit ist aufzunehmen. Man sieht's den zweistöckigen, hellen, geräumigen Häusern an, wie das Pfarrhaus beschaffen sein wird, und gewinnt den Eindruck, daß hier der Pfarrer ein andres, ein schwierigeres Werk habe als in der stillen Heide. Mag dort die altsächsische Zähigkeit des volksthümlichen Geistlichen aus dem Mittelpunkt des Glaubens die umgestaltende Kraft in den Umkreis des Lebens bringen, hier unter dem leichtbeweglichen fränkisch-allemannischen Stamm scheint es gerathener, das Volk durch des Pfarrers Theilnahme an dem Umkreis des Lebens, in welchem es selbst sich bewegt, für den Kern desselben empfänglich zu machen. Wir treten in das Haus ein, in welchem der treue, fleißige, verständige Pfarrherr waltet, ein Liebhaber hymnologischer und homiletischer Studien, ein Förderer der Werke innerer Mission für das ganze Land, ein Unternehmer gemeinnütziger Dinge für die eigene Gemeine. Wir kommen früh, Berliner Pfarrer und Westfälische Fabrikanten und Freunde aus der Gegend selbst. So still geht's nicht zu bei der Begrüßung, wie in der Heide. Dem Interesse, das die Gäste an Haus und Hof nehmen, kommen die Wirthe entgegen, das Ehepaar und die blühenden Kinder. Das regelmäßig nach der dortigen Schablone neu gebaute Haus ist an sich nicht gemüthlich, bietet kein lauschiges Kämmerlein, keine geheimnißvolle Ecke, sondern lauter klare, zweifellose viereckige Stuben. Aber wie säuberlich ist der Hof zu einem Garten umgeschaffen! Wie behaglich sind die Räume gefüllt!

Ehrwürdige Familienbilder und berühmte Heiligenbilder schmücken die Wände. Bücher überall und das Piano, häufig und kunstfertig gebraucht, reich mit Noten versehen. Doch geht's nicht ausschließlich geistig und geistlich zu. Draußen ist die Kelter in Bewegung und die Trauben werden reichlich eingeschüttet. Die norddeutschen Freunde sehen sich's gerne an, wie absurd der Most sich gebärdet, der nachher doch noch ein Wein wird. Mittlerweile ist das Frühstück aufgetragen. In den Gläsern perlt der beste Wein, den der Pfarrer aus eigenem Gewächs gewonnen. Lebhafter vielleicht als in irgend einer andern Gegend des Vaterlandes wird das Gespräch, zwischen dem Größten und Kleinsten hin- und herspringend, mit der Anekdote, dem Sprichwort, der landesüblichen Redensart durchwoben. Wir sind in der Gegend des Rheins, in der das deutsche Leben, das anderswo stille fließt, lustig sprüht. Der Nebel fällt, die Sonne bricht durch. Wir sollen es schmecken und sehen, in welches Land Gott dem Freunde das Haus hineingestellt. Durch die Stadt steigen wir aufwärts. Wir haben die Häuser hinter uns. Durch Hohlwege, über welche breitschattige Nußbäume ihre Aeste strecken, an deren Böschungen uns der Herbst noch Blumen gelassen, gelangen wir in die Weinberge. Die Weinbauern, dies Jahr der Ernte besonders froh, laden ein, mit dreisten Händen in die Trauben zu greifen. Nur noch leichte Schleier von Nebeln liegen hier und da auf den Bergen, zu denen wir aufsteigen. Schon erhebt die Burg ihr sonniges Haupt. Wohin soll man schauen? Bald wird der Blick durch die ahnungsvolle Ferne angezogen, bald durch den prächtigen Laubwald, der die Höhen bedeckt. Wir treten in denselben ein, immer im besten Gespräch, bis wir oben auf der Zinne der Burg stehen und Jubel über Gottes schöne Welt, über die Ebene, welche der Rhein durchströmt, und

über die Thäler, die im Gebirg sich vor uns aufthun, alles andre Gespräch unmöglich macht.

Der Gegensatz zwischen Süd und Nord schließt den andern ein — Gebirg und Meer. Wer von der Burg, auf der wir eben gestanden, tiefer ins Gebirg hineindringt, der kann in zwei Stunden, wenn er die „neun Krümme" verfolgt, neun Wegeswendungen auf der Bergeshalde, auf dem Felsberg sein. Er ergötzt sich zuerst an dem Felsenmeer, einer Menge riesenhafter Granitblöcke, die wie erstarrte Wogen den Abhang des Berges hinab zwischen den Buchenwald geschüttet sind. Dann steigt er auf die Höhe des Berges und sieht über die nächste belaubte Bergesherrlichkeit in die Thäler des Rheins und Mains und drüber hinaus nach dem Hunsrück, Taunus und Spessart. Will er noch tiefer ins Gebirg dringen, — gleich am Fuße des Bergs wird er's zunächst nicht lassen können, in dem kleinen Dorf von nur zweihundert Seelen in das Pfarrhaus zu treten. Wo ist in deutschen Landen ein stillerer, lieblicherer Ort für den geistlichen Herrn, wenn ihm die Haare grau geworden und sein Sinn nach geruhigem Leben steht? Es gehört noch ein Dörflein zum Kirchspiel. Aber die Seelenzahl ist so klein, daß die Amtshandlungen, anderwärts eine schwere Arbeit, hier nur als eine Erfrischung gelten müssen. Das Pfarrhaus selbst ist so gewöhnlich als möglich nach seiner Bauart. Aber der Garten, kaum mit besondrer Absichtlichkeit angelegt, eben nur aus der Umgebung des Dorfes, die ein Garten Gottes ist, herausgenommen, und doch auch wieder nicht herausgenommen, denn er wird unmerklich zur Wiese und aus der Wiese führt der Pfad in's Feld und aus dem Feld in den Wald, der Garten ist wunderbar lieblich, gewaltige uralte Linden stehen in herzlicher Familieneintracht zusammen. Unter ihnen bieten bemooste Granitblöcke weiche, kühle Sitze. Ein Bäch-

lein hört man nahe rieseln. Immer wieder ergreift mich der Zauber, der diesen Winkel der Erde umspielt. Mein Großvater hat unter den Linden gesessen. In der Zeit jugendlicher Wanderlust bin ich mit den Freunden dort eingekehrt, denn eines Freundes Vater, ein ehrwürdiger Greis mit sanftem Gemüth und innigem Auge, war dort Pfarrer geworden und ließ sich die Ruhe gerne durch die frohe Jugend unterbrechen, und wenn ich jetzt dort einkehre — der liebe alte Freund, der mit der Posaune seiner Predigt, eben aus der römischen Kirche sammt seiner Gemeinde in die evangelische übergetreten, schon meiner Kindheit sich bemerklich gemacht — er geht nicht mehr gern über Berg und Thal, er nimmt nicht mehr gern an dem Leben draußen Theil, aber wenn ein Gast ihn im Garten aufsucht, wenn die tugendsame Hausfrau und die freundliche Tochter das Tischchen hergeholt mit Brod und Wein, dann wacht mit der Erinnerung der Geist der vergangenen Tage auf, da der Winter im Lande verging, der Lenz herbeikam, die Turteltaube ihre Stimme hören ließ, der Weinstock Knoten und der Feigenbaum Augen gewann, und da er als bewährter Volksprediger auf Festen des Reiches Gottes dem jüngern Geschlecht der Theologen zur Predigt Muth machte. — Und so still wie das Dörflein im Gebirg ist das Dörflein am Meer mit seinen hundert und fünfzig Seelen, die so zerstreut wohnen, daß man sie kaum bemerkt. Von einer Predigtfahrt führte mich einst des Dorfes Pfarrherr mit in sein Haus. Das Land Angeln, sagte er, sei ein Garten Gottes, das müsse ich sehen. Ich sah es und freute mich über die fruchtbaren Felder und frischen Wälder auf dem wellenförmigen Land, wie über die saubern Häuser von gebranntem Stein und die schönen Gärten, die alle aussehen, wie neugebaut und frisch angelegt. Bald holte ich Weib und Kind zum Ferienaufenthalt dort hin.

Ganz nahe dem Meer, bei hochgehender Sturmfluth von den Wogen fast bespült, steht das Kirchlein, klein und rein, ohne Orgel, deren der Gesang dort wohl bedürfte, doch nicht ohne die Kunst der volksthümlichen Schnitzerei an der Kanzel und dem Gestühl. Das Pfarrhaus liegt ein wenig weiter zurück, geräumig und behaglich, mit der Aussicht aufs Meer, von einem Garten umgeben, der den Blick hinaus noch freier und weiter bietet als das Haus. Wie einsam und still ist das Leben hier! Der Pfarrer kann ohne Angst, sein Amt zu versäumen, dem Unterricht seiner Kinder sich widmen. Und neben und nach der Arbeit, welche gesunde Lebensführung! Der Strand ist nahe zu erquickendem Bad. Das Auge wird nicht müde, aufs Meer hinaus zu sehen, auf dem bald ein Fischerkahn, bald ein großer Segler, bald ein Dampfer sich blicken läßt. Im Sonnenglanze blinken noch die Reste der jüngst eroberten Düppeler Schanzen. Deutlich liegt Sonderburg vor dem Auge. Und wenn es sich anstrengt, sieht es wohl in der Ferne eine dänische Insel aus dem Meer auftauchen. Aber, wer am Meere zu Gast ist, braucht er etwas andres als das Meer selbst, das immer gleiche und immer neue, ob es uns erlaubt, in seinem klaren Wasser das Farbenspiel der Quallen zu betrachten, oder die Brust uns erfrischt mit dem Anhauch seiner bewegten, gleich weißen Rossen daherbrausenden schäumenden Wogen? Von dem Meer landeinwärts gewandt findet der Wandrer grüne Wälder. An dem Haag, der die Wege einfaßt, wachsen Brombeeren die Fülle. Und wenn am Nachmittag die Familie unter der Linde sich sammelt im Garten, dem Hauptplatz für die Aussicht — man spürt die Gesundheit so frisch wie die Lunge sie einsaugt und gesund geht das Gespräch. Ruhe ist im Dörflein am Fuße des Berges, Ruhe im Dörflein am Strande des Meeres. „Ruhe ist das beste Gut“, hat

ein schwer angefochtener Berliner Pfarrer gesungen. Und doch ist die Ruhe im Gebirg so anders als die Ruhe am Meer, daß dem abgearbeiteten, vor den Ferien stehenden Mann die Wahl fast schwer wird.

Was dem Wandrer am Pfarrhaus entzückend erscheint, ist's nicht immer dem Bewohner. Nicht allein der Bauer des Gebirgs bewundert das flache Land, weil die Bestellung des Feldes dort so leicht ist, auch Pfarrer wünschen sich aus dem Gebirge hinab in die breite Flußebene, die von allerlei Verkehrswegen reich durchzogen ist. Ich machte einst, der Stadt müde und des Verkehrs, mit einem jugendlichen Begleiter in schönen Pfingsttagen eine Wanderung durch eisenbahnloses Gebirgsland. Zwischen Kassel und Siegen, um den durchwanderten Landstrich nur mit einem großen Strich zu bezeichnen, welche Fülle frischer Bergnatur, geschichtlicher Erinnerung, mannigfaltigen Pfarrerlebens! Ueber der Eder liegt ein altes Schloß und nahe dabei ein kleines Städtchen. Mein Auge hatte den Morgen lang voll Wonne hinabgeschaut in das wohlbebaute alte Klosterland, durch welches der Fluß, in der dortigen Gegend goldhaltig, wie ein Silberband sich schlingt und über das Thal hinüber weit in bewaldete Berge hinein. Endlich zog mich's auch nach der Kirche und dem Pfarrhaus. Es war dritter Feiertag und noch füllte der Pfingstschmuck, unter dem die Jugend war eingesegnet worden, den Raum des Heiligthums. Ich suchte, der Zeit gedenkend, wo auch ich auf Pfingsten zwischen Maien und Laubgewinde die Kinder eingesegnet, das Pfarrhaus auf: ein altes Männlein fand ich darinnen, ohne Weib und Kind, in einem Raum ohne Behagen, ohne Schmuck, wie es schien so vereinsamt und der Gesellschaft entwöhnt, daß er nicht recht anzubinden wußte. Aber als ich seine Einsamkeit beklagte, stimmte er doch herzlich mit ein, nur war

die Reue zu spät. Am Tage nachher, einige Meilen höher den Fluß hinauf, entdeckte ich einen Studiengenossen in reicher Pfarrei, im wohleingerichteten Hause, im glücklichen Familienleben, im vollen Behagen, ich blieb die Nacht und wir ließen die alten Zeiten vor uns aufsteigen. Und wieder einen Tag später klopft' ich an einem eben eingerichteten Pfarrhause an. Noch war die häusliche Einrichtung frisch, noch brachte die Pfarrerin zur Bewirthung jene schöne Erregung mit, die ihr in der ersten Zeit des Haushalts so lieblich steht, noch hatte das Ehepaar das Entzücken, das wieder entzückt, beim Zeigen aller seiner Schätze bis zur Kuh und zu den Schweinen. Diese liefen uns freilich weg, aber wir eilten nach, und nachdem wir sie glücklich wieder eingefangen hatten, schloß der Aufenthalt künstlerisch ab, indem der Pfarrer Klavier und Harmonium hören ließ und wir Gäste dem jungen Ehepaar einige Liebeslieder sangen, die wir dem süddeutschen Volk abgelauscht hatten. Es war lieblich in der kleinen, aber uralten Pfarrei Winfriedscher Stiftung. Aber unseres Bleibens war nicht. An demselben Abend saßen wir am gastlichen Tisch eines ehrwürdigen, gelehrten, nun heimgegangenen Superintendenten und wurden mit den besten Forellen bewirthet, die in den berleburgischen Gewässern ihr kühles Leben geführt. Die Gespräche führten zu der berleburger Bibel zurück und zu der merkwürdigen Zeit, wo die Wittgensteinschen Grafen allen christlichen Schwärmern Zuflucht boten und Gräfinnen mit Handwerkern im Glauben Eins auch die Hand zur Ehe sich reichten. Ein neuer Tag brachte uns ein neues Pfarrhaus — ein Ehepaar in des Lebens Blüthe, frische rothbäckige Kinder, liebe Verwandten, das Haus in der schönen Gebirgswelt frei und luftig, wir waren auch hier daheim, als wären wir schon lange da gewesen und sollten noch lange bleiben. Aber wir mußten weiter. Der Abend

war nicht mehr ferne, als wir zwischen dem Dörflein Grund, wo Stilling geboren ist, und dem Ginsberg, wo er mit Dortchen schwärmte, uns befanden. Wir stiegen zum Geisberg hinauf — es war alles so, wie es uns Stilling beschrieben hat, Steinhaufen als die letzten Ueberreste der Burg, auf welcher einst Wilhelm von Oranien seinen Feldzug berieth, jene Steinhaufen, zwischen denen Stilling das Messer mit Dortchens, der Heimgegangenen, Namen gefunden, daß ihn der Schauer der Erinnerung durchbebte, ein Ahorn aus den Steinhaufen herausgewachsen, die Stätte vergangener Herrlichkeit umgeben mit schönstem Laubwald, drüber hinweg der Blick in die weite, weite Ferne, über lauter Wald, und das Ganze wundersam von dem Stillings-Hauche durchzogen! Wir stürzten uns in den grünen Wald, wie in frische Wogen, und tauchten wieder hervor, wo das Stillingshaus steht. Noch war über der Thür der Stein zu sehen, auf den Eberhard und Margarethe ihren Namen, als der Erbauer des Hauses, haben eingraben lassen, noch war drinnen alles so volksmäßig behaglich, Mägdlein schälten Kartoffeln in der Ecke unter Geplauder, eine junge Frau, ihr Kind auf dem Arm, zeigte uns das Haus, die Stätte, wo Eberhard in seinen alten Tagen saß und Wilhelm und Heinrich, hinter dem Hause, wie damals, war der Wald ganz nahe. Wir stiegen den Kirchpfad hinauf, den die Stillingsleute so oft gegangen, nach Hilchenbach hin — zwischen riesigen, goldgelb blühenden Ginstern erreichten wir die Höhe. Die Sonne, die sich heute verborgen gehalten, trat zwischen einer schwarzen Wolke und dem dunkeln Walde noch einmal heraus, goß eine Fluth von Gold in das Thal, durch das wir zu schreiten hatten, und in wundersamer Abendstimmung erreichten wir das reinliche Städtchen mit dem Stillingsdenkmal vor der schönen Kirche, klopften auch ans Pfarrhaus und wurden

freundlichst empfangen. Sehr ferne war die Eisenbahn hier nicht mehr. Und wir mußten aus dem stillen Land scheiden, die Seele voll schöner Erinnerung namentlich an die Pfarrhäuser. Was war aber die Erfahrung, die wir gemacht? Wenn wir die Schönheit des Landes rühmten und etwa gerade als eine Hauptzierde die Stille des Landes bezeichnen wollten, da kam uns die Klage der lieben Pfarrersleute entgegen: ja, wenn wir nur eine Eisenbahn hätten! Wir sind so abgeschnitten von der Welt! Die Besuche bei den Verwandten sind so mühsam! Und die Poesie der Berge, wie oft wird sie endlich hingegeben, wie oft ist sie namentlich in meiner Heimath hingegeben worden für eine Pfarrstelle in der Ebene, unter einem Volke ohne gewinnende Eigenthümlichkeit, in einem Lande ohne erfrischenden Reiz, für eine Pfarrstelle, die unter andern Vorzügen hauptsächlich den hatte, nahe bei dem großen Verkehr und namentlich der Residenz zu liegen. Gebirg und Ebene, wenn sie zur Wahl stehen — der junge Anfänger wählt das Gebirg, der alternde Herr, wenn die Ader der Poesie nicht besonders lebhaft in ihm rinnt, wählt die Ebene.

Wohlhabenheit und Dürftigkeit — ein andrer Gegensatz innerhalb der Pfarrhäuser. Zwar solche Gegensätze, wie sie in England vorkommen, zwischen dem Bischof und dem Landprediger, haben wir in Deutschland nicht. Wo nicht durch den Landbesitz, namentlich in der Nähe der Städte, die Einnahme sich ins Ungewöhnliche gesteigert hat, ist sie überall mäßig, und die Consistorien sind mit wahrer Gier darauf aus, ungewöhnliche Einnahmen, wenn sich irgend eine rechtliche Form dafür finden läßt, auf ein ungefährliches Maß herabzumindern, um mit dem Ersparniß irgend ein schreiendes Bedürfniß zu stillen. Aber der Gegensatz zwischen zwölftausend und zwölfhundert mag doch nicht selten vorkommen. Der deutsche Pfarrer ist so daran

gewöhnt, sich herumzuplacken, daß er sich zu dem Gedanken einer fetten Pfründe im eigentlichen Sinne kaum aufschwingen kann. Dem ehrlichen Ernst Moritz Arndt ward, als er schon Candidat der Theologie war, der geistliche Beruf verleidet, nicht etwa durch die Aussicht auf karges Brot, sondern durch den Einblick in die Schleichwege, auf welchen die fetten Rügner Pfründen in der schwedischen Hauptstadt errungen wurden. Die Stellen trugen bei damaligen Fruchtpreisen zwei- bis dreitausend Thaler ein, die Pfarrer waren Gerichtsherrn ihrer Dörfer, Einer von ihnen fuhr mit vier Rappen. Als Schleiermacher in Stolpe über die Geistlosigkeit der Geistlichen klagte, fügte er hinzu: er wundere sich doch darüber so lange nicht, als die Stellen tausend Thaler einträgen. Das schien damals dem geistestiefen Manne, der immer mit Geldnoth gekämpft, ohne sich je die Stimmung verderben zu lassen, zu viel Einkommen! Im Ganzen wird man sagen dürfen, daß der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland, die Thüringischen und Hessischen Lande an letzteres angeschlossen, zugleich den Unterschied zwischen Wohlhabenheit und Eingeschränktheit bezeichnet, — im Ganzen, denn reiche Stellen giebt es auch im Süden und dürftige auch im Norden. Als ich Holstein und Schleswig kennen lernte, wie stattlich erschienen mir dort die Pfarrhäuser! Die raschen Pferde fahren auf den Pfarrhof zu, der wie ein Edelhof daliegt, vor dem Haus der runde Rasenplatz, um den das Fuhrwerk sich herumschwenkt, um an der Thür zu halten. Die Gäste werden mit einem ruhigen Willkommen begrüßt, das vielleicht dem Süddeutschen zunächst mehr gute gesellschaftliche Sitte, als warmen Herzenserguß verräth. Nicht wie in Süddeutschland in der „guten Stube“ des oberen Stocks, sondern in dem großen behaglichen Raum zur ebenen Erde harret ein treffliches Frühstück, zu welchem der Stall sein Fleisch,

der nahe See seinen Fisch und das ferne Land der Garonne seinen Bordeaux geliefert hat. Das Mittagsessen erinnert noch immer mehr oder weniger an das Mahl des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau und die volksthümliche rothe Grütze, die nicht fehlen darf, ist doch unter vielen Gerichten nur Eins. Und in demselben Stil ist Haus und Hof und Garten gehalten. Wie anders das Pfarrhaus meines lieben heimgegangenen Freundes, der, sein Leben lang arm, in das ärmste Gebirgsnest zog, um viele reich zu machen. Wir überraschten ihn zu dreien an einem Morgen. Die Schwester hielt ihm Haus und that, was das Haus und das Dorf vermochte. Da war kein Wein, kein Fleisch — eine Wassersuppe, ein Pfannkuchen, eine Schüssel gedörrter Zwetschen, — und doch, ich hatte das Gefühl: viel, zu viel Umstände! Hätte denn nicht ein Stück Schwarzbrod mit landesüblichem Käse und gutem Brunnenwasser genügt? Zumal die jungen Pfarrverwalter, die nicht genug haben, um heirathen zu können, und in den abgelegenen armen Dörfern kein Haus finden, das sie verköstigt, sie machen oft eine schwere, aber heilsame Schule durch. Freilich, der Hofkaplan hat's gut, der in einem Flügel des Grafenschlosses wohnt, hoch auf dem Berge, und in die wunderschöne Gotteswelt hinaussieht, dem das „Tischlein deck' dich!“ nicht fehlt, auch für den Gast, der zehn Minuten vorher eintritt. Auch der Pfarrverweser hat's nicht schlecht, der ein uraltes Schloß hoch auf dem Basaltberge zu seinem Pfarrhaus gemacht, dem im Winter wohl die Stürme heulen, daß des Schlosses Thurm erzittert, aber der Frühling das Land umher zur Augenweide schenkt, der so viel Raum hat, daß er ein eigenes großes Zimmer zur Aufbewahrung seiner zwei Paar Stiefeln und ein andres als Vorrathskammer für einen Korb voll Birnen verwendet, der in dem benachbarten Hofe

seinen Mittagstisch findet und dem der Vater aus dem Weinland den abendlichen Trunk schickt. Aber andre — wie schwere Zeiten haben sie durchgemacht, in erbärmlicher Wohnung, wenn etwa die Stelle wegen mangelnden Pfarrhauses verwaltet ward, und mit einem Mittagstisch, bei welchem der mitgebrachte Appetit ohne Sättigung sich verlor. Wohl dem Einsamen, wenn nicht gar weit ein gastliches Pfarrhaus steht, in welchem die Hausfrau den Nachmittagsbesuch freundlich lädt, doch ja auch den Abend zu bleiben!

Mannigfaltige Eigenart haben die Pfarrhäuser noch immer, wie viel auch der Rationalismus mit der Prosa seiner Anschauung in Pfarrhäusern und Consistorien, in Bauämtern und Regierungen schon weggewischt hat. In der Zeit, in welcher der Verwaltungsbeamte nicht Ruhe hatte, bis der Kirchhof mit seinen Gräbern nicht etwa zu einem Baumgarten mit Traschen und Trauerweiden, mit Flieder und Goldregen, sondern in eine Baumschule mit graden Reihen von jungen Birnen und Aepfeln, Nuß- und Pflaumenbäumen umgewandelt war, in der Zeit, in welcher man einen Theil der Sacristei zu einer Obstdörre nutzbar machte, Grabsteine in Thürschwellen und Taufsteine in Ententröge verwandelte, ward auch viel wider die Pfarrhäuser gesündigt. Nicht nur daß man schönen Holzbauten eine Tünche gab und die frommen Sprüche in den gewaltigen Eichenbalken zuschmierte — man riß die Häuser ab oder verkaufte sie, die neben der Kirche standen, und baute an der Landstraße neue nach dem hergebrachten Riß der Baubehörde. So giebt's einen neuen Gegensatz für das Pfarrhaus — dicht bei der Kirche oder fern von ihr an der Landstraße! Ich lade noch einmal ein, von dem süddeutschen Pfarrhaus, in das wir vorhin eingetreten waren, um Kirchentags-Nachfeier

zu halten und aufwärts zu steigen. Der Pfarrer geht mit, um uns sein Städtlein zu zeigen. „Hier,“ pflegt er schalkhaft zu erzählen, „hat sich die Geschichte zugetragen, die Goethe in Hermann und Dorothea dichterisch behandelt. Siehst du dort am Marktplatz das Gasthaus „zum goldnen Löwen“ und die „Apotheke zum Engel“? Ich denke, in jenem stattlichen Hause daneben wohnte der Kaufmann, bei dessen Töchtern Hermann so wenig Glück gemacht.“ Wir schreiten die Straßen des Städtchens empor in die Weinberge. In der That, der steile Pfad, den Hermann seine Dorothea herabführte, während sein Herz pochte und der Mond von seinem Wolkenhügel kläglich aus dem Duft hervorschaute, die Steinstufe, auf welcher der Fuß der Jungfrau ausglitt, daß Hermann die ganze süße Last auf seine Schulter gesenkt fühlte, — sie sind deutlich zu erkennen. Wir machen, nachdem wir bis zum Waldessaum gekommen, auf dem Rückweg der Kirche einen Besuch. Auf Treppen steigen wir hinauf zum alten Kirchhof. Wir treten vor allem in den erkerartigen Ausbau der Kirchhofsmauer. Welch ein Blick! Gradaus verfolgt er die Richtung der Bergkette, an welche das Städtlein sich angeschmiegt hat, am Fuße derselben die Landstraße mit den breitschattigen Nußbäumen, deren Linie nur durch zahlreiche Städte und Dörfer mit ihren Kirchthürmen unterbrochen wird, von der Ebene aufwärts, auf Vorhügeln, die sich vor die Berge gelagert, fruchtbares Land mit Obstbäumen, dann die Weinberge und über ihnen die buchenbelaubten Berge, hoch oben die alten Burgen, die ihr Haupt aus dem Walde emporstrecken. Sehen wir aber von der Bergkette hinweg über die Stadt in die Ebene hinaus — vor uns stattliche Dörfer mit Wiesen und Feldern, dann der große Wald, durch den einst Siegfried zur Jagd geritten, dahinter der Rhein, aufleuchtend bald

und bald wieder verschwindend, jenseits die gewaltige Masse des Doms von Worms, am fernsten Horizont blaue Berge. Der Freund führt schmunzelnd von der Augenweide hinweg. Der vorsorglich mitgebrachte Schlüssel öffnet eine Thür, die vom Kirchhof in des Pfarrers Weingarten führt. Unter dem Genuß der Trauben geht der Blick noch wieder lustwandeln und sucht das Haus drunten in der Stadt, ob nicht etwa die Pfarrerin zum Fenster hinaus sieht und ihr mit Hut und Tuch ein Gruß zugewinkt werden kann. „Wie schade,“ so sag' ich zum Freunde, „daß der Weingarten mit seinem unvergleichlichen Lug ins Land so weit von eurem Hause ist!“ „Das war einst nicht so,“ antwortet der Freund, und nach der Kirche zurücklenkend: „hier ist die Stätte des alten Pfarrhauses!“ Wir entdecken den Grabstein jenes Pfarrers, der lange hier gewaltet und dem Land eine rationalistische Agende geschenkt. Seine Gebeine ruhen noch hier oben, aber der Geist seiner Zeit hat es dahingebracht, daß das Pfarrhaus oben niedergerissen und unten, mitten in der Stadt, an der geräuschvollen Landstraße wieder aufgebaut ward. Derselbe Geist, der unsern Gottesdienst mit wässerigen Gebeten und verstümmelten Liedern versorgt, der hat es auch vermocht, daß nun ein frommer, sinniger Pfarrer nicht mehr wie einst wohnen darf — hoch über dem Geräusch der Welt, nachbarlich der Gemeinde der Abgeschiedenen, den Hirtenblick auf die Gemeinde der Lebendigen unter ihm gerichtet, in reiner Luft aufathmend, die Woche über zum Wohl der Heerde sinnend, am Sonntag sie empfangend, wenn sie hinaufwallt zum Hause Gottes, wie Israel zur hochgebauten Stadt.

Einen Gegensatz zwischen Pfarrhaus und Pfarrhaus bietet auch die Arbeit, vielleicht sogar Arbeit und Müssiggang, jedenfalls Arbeit und Arbeit, die Arbeit in der

größten Stadt und in dem kleinsten Dorf. Ein Briefwechsel, der jüngst geführt ward, mag diesen Gegensatz deutlich machen.

„Wie lange, lieber Freund, hab' ich mit dem Dank für dein photographisches Bild auf mich warten lassen. Die große Stadt verroht auf entsetzliche Weise das Gemüth. Kaum geknüpfte Verbindungen, wie willkommen sie waren, sind in Gefahr, sich wieder zu lösen, weil das zarte Band nicht gepflegt wird. Und alte treue Freundschaft ruft aus der Waldesstille in die lärmende Stadt und der Ruf scheint verhallt zu sein. Das war ein andres Leben, als du mich in meinem Dorfe auf dem Basalthügel aufsuchtest. Nur selten eine Amtshandlung, zum Unterricht in der Schule war volle Zeit, die paar Kranken waren bald besucht, in drei Minuten konnt' ich am fernsten Ende des Dorfs sein. Und wenn die Leute alle auf dem Felde und sonst auswärts waren, was konnt' ich thun? Wie eine Wohlthat erschien mir die nahe Eisenhütte östlich und der Hof westlich mit den befreundeten Familien, man hatte für den nachmittägigen Spaziergang ein freundliches Ziel. Und wenn lieber Besuch kam, wir hatten in dem abgelegenen Felsennest das volle Gefühl: der Besuch gilt uns, ausschließlich uns, und die Freude, ihm uns völlig widmen zu können. Ich vergesse nicht des wunderschönen Maitags, den du uns einst geschenkt. Schon in den Morgenstunden, nachdem wir die frühste Frühe im Garten mit dem unvergleichlichen Ausblick zugebracht, schlüpften wir durch die kleine Hinterpforte, wandelten durch die Wiesen des Brunnenthals an all den Brunnenstuben vorbei, traten in den kühlen Wald, aus dem die Wasser quellen, schritten den Berg hinan, suchten die lichte Stelle, von der man das ganze fruchtbare Land der Wetterau mit der stattlichen Burg Münzenberg und der mächtigen Friedberger Kirche

überschaut, und ließen uns dann unter den herrlichen Buchen am steilen Abhang nieder, belauschten das Waldesleben der frommen Tauben und des schelmischen Kukuks, erzählten uns einander aus dem Gemeindeleben, und du erquicktest mir damals die Seele mit manch frischem Trunk aus dem Volksthum und der Landschaft des Vogelsbergs. „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar! O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein einst war!“ Der Mensch pflegt das Loos, und wenn's ihm aufs Lieblichste gefallen, gern mit dem andrer Erdenkinder zu vergleichen, ob's nicht lieblicher sei. Mir ward damals manchmal bange, ob ich die Zeit auch recht zubringe, und ich konnte mir ein Amt wünschen, welches alle Stunden des Tags mit unausweichlicher Arbeit ausfüllte. „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Die Stunden sind ausgefüllt. Daß ich auch in der großen Stadt Pfarrer bin, Predigt, Confirmandenunterricht, Seelsorge habe, das ist das Beste. Auch hab' ich nicht, wie die lieben Amtsbrüder in den Kirchspielen von 40,000, 60,000, ja 100,000 Seelen, über die erdrückende Fülle äußerlicher Arbeit, über die scheußliche Menge der Sühneversuche zu klagen. Auch sind es die Acten nicht, die mir beschwerlich werden. Aber die Zeit, in der wir leben, ist die Zeit des christlichen Socialismus, des Erwachens der Verantwortlichkeit, welche in der Gemeinde Einer für Alle, Alle für Einen fühlen sollen, der Arbeit der freien Liebe, der innern Mission. Wer will in einer großen Stadt den Versuch wagen, seine Arbeit in die Gränzen des Kirchspiels oder der gebuchten Personalgemeinde einzuschränken? Wie durchdringt das Verderben der Sünde die ganze Stadt, wie fluthet das Elend von einem Bezirk in den andern, und wie Noth thut es, daß der Sauerteig des Evangeliums durch die Gesammtarbeit

aller Geistlichen in den ganzen Teig des großstädtischen Lebens gemengt und die Hand der rettenden Liebe über alle Bewohner ausgestreckt werde! Stadtmission durch Brüder, Gemeindepflege durch Schwestern, Bemühung um bessere Sonntagsfeier, Rettung der Einzelnen aus dem Schiffbruch, den das fröhlich ausgefahrne Lebensschifflein in der wüsten Fluth der Fleischeslust gelitten, das sind lauter Arbeiten, welche für die ganze Stadt geschehen müssen. Die 8000 ungetauften Kinder, die Dreiviertel der Ehen, die seit dem Civilstand uneingesegnet bleiben, welche Aufforderung zur Arbeit! Und nicht allein taufen möchten wir die Kinder, wir möchten sie auch nicht durch jene teuflischen „Engelmacherinnen" dem Himmel vor der Zeit zugeschickt sehen, darum baut die Liebe, die sich an der Krippe von Bethlehem entzündet, Krippen für die Neugeborenen. Und nicht blos am Leben möchten wir die Kleinen sehen, sondern auch dem Heiland zugeführt, darum werden sie frühe in Kleinkinderschulen gesammelt. Und nicht blos „eingeschult", wie man hier sagt, möchten wir sie wissen, sondern auch in der biblischen Geschichte, im Katechismus, im geistlichen Gesang unterwiesen, darum locken wir sie in die Sonntagsschulen. Und die Kinder, für welche die Zucht des Hauses und der Schule nicht ausreicht, müssen in Rettungsanstalten gesammelt werden. Die Eingesegneten werden bewahrt durch zeitweilige Zusammenkünfte mit ihrem Seelsorger, durch Jünglings- und Jungfrauenvereine mit sonntäglichen und wochentäglichen Versammlungen. Für die Eingewanderten giebt es Herbergen, für die ehrbaren Mädchen Erziehungshäuser, für die gefallnen Magdalenenhäuser. Brüderanstalten und Diakonissenhäuser bilden die Arbeiter und Arbeiterinnen. Zur Vertheidigung des Glaubens, zur Ausgestaltung der Gemeinde, zur Belebung der Arbeit werden Vorträge gehalten. Und nicht das Bedürf-

niß nach geistiger Anregung allein ruft die Vorträge ins Leben. Hier ist ein Verein, dort ein Haus, das in der schweren Zeit nicht durchzukommen weiß, was soll geschehen? Man wirbt eine Reihe Redner, man bietet dem Publicum die Einlaßkarten an, und ob das Angebot stärker ist als die Nachfrage, das Geschäft wird gemacht. Es ist nicht einzusehen, warum viele von diesen Dingen nicht mit demselben Eifer und demselben Geschick von dem „berechtigten Laienelemente", wenn es sich nur erst für verpflichtet hielte, geschehen könnten, aber die Anforderungen kommen zunächst an die Geistlichen, und für diese ist es eine ernste Aufgabe, einestheils nicht in Vielgeschäftigkeit die eigene Sammlung und die Erbauung der zunächst ihnen anvertrauten Gemeinde zu versäumen, anderntheils der Arbeit für die Stadt, für das Volk sich nicht zu entziehen. „Das hielt' ich nicht aus!" so sagen die lieben Gäste, die in dem großstädtischen Pfarrhause einkehren, wenn sie die Schelle den ganzen Tag über hören und den Anlauf der Leute sehen. Denn die Sprechstunde bietet doch eigentlich nur eine Bürgschaft für die Besuchenden, daß sie den Geistlichen finden, nicht eine Bürgschaft für diesen, daß er in den übrigen Stunden Ruhe habe. Man geht Abends zu Bette, in der Hoffnung, für eine dringende häusliche Arbeit die Frühstunden des nächsten Morgens benutzen zu können. Das Papier ist eben zurecht gelegt, die Feder ergriffen, der erste Satz geschrieben — da ist's auch zu Ende. Besuch verdrängt den Besuch. Es kommen Mühselige und Beladene aus der eigenen Gemeinde, die ja ein volles Recht haben, ihren Seelsorger früh und spät zu sprechen. Es kommen bedrängte und verzweifelte Menschen, die zur Gemeinde nicht gehören, vielleicht nicht einmal zur Stadt, mit ihren Anliegen, die das Herz bewegen, ohne daß man Hilfe schaffen kann. Es kommen die Hochstapler,

deren Entlarvung mehr oder weniger Zeit nimmt. Es kommen liebe, gute Freunde. Die Begrüßung ist warm, aber kurz. „Ich muß zur Confirmandenstube, kommt heut Abend, da ist Ruhe.“ Nun wird im Sturmschritt die jugendliche Schaar aufgesucht, im Sturmschritt nach Beendigung des Unterrichts das Mittagessen. Aber da ist Hinderung — einige Menschen warten schon lange. Endlich kommt das Mahl zu seinem Recht, nachher auch wohl die Ruhe. Aber die Sprechstunde beginnt und dauert so lange, bis ihr die Erklärung ein Ende macht: „ich habe um 6 Uhr Bibelstunde.“ Sie wird gehalten, da oder dort in einer christlichen Anstalt. Aus ihr geht's noch schnell in eine Sitzung. Endlich um 9 Uhr ist Feierabend und Rückkehr in die Familie. Und da ist's denn endlich gemüthlich und es würde dir auch gefallen. Mit der und jener einsamen Seele, die gerne das Pfarrhaus aufsucht, finden sich auswärtige Gäste zusammen. Und zumal im Sommer, an einem Sonntagabend kannst du um den Tisch herum die Völker in Mannigfaltigkeit der Zungen, aber in Einigkeit des Geistes geschaart finden. Da ist der Student oder der junge Kaufmann, den die besorgte Mutter bei seinem Ueberzug in die große Stadt dem Pfarrer empfohlen hat, der Candidat, der als Hauslehrer in der großen Stadt wirkt oder im Predigerseminar seine Studien fortsetzt, der schwäbische Repetent, der auf seiner wissenschaftlichen Reise sich befindet und die nach Norddeutschland verschlagenen süddeutschen Herzen mit seinen urgemüthlichen Lauten ergötzt, der waldensische Candidat, der deutsche Theologie studiert, der Geistliche aus dem Russischen Ostseelande, der am Morgen den Pfarrer in der Sacristei begrüßt hat, der englische Geistliche, der sich deutsche Zustände betrachten will, und der Reichstagsabgeordnete, der von seiner Sitzung im Plenum und in der Commission

seine Zuflucht ins Pfarrhaus nimmt. Und wenn dann im kleinen Garten oder auf dem Balkon unter Sternengefunkel der lebendige Austausch der Meinungen und Erfahrungen geschieht, es geht bei frischstem Humor doch etwas wie Pfingsten durch die Hausgemeinde — es sind mancherlei Gaben, aber Ein Geist, mancherlei Völker, aber Eine Gemeinschaft der Heiligen, mancherlei Länder, aber Eine Heimath! — Du siehst, lieber Freund, ob der Brief im Klageton anfing, den Muth hab' ich noch nicht verloren. Komme und überzeuge dich davon. Aber nachdem ich dir das Leben in der großen Stadt beschrieben, thue mir die Liebe an, um die ich dich jüngst gebeten, und beschreibe mir dein Dorfleben, wie du es einst geführt. Seit ich an einem wunderschönen Junitag durch die duftigen Wiesen und die frischen Wälder des Vogelsberges gewandert, seit ich in einer unvergleichlichen Abendstille von der Basaltkuppe des Bilstein das Dörflein gesehen, in welchem du deinen Hausstand einst begonnen, seit ich vor der Kirche gesessen und vor dem Pfarrhaus mit einem Glase der Vogelsberger Milch mich gelabt, ist die Sehnsucht in mir, von dir zu hören, wie einst dein Leben dort verlief. Schicke mir bald, nachdem du dein Bild mir geschickt, von dem Künstler in Gießen vortrefflich gemacht, nun die Idylle deiner Pfarrersjugend, von deiner geschickten Hand gezeichnet! Gott befohlen!"

„Es war im Jahre des Heils 1857 zur Herbstzeit," so lautete die Antwort, „als ich die Bestallung für mein erstes festes Amt erhielt. Das Dörflein, wo ich als Schulmeister und Pfarrer zugleich die Lämmer und Schafe weiden sollte, lag in dem unbestrittenen rechten und ächten Vogelsberge, „dem hessischen Sibirien", „dem Buchfinkenlande", da, „wo sich die Füchse gute Nacht sagen". Manche meiner Freunde bedauerten mich. Die Einen meinten, die Behörde sei

froh, mich für das Miteingreifen in die kirchlichen Fragen todtgemacht und im Vogelsberger Schnee vergraben zu haben. Die Andern warnten mich vor der Stelle „mit Eselsarbeit und Vogelsfutter“ und riethen, die Bestallung zurückzugeben. Ich selbst war aufrichtig froh, daß die Dinge also gekommen. Mit Faullenzen, sagt' ich, will ich mein Brod nicht essen und ich fühle mich für beide Aemter jung und stark. Die Gegend schreckt mich nicht, sie lockt mich eher. Ich kenne sie aus meinen Studententagen, in denen ich auf dem Wege zur Hochschule drunten im grünen Wiesenthal unter dem ragenden Bilstein das stille Dörfchen liegen sah, sie ist herrlich im Sommer und im Winter ist's überall nicht schön. Wer sich eine warme Stube machen und nach langer Wartezeit eine liebe Braut als Frau hineinführen kann, der tauscht mit Niemandem. Die Besoldung wird ja für den Anfang reichen und später giebt's auch Rath. Gott verläßt keinen Deutschen und „wo Hessen und Holländer verderben, müssen alle Menschen sterben.“ Und zudem bin ich den Hudeleien und Plackereien als wandernder Vicar enthoben. — Ich war nämlich dem Kirchenregimente früh als Lutheraner mißliebig geworden. Einen Protest gegen einen berühmten rationalistischen Professor der Landesuniversität hatt' ich mitunterzeichnet. Ich erhielt einen Verweis mit der Mahnung, „wohl zu bedenken, in welch nahem Zusammenhang mein ungehöriges Verfahren mit einer eventuellen definitiven Anstellung stehe.“ Dann hatte ich mich geweigert, in das unierte Rheinhessen zu gehen, und obwohl das Land in weit überwiegender Zahl lutherische Stellen hatte, war doch die Meinung: „er mag dafür zappeln.“ Ich zappelte denn, indem ich entweder ohne Amt war, oder wenn ich eins bekam, bald wieder anderswohin geschickt ward. Gegen dieses Leben war eine Versorgung, wie gering auch,

eine Wohlthat, ich brauchte nicht die Zahl derer zu vermehren, die vierzehn Jahre auf ein festes Amt warteten und zu dem Reime „Harrer“ auf „Pfarrer“ Veranlassung gaben. Gering war freilich die Besoldung des doppelten Amtes, die geringste im Lande, die Wohnung mit 60 fl. einbegriffen 511 fl. und einige Kreuzer. Die baare Einnahme betrug etwa 200 fl. Der größte Betrag, den ich auf einmal empfangen konnte, war 55 fl. Das Uebrige verzettelte sich oder mußte aus dem Lieferkorn und Wiese, Feld und Garten herausgeschlagen werden. In der Besoldung war der Schullohn mit 25 fl. mitgerechnet.

„Trotz alledem jubelte mein Herz, als ich zum erstenmal von Schotten aus nach dem einsamen Gebirgsdorf hinaufging und es von der sanften Herbstsonne beleuchtet vor mir liegen sah, als mich der erste Bauer traulich willkommen hieß und der neue Pfarrer, neugierig beschaut, die Schwelle seiner Wohnung überschritt. Wie süß das Wörtlein „mein“ ist, wußte ich nun erst zu schätzen. Alles heimelte mich an. Das Haus, ehedem ein Bauernhaus, — Haus, Scheuer, Viehstall unter einem Dach, theilweise noch Strohdach — mit Vor- und Hintergarten, lag langgestreckt nach der Morgensonne und schaute über die Häuser und Bäume des etwa 350 Seelen zählenden Dorfes hinweg nach der bewaldeten Felsenkuppe des 2700 Fuß hohen Bilstein, und auf die grüne, von einzelnen Bäumen bestandne Hutweide darunter, während im Hintergrund der Hoherodskopf sich zeigte. Im Hause selbst war genügend Platz, obgleich im untern Stockwerk die geräumige Schulstube sich befand. Die Leute selbst empfingen mich mit der freundlichsten Herzlichkeit, fragten mich tapfer aus und rühmten Ort und Gegend. Nur ein Alter sagte mit Kopfschütteln: „Alles ist recht, Herr Pfarrer, aber die Schule ist ein kleines Gefängniß, die hat noch alle unsre

Pfarrer vertrieben.“ Noch steht mir der schöne 18. October, der Gedächtnißtag der Leipziger Schlacht, an welchem ich in der Kirche vorgestellt wurde, lebhaft vor der Seele. Mit den Einheimischen waren viele aus den Nachbardörfern gekommen. Der alte, fast zahnlose Vorsänger, den die Nachbarn spöttisch unsre Orgel nannten, begann seinen Gesang, in welchem er freilich alle O wie A und alle I wie E sang, dem er aber durch die sogenannten „Schleifen“, die Verlängerung der Schlußtöne zur Verbindung mit den folgenden Anfangstönen, eine besondre Zierde verlieh. Dann hörte ich am Altare eine Eröffnungsrede des Decans über die Frage, „ob auch die Religion nützlich sei?“ und da er aus verschiedenen Gründen in der glücklichen Lage war, diese Frage mit einem Ja zu beantworten, so hatte er auch alle Freudigkeit, der Gemeinde die „Einführung eines neuen Religionsdieners“ als zweckmäßig darzustellen. Dann hielt ich, nachdem ich das einzige unverfälschte Lied des Gesangbuchs „Ein feste Burg ist unser Gott“ hatte singen lassen — es ist freilich nur als historisches Zeugniß, so zu sagen, mit Gänsefüßchen aufgenommen — meine Antrittspredigt. Die Leute waren sehr zufrieden und freuten sich namentlich, daß ich die Predigt nicht abgelesen, — was um des Doppelamtes willen früher manchmal geschehen sein mochte.

„Im Winter mußte nämlich der Pfarrer von 8—12 und von 1—3 Uhr täglich Schule halten und hatte die ganze Jugend, etwa fünfzig Kinder, vom A. B. C. bis zur Confirmation unter den Händen. Die Confirmandenstunde kam mit der Fastnacht noch hinzu. Sonntags hatte der Schullehrer frei und ward Pfarrer. An Sonn- und Festtagen hatte er zweimal zu predigen, in der Advents- und Fastenzeit auch einen Wochengottesdienst. Im Sommer fiel die Nachmittagsschule weg. Nur die Ernteferien gaben dem

Pfarrer die Möglichkeit einer mehrtägigen Erholung — wenn er nicht selbst Heu oder Grummet zu mähen, Frucht zu schneiden oder Kartoffeln auszumachen hatte und das Reisegeld besaß. Mit Ende November trat ich in den heiligen Ehestand. Die braven Bauern holten die Möbel meiner Frau weither aus der Wetterau ab und bewunderten „das große Werk". Und als das Paar seinen Einzug ins Dorf hielt, da war Alt und Jung versammelt, der Vorsänger sang mit der Gemeinde Abends vor dem Pfarrhaus ein Gotteslied und der Bürgermeister hielt zum Willkommen eine Rede. Es entwickelte sich von da an ein gar freundliches und herzliches Verhältniß zwischen Pfarrer und Pfarrkindern, und da kein böser Schulmeister Wirrsamen säen konnte, da sich nicht allein der Pfarrer und der Schulmeister und die Schulmeisterin und die Pfarrerin trefflich verstanden, ja auch der Pfarrer zu der Schulmeisterin und die Pfarrerin zum Schulmeister in dem lieblichsten Verhältnisse lebten, so ging alles vortrefflich. Wir waren wenig allein, namentlich des Abends. Wenn der alte Vorsänger Abends 8 Uhr die „Spinnglocke" geläutet hatte, ging er mit seinem Rad ins Pfarrhaus „spillen" — zum Geplauder, zur Unterhaltung. Munter drehte er das vom Großvater ererbte Rädlein und erging sich dabei in Erzählungen und Betrachtungen ernster und launiger Art mit einer Naivetät, an die sich meine Frau erst gewöhnen mußte. An Sonntags-Nachmittagen und Abenden wurde uns oft die Stube nicht leer von Besuchern, und mancher „gute Rath" ward gehalten, der mir noch in den Ohren klingt. Selten erschien eine Frau, sie hatte denn einen Topf Milch oder sonst eine Gabe für den Haushalt. Ob man's brauchen konnte oder nicht, man mußte die Gabe annehmen, um es mit den Leuten nicht zu verderben. Auch zur „Metzelsuppe" wurden wir geladen. Die Theil-

nahme am Tauf- und Hochzeitsmahl verstand sich von selbst. Nur zu der „Leichte", dem Begräbnißmahl, zu gehen, weigerte ich mich. Hindern konnt' ich's aber nicht, daß bei jeder solchen Gelegenheit Brod, Wurst, Butter, Getränk ins Haus getragen wurde, und die Pfarrmagd war nicht böse darüber.

„Die Gemeinde, immer von Pfarrern unterrichtet und erzogen, war sehr kirchlich. Freilich sagten die bösen Nachbarn von meinen Bauern, sie seien heilige Schälke, und die Handelsjuden behaupteten, sie an Pfiffigkeit nicht übertreffen zu können. Das kleine Kirchlein war Sonntags Morgens und Nachmittags wohlbesetzt, auch Fremde kamen zum Gottesdienst. In den meisten Häusern befand sich noch Tischgebet und Morgen- und Abendsegen. Auch gute kirchliche Sitten hatten sich erhalten, wie das Knieen beim Singen des „Komm, heiliger Geist" und beim Beten des Vaterunsers. Das alte Gesangbuch und der Luthersche Katechismus wurden hoch geschätzt. Die Predigt des lautern Worts fand Zustimmung. Die Leute gingen wohl am Sonntag Abend ins Wirthshaus, aber eigentlich nur zum „Rathhalten". Wenn Einer für einen oder zwei Kreuzer Branntwein trank, so war's viel. Auch die winterlichen Spinnstuben waren harmlos. Vergnügte sich die Jugend auch einmal mit dem Tanz nach einer „Handorgel", so konnte ich in der Spinnstube der Männer manch gutes Wort reden. Am „helge Owed", dem Samstag, in „der Zeit der zwölften", um Weihnacht und Neujahr, auf Fastnacht wurde nie gesponnen. Die Schule war nicht im besten Stand. Ich gab mich ihr mit Eifer hin. Die vielen Versäumnisse der Hütekinder wurden beschränkt. Und wenn die Leute das manchmal unangenehm empfanden, es söhnte sie mit mir aus, daß ich „auf die Religion hielt". Die gesegnetsten Stunden hab' ich bei den Kleinen verlebt. Wenn sie da

hineinkamen, die hessischen Flachsköpfe mit ihren frischen Wangen und hellen Augen, und vor mir saßen und ich ihnen biblische Geschichte erzählte, da weiß ich oft, daß das ganze kleine Volk das Auge voll Thränen hatte und schluchzte vor lebendiger Theilnahme. Nur bei genauer Zeiteintheilung behielt ich Stunden für meine geistige Ausspannung und Fortbildung übrig. Die Sonntagspredigten hab' ich meist nur skizziert, da ich des freien Worts je länger je mehr mächtig wurde.

„Was den geselligen Verkehr betrifft, so konnte im Winter nicht viel davon die Rede sein. Man war da Wochen lang geradezu eingeschneit. Der Postbote kam damals nur zweimal die Woche und mit welcher Sehnsucht ward er erwartet! Oft gab es Tage, da dichter Nebel die nächsten Häuser nicht sichtbar werden ließ, oder so hohen Schnee oder so scharfe Winde, daß man froh war, „zur Seite des wärmenden Ofens" zu sitzen. Um so erwünschter kam ein Besuch aus dem Dorf. An hellen Wintertagen wanderten wir dann hinaus, oft über den gefrornen Schnee wie über festes Feld, und bei leuchtendem Sternenschein wieder heim. An Abenteuern in Schnee, Nebel, Regen und Sturm fehlte es nicht. Im Sommer dagegen lebte sich's wunderschön in den Bergen. Wenn das Thal im Morgenschein glühte, der frischbelaubte Wald das Auge labte, die Gebirgswasser lustig von den Höhen niederrannen, auf denen die kleinen Vogelsberger Kühe weideten, oder das Geläute der Schafheerden durch die reine Luft scholl, da ging Einem das Herz auf! Wer den hohen Vogelsberg ersteigen wollte, trat gerne zu uns herein. Oft war unser Haus Wochen lang von lieben Freunden und Bekannten voll, und wir hatten auf Wanderungen nach dem „Oberwald" unsäglichen Genuß. Mit inniger Liebe suchte ich Land und Leute kennen zu lernen. Ich studierte, was die Forscher darüber geschrieben.

Ich ließ mir von den lieben Alten erzählen. Oft gerieth ich in helle Verwunderung, was so ein alter Graukopf oder ein auf der Ofenbank sitzendes Mütterlein vom „Knann und Ellerknann“ her zu erzählen wußte. Und die reichste Kunde bot mir die Unbefangenheit der lieben Kinder über die verschiedensten Dinge, welche Sinn und Handlung der Bevölkerung beherrschten, im Bösen wie im Guten, namentlich über den Aberglauben. Hatte ich vorher schon darnach gestrebt, wie Luther in unübertroffenem Vorbilde oder Valerius Herberger auf der Kanzel mich populär auszudrücken und in der Schule schwierige Dinge auch für schwachbefähigte Kinder anschaulich, faßlich, verständlich zu machen, so lernte ich jetzt noch mehr, ich lernte die lebendige Volkssprache erst verstehen, dann schätzen, zuletzt sprechen. Wär' es nach der Sitte angegangen, ich hätte wie der selige Ludwig Harms in Hermannsburg auch in der Mundart lehren und predigen können, dichterisch hab' ich eine Menge Volkserzählungen und Schnurren im Vogelsberger Deutsch behandelt. Und im seelsorgerlichen Verkehr gewann ich oft nicht eher Zuversicht, völlig verstanden zu sein, als bis ich die Sprache der Leute redete. Wenn aber die Leute bei mir saßen und sich so kurz, körnig und schlagend auszudrücken wußten, so merkt' ich mir Wort und Wendung. Mit dieser Achtsamkeit auf die Mundart war die Brücke zu andern volksthümlichen Studien geschlagen. Ich begann die historischen Nachrichten mit sagenhafter Ausschmückung aus dem Dorf und der Umgegend, für welche mein Vorsänger eine reiche Quelle war, aufzuschreiben. Auf Gängen über Wald und Feld unterhielt ich mich als ein „niederträchtiger Mann“ mit den Begegnenden. Die Frage nach den Namen der Wälder, Gewannen, Felsen, Brunnen, Wiesengründe gab Veranlassung zu der weiteren: „warum heißt der Ort so? Was ist da geschehen?“ Da gab ein Wort das andere,

selten ging ich leer aus. Die Gegend ward mir immer lieber, weil alles in ihr neues Leben gewann. Eine Sammlung von zweihundert und zwanzig „Sagen aus dem Vogelsberg und der Umgegend", die vorher die Billigung meines väterlichen Freundes Vilmar in Marburg gefunden, konnte ich in Frankfurt a. M. bei Heyder und Zimmer in zweiter Auflage erscheinen lassen. Ich betrieb daneben die Nachforschung nach Volksliedern, Kinderreimen, Aberglauben, Räthseln, Schwänken, Legenden und Märchen, Sprichwörtern und Haussprüchen, sowie Sitten und Gebräuchen und Denkmälern der Landschaft umher. Das Studium der Schriften der Gebrüder Grimm und Riehl's bestärkte und förderte mich in meinem Bestreben. Und ich hatte die Freude, daß Vilmar für sein „Idiotikon", Erk für seine Volkslieder, Daniel für seine Geographie, Weigand für sein Wörterbuch meine Ergebnisse benutzten. Auf mancherlei Wegen, namentlich durch die Herausgabe meiner „Geschichten aus Oberhessen" trat ich mit dem, was ich unter meinem Volk gesammelt, vor die Welt der Leser. Recensionen verschafften mir Bücher, die ich mir nicht hätte kaufen können. Andere erwarb ich mir selbst. Ein schnöder Händler hatte aus dem Nachlaß eines benachbarten Geistlichen Starke's Synopsis, das bekannte treffliche Bibelwerk, an dem auch kein Blatt fehlte, erstanden. Ich kaufte ihm die sämmtlichen Bände für sieben Gulden ab, und als sie mein Vorsänger keuchend auf dem Tragreff den Berg herauf brachte, sagte ich lachend zu meiner Frau: „So, meine Liebe, nun flicke mir meine alten Hosen mit einem neuen Lappen, sie werden noch ein Jährchen halten, das Geld für ein neues Paar ist fort."

„Der Behelf ist groß in der Welt," pflegten wir zu sagen. Aber auf die Länge wollt' er nicht mehr helfen. Die Familie vergrößerte sich und der Bedarf.

schlechte Jahre kamen. Die guten Bauern banden zwar ihre Garben an Korn, Gerste und Flachs etwas dicker; das Consistorium, das aus den Abstrichen der Pfründen über 2000 Fl. einen Pfarr-Verbesserungsfond gebildet hatte, gab dann und wann eine „Unterstützung"; die Redacteure und Buchhändler zahlten Honorare; Schulden wurden nicht gemacht, aber „der Behelf war groß". Doch trug ich die Last, bis ich krank und für ein halbes Jahr dienstunfähig ward. Man gab mir für das Schulhalten einen Vicar und nach Verlauf von einem Jahr eine andre Stelle. Fast zehn Jahre hatt' ich ausgehalten, fast zehn Jahre hielt ich auf der zweiten Stelle aus. Jetzt hat mich Gottes gnädige Hand wieder weiter in den Vogelsberg hineingeführt, ich bin Dorfpfarrer und Schloßpfarrer zugleich bei einem alten edlen Geschlechte, dem schon meine Väter gedient. Ich hab' es aufgegeben, je unten in der Ebene wohnen zu wollen. Hier in den Bergen stand meine Wiege, hier unter dem Volke klingt die Sprache, die mir die heimischste ist, an jedem andern Ort müßt' ich ein Stück meines eigensten Wesens vermissen, „mein Herz ist im Hochland" und soll's bleiben, bis es sich gar hinaufschwingen darf, „weit über Berg und Thale, weit über blaches Feld" in die hochgebaute Stadt, darinnen unser ewiges Daheim ist."

---

3. Das Leben im evangelischen Pfarrhaus.

Auf dem Kirchentag in Stuttgart 1850 klagte Friedrich Oldenberg in der Verhandlung über Gewinnung von Arbeitern der innern Mission, daß die deutsche Candidatur an einer Kette liege, die aus lauter Brautringen geschmiedet sei. Es war die Zeit, da die deutsche evangelische Kirche Ueberfluß an Theologen hatte, die Candidaten ein langes

Hauslehrerleben führten, die Verlobungen unbedenklich sich vollzogen, auch wenn die Anstellung noch in weiter Ferne lag, und das feste Amt, wo es winkte, dem freien Dienst in der innern Mission mit tausend Freuden vorgezogen wurde. Die Dinge haben sich mittlerweile anders gestaltet: ein Mangel an Theologen ist eingetreten, wie ihn unsre Kirche noch nicht erlebt, die Familien, die ohne Hauslehrer nicht zurechtkommen können, haben Noth, theologische Candidaten zu finden, und Gottlob, der freie Dienst der innern Mission hat eine große Anzahl von Geistlichen gewonnen, die es wagen, auch ohne das sogenannte feste Amt in die Ehe zu treten. Eins ist vielleicht dasselbe geblieben, daß der Theologe gemeiniglich eher die Braut, als die Gemeinde findet. Was bringt ihn zur frühen Verlobung? Ist es das besonders empfängliche Herz, das man ihm zuschreibt, ist es ein idealistischer Hauch, der ihm auch ohne die gewisse Aussicht auf den Hafen der Ehe die Segel zur Brautfahrt mit fröhlicher Zuversicht schwellt, ist es das Gefühl, daß für das Pfarrhaus doch dermaleinst die Pfarrfrau unentbehrlich sei — die Thatsache der Candidaten-Verlobungen ist vorhanden. Soll man darüber klagen? Es ist doch sehr zweifelhaft, was für die Gemeinde das Mißlichere sei: ein Pfarrer, der bald nach seiner Einführung ins Amt auch die Frau ins Haus einführt, oder ein Pfarrer ohne Frau und ohne Braut, der bald sein einsames Leben schmerzlich fühlt und nun der Gemeinde das Bild eines unruhigen Freiers bietet. Wir wollen die deutsche Sitte, welche einen längern Brautstand verstattet, nicht verachten, mit der sinnigen Tiefe des deutschen Gemüths erfüllt kann sie gradezu zum Segen werden. Wenn in der wahrhaftigen Ehe der Mann sowohl als die Frau sich selbst verleugnen, den Athem der Eigenheit anhalten, in das Leben des Andern sich hineinfühlen, durch die Opferung des armen Ich die

Hingabe eines reichen Du gewinnen sollen, so fragt sich kaum noch, was besser ist: ein allmäliges tieferes Sichkennenlernen in der Brautzeit oder ein plötzliches Ueberraschtwerden durch des Andern Eigenart in dem Ehestande. Der fleißige Briefwechsel, in welchem das Allerinnerste zur Aussprache kommt, bereitet das zeitweilige Wiedersehen vor, welches darnach zu einem noch völligeren Austausch des verborgenen Lebens führt. Dem Leben des jungen Pfarrers, auch seinem amtlichen Wirken, giebt die fromme Liebe zur Braut nur größere Zartheit und tieferen Ernst. Und das Leben der Braut rüstet sich in der Wartezeit für den Dienst im Hause und in der Gemeinde, auch wenn sie nicht, wie das öfter geschehen, vor dem Eintritt ins Pfarrhaus in einem Diakonissenhaus sich mit der Pflege der Armen und Kranken bekannt macht. Indeß soll der Vergleich der frühen Verlobung mit der späten weder die eine noch die andre als die richtige bezeichnen. Die Wissenschaft von der Verlobung hat, wie es sich für einen so poetischen Vorgang ziemt, Paulus Gerhardt längst in Verse gebracht. Sie steht in seinem Liede „Voller Wunder, voller Kunst". Es ist Gottes Führung, welche die Eheleute im Pfarrhaus zusammenbringt, und fromme Herzen sollen darauf mit Gebet merken, nicht leidenschaftlich eilen, wo Gott nicht winkt, nicht ängstlich weilen, wo Gottes Zeugniß wie in dem Schlag der Herzen so im Gang der äußeren Dinge sich offenbart. Nur vor Einem ist zu warnen: innerlich unreife Menschen sollten sich vor dem Schritte hüten, der vor allen andern Reife voraussetzt. Denn es geschieht, daß zwei Menschen, die auf Wegen der Welt sich begegnet, sich in der Weise der Welt verloben, mit weltlicher Gesinnung ins Pfarrhaus einziehen und ein weltlich Leben darin führen, der Gemeinde zum Aergerniß, sich selbst, weil doch Pfarrhaus und Ländlichkeit wenig weltlichen Genuß bietet, von

Tag zu Tag zu größerem Verdruß werden. Es geschieht, daß der Bräutigam durch die Verantwortung, welche die Einführung ins Amt auf ihn gelegt hat, zum Ernste, zur Buße, zum Glauben, zur Bekehrung, zum heiligen Eifer um die Gemeinde durchdringt, die Braut aber in der Weltlichkeit zurückbleibt, an dem besten Leben des Mannes keinen Herzensantheil nimmt, ihn nach dem Leben, das er hinter sich geworfen, zurückzuzerren sucht und so ohne Verständniß des schlichten Volks auf dem Lande, ohne Genuß am Verkehr mit ihm, hochmüthig und verbittert zugleich, im ländlichen Pfarrhaus wie in der Verbannung lebt. Und geschieht's nicht auch, daß die junge Frau, von des Heilands Liebe sanft und stark gezogen, nur Eins wünscht, ihm durch frommen Wandel und Werke der Liebe sich dankbar zu erweisen, und daß der Mann, noch oberflächlich in der Auffassung des Amts, noch hingerichtet nach einem Leben halbstudentischer Gewohnheit, dem Fluge der Frau, die diesmal gewiß seine bessere Hälfte ist, nicht folgen kann?

Wir nehmen am liebsten an: sie sind Ein Herz und Eine Seele in ihrem Herrn, die Pfarrersleute, die in dem Pfarrhaus ihren Einzug halten. Bei aller Enge und Dürftigkeit — welch ein Leben inwendigen Glanzes und geistlicher Fülle geht im Ehestande ihnen auf! In zwei Bündnissen hat der Pfarrer bisher schon gestanden: als eingeleibtes Glied der Christengemeinde war er mit dem Haupte in jener dankbaren, gläubigen Liebe verbunden, welche die Antwort ist auf die unverdiente, suchende und findende, rettende und segnende Liebe des Herrn, als Diener dieses Herrn, welcher der Bräutigam der Gemeinde ist, hat er das Gefühl gehabt, als sei auch ihm die Gemeinde wie eine Braut verlobt, er habe noch alle Tage in lockender, aufopfernder Liebe um sie zu werben. Nun kommt das dritte Bündniß hinzu, der Ehebund. Und die Ehe

eines Geistlichen sollte so beschaffen sein, daß durch sie die beiden andern Bündnisse nur gefördert würden, seine Gemeinschaft mit dem Herrn und mit der Gemeinde. Wie das geschehen könne, das Geheimniß ist groß, kündlich groß, denn der heilige Mann, der selbst nicht ehelich geworden, Paulus hat es uns geoffenbart: wie Christus und die Gemeinde so sollen Mann und Frau in der Ehe zu einander stehen. Der Mann ist des Weibes Haupt und als des Weibes Haupt zugleich für das ganze Haus der Richter, welcher zwischen den Hausgenossen endgiltig Entscheidung trifft, der Ritter, welcher die von außen kommende Unbilde abwehrt, der Retter, der sein Leben über das Leben der Seinen breitet. Aber wenn er dies alles nur sein kann in der Aehnlichkeit Jesu Christi, so ist insbesondere sein Herrsein über das Weib in dieser Aehnlichkeit gemeint: durch Dienst ist Christus der Gemeinde Herr geworden, durch die Hingabe in Demuth und Selbstverleugnung, durch Leiden und Sterben hat er sie gewonnen, und wie er, weil er sie gewonnen, sie nicht etwa als einen sichern, kalten Besitz ansieht, sondern noch immer um sie wirbt, indem er sie erfreut, sie ziert, sie seiner Liebe versichert, so soll der Mann in den Ehestand aus dem Brautstand die zarte, sich hingebende, werbende Liebe mitnehmen, durch die er, was er hat, täglich neu gewinnt. Von solcher Liebe angehaucht, erschließt sich des Weibes Gemüth dankbar und froh, frei und voll. Unterthan sein, an den Mann gelehnt, ihren Beruf erfüllen, das ist's grade, was sie wünscht. Aber wenn der Herr die Gemeinde an den tiefsten Geheimnissen seines Liebesrathschlusses Theil nehmen läßt, wenn er ihr in der heiligen Schrift alles offen legt, was er zu thun gedenkt, wenn er ihr erlaubt, über alles mit ihm zu reden, auch thöricht mit ihm zu reden, wenn's nur aus frommem Drange kommt, so darf die Frau nicht in die Stelle der

Wirthschafterin oder der Gesellschafterin hinabgerückt werden. Das ist, wie der Ehe überhaupt, so insbesondere der Ehe im Pfarrhaus Wahrheit und Schönheit: geistliche Gütergemeinschaft zwischen Mann und Frau, ein Sprechen und Beten miteinander nicht nur über des Leibes Nothdurft, sondern über der Seele Bedürfniß, über der Gemeinde Heil, über den Aufbau des Reiches Gottes. Es giebt ein einziges Siegel des Geheimnisses, das der Pfarrer auch vor dem liebsten Menschen nicht erbricht: das Beichtsiegel. Der gedrückte und geängstete, der sündhafte und angefochtene Mensch, der es wagt, endlich vor dem Pfarrer sein Herz auszuschütten, weil er die Zuversicht hat, es in ein Herz auszuschütten, das durch die Gnade fest ist, darf in solcher Zuversicht nicht getäuscht werden.

Das rechte Leben im Pfarrhaus kann nur dann gedeihen, wenn die Hausgenossen täglich aus dem Lebensbrunnen schöpfen, wenn sie Gottes Wort mit Gebet lesen und hören. Giebt's auch in Deutschland noch evangelische Pfarrhäuser ohne Hausgottesdienst, Morgen- und Abendandacht und Tischgebet? Dann müßt' es doch auch wohl evangelische Pfarrer geben, welche die Jugend lehren und der Gemeinde predigen, daß die Bibel zum Gebrauch da sei und das Gebet zur Uebung, die aber, was sie andern predigen, selbst nicht thun? Oder giebt's Pfarrhäuser, in denen die Familie mit Ausschluß der Dienstboten zum Hausgottesdienst sich versammelt? Aber wer möchte nur Arbeitskräfte gewinnen und nicht Gebetsherzen, Hände zum Schaffen und nicht zum Falten? Es mag vorkommen, daß Knecht und Magd mit der Menge und Strenge der Arbeit ihr Nichterscheinen bei der Andacht entschuldigen. Dann ist's des Pfarrers doppelte Pflicht, mit allem Ernst das gemeinsame Gebet möglich zu machen, damit Herr und Knecht, Frau und Magd, Kinder und Dienstboten in die

heilige Gleichheit der Gotteskindschaft hineingerückt werden und die Härte des Dienstes durch die Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe Milderung finde. Oder giebt's Pfarrhäuser, da der Hausgottesdienst allerdings an gewöhnlichen Tagen gehalten wird, aber ausfällt, wenn Gäste gekommen sind? Die frommen Gäste fassen's nicht und zögern vielleicht nur deshalb so lange mit dem Aufsuchen der Schlafkammer, weil sie auf den Abendsegen warten. Unter denen aber, welchen man das Mitbeten nicht zuzumuthen wagt — was weißt du denn, ob unter ihnen nicht Einer und der Andere ist, den Gott dir gerade darum zugeschickt, damit er einmal wieder in frommem Familienleben athme? Wie oft ist's geschehen, daß Menschen, die des Gebetes entwöhnt waren, gerade durch die ungesucht ihnen gebotene, in der Ordnung des Hauses begründete Hausandacht des Pfarrers ergriffen, erweicht, erschüttert worden sind und ihr Herz geöffnet und Rath gefunden haben, wie sie den Frieden ihrer Seele wieder finden könnten! Ein Pfarrhaus ohne Hausgottesdienst — versteh' es, wer es kann. Es ist hier nicht der Ort, Anweisung zu geben, wie er gehalten werden soll. Wir sind überaus reich an solcher Anweisung und so mannigfaltig die Pfarrhäuser sind, so mannigfaltig mag die Weise sein, in welcher sie Gottes Wort hören und das Gebet üben. Aber durch das lange Leben eines Pfarrers muß dieser Bach der Erfrischung rinnen und darf nicht vertrocknen. Es wohnt der junge Geistliche noch einsam in seinem Hause. Früh hat er sich vom Lager erhoben und sein Erstes ist, daß er die Kniee beugt zum Gebete. Das Bibelbuch wird aufgeschlagen. Keine Rücksicht auf andere Hausgenossen, keine Arbeit, die auf ihn wartet, drängt zur Eile. Kapitel um Kapitel wird vorgenommen in deutscher Uebersetzung zum rascheren Durchlesen, oder im Urtext

mit der Auslegung Anderer und zu sorgfältiger Betrachtung. Wenn erst die Verlobung geschehen, dann wird in der Erwartung baldiger Gemeinschaft Fürbitte für einander gethan und eine Verabredung über die Ordnung des Bibellesens getroffen. Der Pfarrer zieht in das neue Haus ein noch ohne Hausfrau — aber es ist ihm schon ein erwünschter Fortschritt im Leben, wenn er auch nur die aufwartende Nachbarin am Gebet kann Theil nehmen lassen. Endlich kommt die Hausfrau. Zu den schönsten Freuden des gemeinsamen Lebens gehört jetzt der Hausgottesdienst. Nichts hindert die beginnende Haushaltung daran, ihn mit Muße und Gründlichkeit zu feiern. Und die junge Frau hat wahrscheinlich ein zwiefaches Verlangen mitgebracht, zunächst dem Manne als eine treue Gehilfin im Hausstande zu dienen, sodann sich von ihm durch tieferes Einführen in die Schrift dienen zu lassen. Die Zeit kommt, wo die Sorge für die Kleinen der Mutter so viel Muße zum Schriftstudium nicht mehr läßt. Aber welch eine Bereicherung für die Andacht, wenn die Wiege mit dem schlafenden Kind in der Nähe steht oder das Kind auf der Mutter Schooß die Hände falten lernt! Und dann fängt das Abba-Lallen an: „Hilf Gott allezeit" und „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich zu dir in den Himmel komm," und „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne was du uns bescheeret hast." Und während die ältern Kinder zu Luther's Morgen- und Abendsegen und zum Vaterunser fortschreiten, treten die nachwachsenden Geschwister in die kürzern Gebete ein. Der Hausgottesdienst gewinnt an liturgischer Fülle, die Kinder, die zu Hause bleiben, wie sie im Alter auch fortschreiten, lassen von der lauten Gebetsübung nicht, eine der Töchter greift in die Tasten des Klaviers oder Harmoniums und der Gesang der Hausgemeinde klingt voll und schön. Und der

Wandrer, der als Gast eintritt, vielleicht selbst keines kinderreichen Pfarrhauses Genosse, fühlt sich innig erbaut in dem Pfarrhaus, welches das Sprichwort wahr gemacht: „viele Kinder, viele Vaterunser!“ Ich fuhr einst zur Missionspredigt aus im heißen, dürren Sommer und hätte so gerne bei Gelegenheit der kleinen Reise ein Stück, wenn auch nur ein sehr kleines, von frischer Gegend gesehen. Ich stieg am Abend vor dem Fest an einer Station aus, von der ich etwas Grün erwarten durfte. Als ein Unbekannter klopf' ich an die Thüren der Pfarrhäuser und wie gastlich ward ich aufgenommen! In der Abenddämmerung fuhr ich mit einem jungen, eben verheiratheten Ehepaar den Fluß hinauf, zwischen grünen Wiesen, unter Bäumen hin, wobei der Pfarrer selbst der Fährmann war. Wie sanft glitten wir auf der Wasserstraße dahin! Wie war die Welt so stille und in der Dämmrung Hülle so traulich und so hold! Wie löste der Nebelglanz des Mondes, der Busch und Thal füllte, die von städtischer Jagd gehetzte Seele! Und der Fährmann ließ das Schifflein mit leiser Nachhilfe von selbst gleiten und wir saßen und hielten Abendandacht mit frommen Liedestönen. Nachdem das junge Ehepaar mich in dem benachbarten kinderreichen Pfarrhaus abgeliefert, schlief ich sanft und am andern Morgen — wie still, wie selbstverständlich, wie eingelebt ordnete sich alles zum Frühgottesdienst, das Lesen und Beten des Vaters, das Gebet der Kinder, der Gesang, zu welchem eine der Töchter die Saiten rührte! Durch die Morgenandacht erquickt setzte ich die Reise nach der Stadt fort, wo ich predigen sollte. Wieder war ich im Pfarrhaus Gast. Wir gingen zu Tisch. Von den Söhnen war keiner da. Ich hörte, daß sie alle bereits im geistlichen Amt stünden, aber es erbaute mich tief, als die erwachsenen Töchter, eine nach der andern, ein längeres Tischgebet sprachen. Da nimmt man die Speise

mit Segen, wenn Gott vorher mit Freude und einfältigem Herzen gelobt wird. Hausandacht darf in den Pfarrhäusern nicht fehlen, um der Hausgenossen willen zuerst, aber auch, um der Gäste willen, die oft mit einem unausgesprochenen Druck auf dem Herzen eintreten und denen es so tröstlich ist, durch brüderliche Hilfe das liebe Gotteswort zu hören und des Herzens Anliegen an Gottes Herz hingetragen zu wissen!

Der Sonntag, die Gottesgabe, die vom Morgenthau des Paradieses trieft, die dem geplagten Leibe Ruhe, der gejagten Seele Frieden, der getrennten Familie Glück der Vereinigung, der Gemeinde Stille zum Gottesdienste, dem ganzen Volksleben Weihe giebt, — für das Pfarrhaus vor allen andern Häusern ist er die Perle der Tage, und wenn er auch für andere Christen die Woche macht, in welch tiefem Sinn macht er die Woche für den Pfarrer! Deutschland, ja die Christenheit auf der ganzen Erde ist heut' in einem heiligen Eifer, dem Volk den Sonntag zu erhalten oder wiederzugeben. In diesem schweren Werk ist eine wichtige Aufgabe dem Pfarrhaus gestellt. Ich weiß wohl, wie viel in den Pfarrhäusern über die Sonntagsheiligung der Taglöhner, der Handwerker, der Gutsherrn, der Fabrikanten, über die lässige Handhabung der Sonntagsverordnungen durch die Behörden, über den Mangel an kräftigem Eintreten der Regierung und der Gesetzgebung für den Sonntag geseufzt wird. Aber sind denn die Pfarrhäuser selbst überall, was sie sein sollten, Leuchter, die ihr Licht leuchten lassen, Brunnen, die ihre Erquickung bieten? Der Pfarrer klagt auf der Kanzel über Sonntagsarbeit — ist denn in seinem Haus und Hof eine solche Ordnung, daß am Sonntag nichts geschieht, was am Sonnabend schon hätte geschehen können, oder wozu am Montag noch Zeit ist? Er spricht wider Kauf und Verkauf am

Sonntag — aber läuft nicht auch des Pfarrers Magd am Sonntag im Werktagskleide über die Straße zum Metzger, zum Bäcker, zum Krämer, und findet nicht auch im Pfarrhaus am Sonntag der Schuster, der Schneider, der Buchbinder Aufnahme, wenn er das Bestellte bringt oder neue Bestellung sich erbittet? Zum Bohnenschneiden, Entsteinen der Zwetschen, Schälen des Obstes und ähnlichen stillen wirthschaftlichen Verrichtungen dünkt dem unruhigen Marthasinn mancher Pfarrfrau der Sonntag gerade der rechte Tag. Und wenn das Volk am Sonnabend zu früher Stunde das Spinnrad bei Seite stellt, damit der Sonntag durch kein werktägliches Geräth entstellt werde, warum steht denn die Pfarrerin mit dem Strickzeug am Sonntag am Fenster und giebt der Gemeinde Aergerniß? Giebt's denn an dem Tag heiliger Poesie für die Hände nichts Anderes als den Strumpf, kein Buch zum Lesen, kein Bild zum Besehen, kein Legen der Hände in den Schooß? Und wenn das Volk der Meinung ist, nur geistliche Lieder dürften die Sonntagsstille beleben, warum spielt denn des Pfarrers Töchterlein, daß es durch die Fenster ins Dorf klingt, lustige Tänze? Ist denn die geistliche Musik schon alle durchgespielt? Und wenn das Volk selbst sich überzeugt hat, daß Kartenspiel und Branntwein im Wirthshaus kein schöner Beschluß des Sonntags ist, warum sollte denn der Sonntag besser mit Kartenspiel und Punsch im Pfarrhaus geschlossen werden? Es ist nicht folgerichtig, wenn die Predigt des Pfarrers vor sonntäglicher Vergnügungssucht warnt, und seine Familie kaum den Schluß des Nachmittagsgottesdienstes erwarten kann, um zur Kirchweihe auf dem benachbarten Dorfe, zum Casino in der benachbarten Stadt auszufahren. Auch das stimmt nicht gut zusammen, wenn der Pfarrer die Dorfjugend mit Strenge zur Katechismuslehre anhält und die eignen Kinder, viel-

leicht weil unkirchlicher Besuch angekommen, während derselben spazieren gehen. Ich möchte für die Pfarrfamilie die Regel aufstellen, daß sie den Sonntag mitten in der Gemeinde und mit der Gemeinde verlebe, und für den Pfarrer, daß er den Sonntag, an welchem er seine Pfarrkinder am sichersten finden kann, nicht blos in den gewöhnlichen amtlichen Verrichtungen seiner Gemeinde schenkt. Wenn nicht etwa die Geistlichen eines Kreises sich einmal zu einem kirchlichen Feste verabreden und ein Wandern aus den Dörfern nach dem festlichen Orte geschieht, sind sonntägliche Ausflüge aus dem Pfarrhause in die Umgegend durchaus nicht zu rathen. Vielleicht wohnt jenseits des Bachs oder Bergs eine liebe Pfarrfamilie, bei der man auf dem Spaziergang anklopft, aber den Abend bringt am besten die Familie in dem eigenen Dorfe zu. Die Nachbarn aber, namentlich die Städter und Städterinnen, die gern am Sonntag die Pfarrhäuser überfallen, müssen lernen, daß das Pfarrhaus, wie alle Tage so am Sonntag doch ganz besonders, geistliche Art an sich hat. Denen diese Art nicht gefällt, die mögen ferne bleiben, die andern aber sind willkommen, denn sie gehen in das fromme Leben des Pfarrhauses und der Gemeinde gerne mit ein. Unter diesem Leben ist vor allem der Besuch des Gottesdienstes, so oft die Glocken zu ihm laden, und die sonntägliche Ausfüllung der übrigen Stunden des Tags verstanden. Während der Pfarrer auf dem Filial ist oder Taufen, Trauungen, Leichenbegängnisse hat, geht die Pfarrerin, von der Welt unbefleckt, durch die Gemeinde, Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen, oder sie sammelt die Kinder mit ihren eigenen Kindern, von den älteren unterstützt, zum Gesang, zur biblischen Geschichte, zum Gebet. Auch auf dem Dorfe ist es heilsam, während des langen Sonntags die munteren Vöglein einmal einzufangen, sie stille

sitzen zu lassen und mit der ganzen Freiheit und Freundlichkeit, die das Evangelium giebt, sie zu dem Kinderfreund zu führen. Die Kinder pflegen an diesem Zusammensein, ob man's Sonntagsschule nennt oder anders oder gar nicht, sehr viel Wonne zu haben und nachher sich der Familie und des Spiels doppelt zu freuen. Spaziergänge auf dem Lande, in der Stadt Zusammenkünfte mit Jung oder Alt, wo der beste Ort sich bietet, Geschichte und Lied, und freie Unterhaltung, alles frisch und froh, füllen die Zeit erquicklich aus. Und wenn im Pfarrhaus am Sonntag Nachmittag allerlei Gäste sich einstellen — ich kenne keine bessere Unterhaltung als das Wort Gottes. Man lege vor jeden Gast eine Bibel und lese einen Abschnitt Reih' um, man gebe den Einzelnen die Freiheit, Stellen der Schrift, die ihnen ganz besonders theuer geworden sind, vorzulesen, man fordere auf, Psalmen, Sprüche und Liederverse aufzusagen, und schließe sich selbst davon nicht aus — der Erfolg wird sein, daß die Herzen brennen, daß die Zungen reden, daß durch die häusliche Gemeinschaft das wonnige Gefühl der Himmelsbürgerschaft geht. Vielleicht hilft Schnorr's Bibelwerk oder das Strauß'sche Buch „Länder und Stätten der heiligen Schrift", und Aehnliches, Land und Leute deutlicher vor die Augen stellen. Und kommt der Pfarrer heim, so thut er Altes und Neues aus seinem Schatze und die Stunden gehen hin in lauter Freude. Und so soll es sein: Freude soll der Sonntag bringen. Des Pfarrhauses Aufgabe aber ist, vor der Gemeinde den Beweis zu liefern, daß das Christenleben, auch wenn es aller sogenannten Sonntagsvergnügungen entbehrt, ein freies, frohes, reiches Leben ist. Freilich wird bei dieser Sonntagsfeier der Pfarrer, der ein arbeitsvolles Amt hat, nicht viel zur Ruhe kommen. Aber den Vorzug hat er vor andern, daß er bei aller Thätigkeit doch in dem ist, was

seines Vaters ist, und die Sitte gestattet ihm, am Montag sich auszuruhen und mit dem lieben Nachbar überm Bach oder Berg am Nachmittag oder Abend über den gehabten Sonntagssegen und die begonnene Wochenarbeit sich auszusprechen.

Und Arbeit gehört zum Leben im Pfarrhaus. Haben die Pfarrer in der Stadt das idyllische Leben längst darangegeben — auch auf dem Land, wo es sich ungesucht bietet, darf es doch das eigentliche Pfarrleben nicht sein. Es ist eins der bedeutendsten Zeichen der Zeit, daß auf allen Gebieten des Lebens die Arbeit, wie nie zuvor, betont wird. Gab es sonst auf der einen Seite Glückskinder, die nur genießen und nicht arbeiten wollten, auf der andern Seite Lastträger, die aus dem Elend nie zum Genusse emportauchen konnten, in der Mitte den gesunden Durchschnitt, der tüchtig, aber ohne Ueberstürzung, seine tägliche Pflicht that — heute ist die Gesellschaft zu dem Bewußtsein erwacht, daß Jeder, der ihr angehört, arbeiten müsse, neben dem Kampf um das nackte Dasein des leiblichen Lebens hat sich der Kampf der Geister um den Besitz der Gesellschaft erhoben, und in der Kirche, deren Haupt gewirkt hat, so lange es Tag war, deren größter Apostel der größte Arbeiter war, ist der Ruf zur Arbeit mit neuer Macht ergangen. Die Zeit ist vorbei, da ein Pfarrer wie ein Beamter gewöhnlichsten Schlags die Arbeit abthat. In Stadt und Land giebt es viele, welche den ganzen Tag arbeiten und das Gefühl haben, nur einen kleinen Theil bewältigt zu haben von dem, was vor den Händen liegt. Aber es giebt auch Stellen, da die Arbeit des Amtes die Manneskraft nicht vollauf beschäftigt. Was dann? Gott bewahre uns vor faulen Pfarrern! Es wäre der Kirche Schmach, wenn das Wort wahr wäre, was von dem Pfarrer gesagt wird: er habe die Woche nichts zu

thun als die Vorbereitung auf die sonntägige Predigt und die könne solch ein kluger Mann ja aus dem Aermel schütteln! Der Geistliche muß die überschüssige Zeit vor allem zum Studieren verwenden. So oft er studiert, studierend sich versenkt, ist er in seinem Amt, in der Vorbereitung für seine Amtsthätigkeit, in der Bewahrung vor handwerksmäßiger Amtlichkeit. Und durch keine andere Beschäftigung gewinnt er die Achtung der Gemeinde sicherer als durch die Beschäftigung mit den Büchern. Zwei Bauern aus verschiedenen Dörfern streiten sich, wie sie das gerne thun, in Freundschaft miteinander, welche den besten Pfarrer habe. Der Eine spielt als Trumpf aus, wie viel Bücher sein Pfarrer besitze, da erwiedert der Andre mit der Miene des Siegers: „und unser Pfarrer — wenn der ein Buch braucht, so schreibt er sich's selbst!" Ich will nicht zum Büchermachen, dessen ohnedies kein Ende ist, ermuntern, sondern nur auf die Achtung hinweisen, welche die Gelehrsamkeit des Pfarrers der Gemeinde einflößt. Freilich, Studieren ist ein andres Ding als bloßes Lesen und planloses Lesen. Vielleicht giebt es kaum eine Art des Lesens, auf welche ein bekanntes Wort Fichte's besser paßt, als das Lesen des arbeitslosen Pfarrers auf dem Lande. „So wie andre narkotische Mittel," so schreibt der geistesscharfe und willenskräftige Philosoph, „versetzt es in den behaglichen Halbzustand zwischen Schlafen und Wachen und wiegt in süße Selbstvergessenheit, ohne daß man dabei irgend eines Thuns bedürfte. Mir hat es immer geschienen, daß es am meisten Aehnlichkeit mit dem Tabakrauchen habe und durch dieses sich am besten erläutern lasse. Wer nur einmal die Süßigkeit dieses Zustandes geschmeckt hat, der will sie immerfort genießen und mag im Leben nichts Anderes mehr thun; er lieset nun, sogar ohne alle Beziehung auf Kenntniß der Literatur und Fortgehen mit dem Zeitalter,

lediglich damit er lese und lesend lebe und stellt in seiner Person dar den reinen Leser.“ Und da dieses Lesen, welches Fichte mit dem Tabakrauchen vergleicht, gewöhnlich mit Tabakrauchen verbunden ist, so ist dieser planlos lesende Pfarrer zugleich der potenzierte Tabakraucher. So meine ich das Studieren nicht. Ich denke an fortgesetztes Studium der Bibel und der Bibelwissenschaften, an das Studium des griechischen nicht blos, sondern auch des hebräischen Urtextes, welcher letztere gemeiniglich über zu geringe Beachtung Klage zu führen hat, an das nie zu bewältigende und doch so viel Kräftigung und Erleuchtung bietende Studium der Geschichte des Reiches Gottes, namentlich auch in guten Biographien, an die immer neue Durcharbeitung des christlichen Glaubens und Lebens mit der Rücksicht auf die Zeit und ihre Stimmungen. Und nun die Arbeit der Gegenwart, Heidenmission und innere Mission — wie viel Neues, Packendes, Fesselndes, auch vor der Gemeinde zu Verwerthendes bietet sie dar! Es kann Einen eine wahre Wehmuth bei dem Gedanken ergreifen, daß die oberflächlichsten Bücher am meisten, die gründlichsten am wenigsten gelesen werden. Um nur Ein Beispiel herauszugreifen — welch ein Schatz des Lebens und der Lehre ist in den Vätern der Reformation, den lutherischen und reformierten, enthalten, die mit einem Vorwort und Fürwort von Nitzsch herausgekommen sind, und wie wenig werden sie wohl gelesen! Aber woher die Bücher nehmen? Es giebt so viele in großen und kleinen Bibliotheken, die Jahr aus Jahr ein auf Beachtung harren. Die Landpfarrer sollten sich ihrer erbarmen! Ein Packet, das fünfzig Pfennige kostet, wie viel geistliche Nahrung bringt es aus der Stadt, wo Vielen die Zeit zum Lesen fehlt, aufs Land, ins Pfarrhaus!

Kein andrer Stand ist durch erfolgreiche Nebenbe-

schäftigung so bekannt als der geistliche. Es sind dazu weder die theologisch-wissenschaftlichen Leistungen, noch die vielen Volksschriften, welche auf die christliche Gestaltung des Volkslebens einwirken, zu rechnen, denn beide stehn mit dem Beruf der Geistlichen im unmittelbarsten Zusammenhang. Aber in erster Reihe der Nebenbeschäftigungen steht die Erforschung der Ortsgeschichte. In Hessen-Darmstadt ward vor zwanzig Jahren die Anordnung getroffen, daß jeder Pfarrer eine Ortschronik seiner Pfarrei herzustellen habe. Zur Einleitung sollte eine Geschichte des Orts bis zur Gegenwart gegeben und dann in jedem Jahr, was sich Wichtiges ereignet, eingetragen werden. Sofort kam eine große Bewegung in die Archive der Pfarreien. Zwar seufzten die Einen, daß sie den Staub der Vergangenheit aufrühren sollten, die Andern aber gingen frisch ans Werk, als hätten sie nur auf die Anregung gewartet. Eine große Anzahl sorgfältiger Arbeiten kam zu Stande und für die Landesgeschichte lieferte die Ortsgeschichte manchen erwünschten Beitrag. Wie aber diese Forschung auch für die Einwohner des Orts zur Belebung der Heimathsliebe und des geschichtlichen Sinnes ein Bedürfniß sei, das werde an einem Beispiel gezeigt. Vor vierzig Jahren kletterten drei Knaben viel auf den Mauern und Thürmen einer zerfallnen Burg umher. Sie liegt hoch auf dem letzten Vorsprung eines Gebirgsrückens, unter ihr eine kleine Stadt, in ungemein freundlicher Gegend, mit wunderschöner Aussicht steil hinab in tiefe Thäler, durch die sich an frischen Bächen die Bauernhöfe lagern, und über die Thäler hinüber zu waldbedeckten Höhenzügen. Wie viel Räthsel boten die Trümmer der Burg und die Reste der Befestigung der Stadt dar! Was bedeuten die Wappen und die Fratzengesichter an den Thoren? Wo fing die eigentliche Burg an? Wo war die Wohnung, wo

die Kirche, wo das Wirthschaftsgebäude der Ritter? Wozu dienten die Thore, die jetzt zugemauert sind? Warum heißt der Pfarrgarten, aus welchem ein solches Thor herausführt, der Zwinger? Warum die Straße mit nur einigen großen Häusern, die Stadt, da doch die meisten Häuser außerhalb des Thors mit dem Glockenthurme liegen? Warum heißt der Weg um die Stadt herum der Graben? Wie hätten die Knaben gelauscht, wenn ihnen ein Kundiger die Deutung gegeben! An den Dreimärkern in Feld und Wald, an den Wappenschildern und Thürmen hätte er ihnen ein gutes Stück Reichs- und Landesgeschichte erzählen können, wie die Burg vom Kloster Lorsch an die Rheinpfalz gekommen, wie die Adelsgeschlechter des Landes umher Wohnungen in der Stadt gehabt, wie die Dreimärker das Zusammentreffen dreier Reichsländer, ja dreier Confessionen bedeuten: der reformierten Pfalz, des katholischen Mainz und des lutherischen Erbach. Nichts von alledem bekamen die wißbegierigen Knaben zu hören. Da kam die Anordnung der Ortschronik, ein sinniger Geistlicher forschte in den Archiven von Darmstadt und Heidelberg, ließ die Papiere auf dem Rathhaus ans Tageslicht bringen, fragte die ältesten Leute aus und schrieb, was er fand, und ließ die Geschichte der kleinen Stadt drucken, ein Bild aus Merian vornan, das die Stadt und Burg mit allen ihren Thürmen zeigt, und hinten ein Plan des Ganzen, auf dem man sich orientieren kann. Das Räthselhafte wird verständlich. Die Trümmer werden belebt. Und die sechzig Präparanden, die jetzt das Städtlein mit dem Klang ihrer Geigen erfüllen, haben's besser, als es jene Knaben gehabt, mit der Erklärung der Staubfäden in den Blumen, die sie um die Burg her finden, erhalten sie zugleich die Geschichte und Sage von Thürmen und Mauern, und Dinge, die damals nur einige alte Leute bruchstückartig wußten, sind

jetzt Gemeingut der aufgeweckten Bevölkerung. — Aber die Erfrischung der Heimathsliebe und des geschichtlichen Sinnes ist nicht der einzige Gewinn, den die Ortschronik bringt. Ein andrer kommt unmittelbar dem geistlichen Amte zu gut. Die Gegenwart der Gemeinde wird aus ihrer Vergangenheit verstanden: die Zusammensetzung der Bevölkerung, der aristokratische Stolz dieser, die bescheidene Stellung jener Familien, die wirthschaftliche Lage und die confessionelle Gestalt des Orts. Gelingt's dem Geistlichen, was unserm Vogelsberger Freunde nach seiner eigenen Erzählung gelungen ist, auch die Sagen, die Märchen, die Sprüche, die abergläubischen Vorstellungen und Gebräuche, die Lieder, welche in der Gemeinde heimisch sind, zu erfahren, so wird ihm dieses farbenhelle Bild des Volkslebens, das er gewonnen, eine Ermunterung mehr, mit seiner Predigt ins volle Leben hineinzugreifen.

Aus dem Steinreich des verfallnen Gemäuers treten wir ins Reich der Pflanzen, in den blühenden Rosengarten neben dem Pfarrhaus. Ich lasse den Freund reden, den ich einst in der Rosenzeit überraschte und der mich durch das Bild, das er bot, noch mehr überraschte als ich ihn. Ich fand ihn in dem kleinen Garten — welch eine Fülle von Rosen hatte das Stücklein Erde seinem treuen Pfleger gegeben! Es war mir ein Entzücken zu sehen, wie die geschickte Hand eines fleißigen Mannes neben treuer Seelsorge im Dorf, Theilnahme an innerer und äußerer Mission, Durchsicht griechischer Bibeldrucke eine wüste Ecke in ein Paradies zu verwandeln verstand. „Meine erste Liebe zu den Rosen," so erzählte er, „hab' ich von der Mutter geerbt, die allerdings nur Centifolien pflegte, aber in welcher Fülle, und mich manchmal mit einem Körblein voll Rosenblätter in die Apotheke schickte, wo man mich mit Süßigkeiten dafür belohnte. Meine erste Liebe zur Rosen-

zucht stammt aus dem Garten eines der ältesten Rosenfreunde unsers Landes, eines seltsamen Originals. Er machte alljährlich eine weite Reise, hauptsächlich um die damals schwer zu bekommenden neuen Rosensorten zu erwerben; freigebig im Mittheilen der schönsten Sträuße war er eben so geizig mit Augen zum Oculieren. Ein Rosenfreund dachte ihn einmal zu überlisten und erbat sich einen Strauß in der Hoffnung, wenigstens einige Augen an den Rosenzweigen zu finden — er hatte seinen Meister im Ueberlisten gefunden, an dem prächtigen Strauße waren alle Oculier-Augen ausgeschnitten. Der Alte war mir ein Exempel, wie ich's nicht machen sollte. Als Gymnasiast, Student, Candidat und Pfarrer hab' ich die Rose gepflegt, eigene und fremde Rosengärten angelegt, zur Rosenzucht ermuntert und habe die Freude erlebt, daß mehrere Lehrer in meinen Gemeinden durch den Verkauf von Rosenbäumchen einen schönen Nebenerwerb hatten. Die Rosenzucht im freien Lande ist eben so einfach als lohnend. Wilde Rosen finden sich überall in den Wäldern und Hecken. Arme Leute bringen sie und nehmen gern ein paar Groschen Verdienst. Im Herbst oder Frühling werden sie in den Garten gesetzt. Im Sommer vom Juli an, so lange Saft in den Wildlingen ist, oculiert man. Vor Winter werden die feineren Sorten mit Stroh eingebunden oder in die Erde gebogen, um sie vor Frost zu bewahren, im Frühjahr wieder von der schützenden Decke befreit. Welche Freude, wenn der Winter keinen Schaden gebracht und die Augen und Zweige sich zu entwickeln beginnen! Mit Spannung wird nun die erste Knospe erwartet, zumal wenn das Rosenstöckchen überhaupt zum erstenmal blüht. Jetzt bringt jeder Tag, jeder Gang durch den Garten neue Wonne, wenn eine Rose nach der andern sich erschließt. Eine hohe Lust war es stets für mich, an schönen Sommertagen

früh morgens mit meiner Frau durch den Garten zu wandeln, da gab's immer neue Entdeckungen, auf die wir einander aufmerksam machten. Da eine einzige Rose am Stocke in üppiger Fülle, dort die multiflora mit ihren unzähligen Blüthchen; da eine helle, dort eine dunkle, hier eine weiße, daneben eine mit blauschwarzem Sammt; da eine mit dem zartesten duftigsten Rosa, dort die majestätische gelbe, der Triumph der Rosenzucht; da überzieht die vielblüthige Prairierose die Wand, dort windet sich eine andre Schlingrose durch den Flieder und die dunklen Blüthen schauen wie Vöglein aus den Zweigen. Gar manchmal freilich wird auch die Freude getrübt, wenn an einem mit besondrer Spannung erwarteten Aeuglein der Wurm genagt oder der Sturm die Zweige abgerissen. Wunderselig, Herz und Auge entzückend war es oft im Juli zur Zeit, wenn die Rose ihren größten Flor entfaltet, an einem stillen Sonntagsnachmittage auf traulichem Plätzchen in der etwas höher gelegenen Laube zu sitzen und das Blüthenmeer des Rosengartens zu überschauen. In meinem kleinen Gärtchen brachte ich es oft bis zu 200 Sorten, unter denen auch die ächte Schirasrose nicht fehlte. Welches Vergnügen, dann auch den lieben Freunden des Hauses und der Rose die Schönheit der einzelnen Arten zu zeigen und zu preisen! Wie mancher Strauß wanderte da aus dem Garten hinaus, wie manche Knospe in die Hand des blühenden Mägdleins! Nichts Schöneres als die überaus liebliche Knospe der Moosrose an der Brust der Braut! Die treue Hausfrau lag einst schwer krank darnieder; zum erstenmal darf sie das Schmerzenslager verlassen und wird auf den Sopha gebettet. Es war in der Zeit der ersten Rosenblüthe Zur Feier des Tags, in der Hoffnung, der Leidenden ein Lächeln zu entlocken, werden die herrlichsten Rosen des Gartens, erstblühende, wohl fünfzig verschiedene Sorten,

abgeschnitten und vor ihr auf dem Tische zum prächtigen Kranze ausgebreitet. Und ihr Auge ruhte mit freundlichem Blick auf der Pracht! — Ein liebes christliches Paar feierte einst seine goldene Hochzeit spät im Herbst. Der Rosengarten liefert noch Schmuck genug. Ein auserlesenes Sträußchen ziert die Brust der goldenen Braut, ein mächtiger Strauß wird von dem Enkelkinde vor dem Jubelpaar hergetragen. Schön, wenn das Herz auf Rosen steht, aber noch schöner, wenn die milde Hand die Rosen in die Krankenstube bringt. Da liegt ein liebes Kind in langwierigem Leid, dort bettet ein Freund oder eine Freundin, ein Glied der Gemeinde, sich in Thränen. Mit dem geistlichen Trost zugleich die herzerfreuende Rose! Und wenn der Tod in einem Hause eingekehrt ist, ein theures Kind auf der Bahre liegt, Verwandte und Freunde sich beeilen, ihre Theilnahme zu beweisen und „gebackene" Kränze und Sträuße in Menge herbeizubringen, dann kommt auch aus dem Pfarrhause ein Kranz. Er ist von lebenden Palmen, wie man hier den Buchsbaum nennt, und von weißen Rosen gewunden; das Lebende ist immer schöner als das Todte, zumal beim Schmuck der Todten. Und auch auf den Gräbern unsrer Lieben blüht die liebe Rose, weniger die bunte, als die weiße und die fast schwarze, haben wir doch ein deuil de prince Albert und ein souvenir d'Abraham Lincoln. Für eigene und fremde Gräber sorgt des Pfarrers kundige Hand. Wie reich lohnt die Rose Jeden, der ihr seine Liebe zuwendet, und vergilt die geringe Mühe mit den schönsten Freuden!"

Und freundlicher noch als die Rosen mit ihrem Duft sind die Bienen mit ihrem Honig. Kanarienvögel, Dompfaffen und Schwarzamseln, Tauben, Hühner und Enten, sie finden alle irgendwo auch bei den Pfarrern ihre Freunde. Aber kein Vogel regt heute des Pfarrers Liebe so mächtig

an, als das kleinste Vögelein, wie es Jesus Sirach nennt, welches die allersüßeste Frucht giebt. Die Bienenzucht, „die Poesie der Landwirthschaft“, wird von vielen Pfarrern auf musterhafte Weise betrieben. Es ist ein katholischer Pfarrer in Oberschlesien, Dzierzon, der sich durch seinen berühmten Dzierzonstock und alle die andern Fortschritte in der Bienenzucht den Ehrennamen des „Weisels“ unter den Imkern verdient hat. Aber evangelische Pfarrer sind seinen Spuren gefolgt. Es sind nun zwanzig Jahre, da trat ich zum erstenmal in das Pfarrhaus eines älteren Freundes. Er war bekannt als Einer der ersten, die in jener Gegend das volle Evangelium wieder erfahrungsmäßig gepredigt und für innere und äußere Mission tapfer die Bahn gebrochen. Auf dem Gebiete der Homiletik hat er sich durch Predigten über die Perikopen von Nitzsch verdient gemacht, die von einer gründlichen Schriftforschung Zeugniß geben. Ich suchte ihn auf, um mit ihm ein Missionsfest zu besprechen. Nachdem diese Angelegenheit erledigt war, führte er mich in sein Bienenhaus, einen Pavillon, ganz mit jenen Stöcken besetzt, in welchen man das fleißige Volk beobachten und aus welchen man die mit Honig gefüllten Rähmchen herausnehmen kann. Da erhielt ich die erste gründliche Vorlesung über das Bienenvolk und die Bienenzucht. Der Freund ist von der Sache nicht wieder losgekommen, nicht allein hat er in der Heimath Pfarrer, Lehrer und allerlei andre Leute zur Bienenzucht angeregt, sondern die großen deutschen Versammlungen der Bienenzüchter hat er besucht und geleitet. Und wenn es wahr ist, was jüngst ein Pommerscher Pastor auf der Imkerversammlung zu Linz in Oesterreich gesagt, daß die Imker wie liebe Geschwister unter einander verkehren, so ist jener Hessische Pfarrer gewiß einer der angesehensten Brüder in der Familie. Mir ist es durch sein Beispiel

klar geworden, wie wohl sich die Bienenzucht mit der ernsten Arbeit eines evangelischen Geistlichen verträgt. Das wunderbare Geschöpf Gottes, das auch Johannes den Täufer und den Herrn selbst gespeist, hat durch die Bezeichnung des heiligen Landes als des Landes, wo Milch und Honig fließt, kanonisches Ansehen. Die vertiefte Betrachtung seines Baues, seines gesellschaftlichen Lebens, seiner Arbeit, seines Erwerbs giebt dem Gemüthe des Menschen Ruhe, treibt zur Anbetung Gottes und bringt auch mit dem Nachbar in freundliche Berührung. Man sagt, daß auf der Reise die Bitte um Feuer, die Einer an den Andern richtet, die Menschen zum Austausch ihrer Gedanken näher rückt: wie viel näher noch wird der Pfarrer dem Bauer gerückt, wenn sie mit einander ein gründliches Gespräch über ihre Bienen halten können! Der Herr hat die Blumen auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel den Menschen zum Vorbild gestellt: was jene von Natur sind, sollen die Menschen durch die Freiheit der Kinder Gottes werden. Und Bruder Berthold von Regensburg, als er am Waldesrand den Christenleuten auf der Wiese predigte, sagte er ihnen, sie sollten dem Hasen, der Heuschrecke, der Ameise und dem Molch gleichen. Wie der Hase groß ist im Fliehen, so sollen sie den Muth haben, die Sünde zu fliehen. Von der raschen, grünen, magern Heuschrecke sollen sie lernen, rasch zum Gottesdienst, grün im Eifer um die Kirche und mager mitten im Genuß zu bleiben. Die Ameise sei ihr Vorbild durch Sorge für die Zukunft und unermüdlichen Fleiß. Des Molches, des schwarzen und gelben, mannigfaltige Farbe mahnt uns zu mancherlei Tugend und wie er nach der Sage des Volks immer weiter kriecht, bis er in eines Königs Haus kommt, so sollen wir nicht ruhn, bis wir ins Himmelreich kommen. Welch reiche Fülle sittlicher Eigenschaften ließen sich vom bienenkundigen Pfarrer

dem bienenkundigen Volke am Leben der Biene deutlich machen: das giftige Stechen kostet ihr selber das Leben, aber in ihrer Arbeit ist sie das Muster des Fleißes, der Ordnung, der Sauberkeit, der Sparsamkeit, ihr Umherfliegen auf den Pflanzen hat den doppelten Nutzen, daß sie dieselben befruchtet und reichen Gewinn heimwärts trägt. Das ist ein Arbeitervolk, das die Arbeit nicht einstellt, aber auch keine Faullenzer unter sich duldet und große Güter sammelt. Und diese Güter, sie kommen dem Imker im Pfarrhaus zu gut. Welch ein Kinderjubel über den süßen Honig, wenn er in seiner gelben Schöne auf den Tisch kommt! Aber die Fülle ist zu groß — das Meiste muß verkauft werden. Von den acht Millionen Pfund Honigs, welche Preußen jährlich hervorbringt, haben die Bienen der Pfarrer ein gutes Theil gesammelt und von den acht Millionen Mark Geldes, die dafür eingehen, wandert manches Tausend in des Pfarrers bedürftige Kasse. Kurz, die Wissenschaft und die Christengemeinde, des Pfarrers Gemüth und Haushalt ziehen Gewinn davon, wenn er ein fleißiger, sinniger, gottseliger Imker ist.

Auch wenn der Pfarrer kein epheuumranktes Gemäuer, keinen blühenden Rosengarten, kein summendes Bienenhaus zu zeigen hat, ist das Pfarrhaus das Ziel vielbeliebter Wanderung. Und wer die Gastfreundschaft kennen lernen will, der muß im Pfarrhaus einkehren. Treuherzige Menschen vom Lande, wenn sie in die Stadt kommen und die Freunde aufsuchen, vielleicht gar solche, die einst die ländliche Gastfreundschaft mit vollen Zügen genossen, wundern sich über den kühlen Empfang. Sie hören nicht die Frage: hast du gegessen und wo bist du zur Herberge? während doch der Besuch auf dem Lande sofort bis auf Weiteres einen Imbiß erhält und sein Bleiben über Nacht dringend gewünscht wird. Man muß bei der Wärme

ländlichen und der Kühle städtischen Empfangs in Rechnung bringen, daß man von den Gästen, die auf dem einsamen Dorfe fernab von der Station eintreffen, glauben darf: sie kommen wirklich zu uns, und daß es allemal erfreulich ist, wenn der stille Teich des ländlichen Lebens durch den frischen Lufthauch lieben Besuchs bewegt wird, daß man dagegen in der Stadt Ueberfluß an Menschen hat und die Vermuthung nahe liegt: der Gast ist nur gelegentlich zu dir gekommen, wer weiß, wie viel Antheil an der Reise in die Stadt der Superintendent, der Zahnarzt, der Schneider u. s. w. u. s. w. hat. Aber vorbildlich bleibt immer die Gastfreundschaft des ländlichen Pfarrhauses in ihrer Wärme wie in ihrer Allseitigkeit. Gott Lob und Dank, jene allerbeste Gastfreundschaft hat in den Pfarrhäusern noch immer ihre Stätte, welche Jesaia empfiehlt: die, so im Elend sind, führe ins Haus; und der Herr: lade, die dich nicht wieder laden, und städtische Pfarrhäuser wetteifern darin mit ländlichen. Es kommt ein armes, gebrechliches Mädchen, ohne Vater und Mutter, das sich ehrlich bemüht hat, draußen das tägliche Brod zu verdienen, matt und elend ins Dorf zurück. Sie meldet sich beim Burgemeister, der greift sich rathlos, was er mit dem jämmerlichen Geschöpfe machen soll, in die Haare. Er läuft zum Pfarrer und während die Männer berathen, wo die Waise unterzubringen sei, rüstet die Pfarrfrau ihr schon die Kammer und das Bett. Mit erschreckender Schnelligkeit hat in der Stadt die Krankheit den Vater weggerafft, der Tod offenbart, welche Armuth das Dasein des Familienvaters bisher noch zugedeckt, die Familie, ohne alles irdische Gut, findet, bis weiter Rath geschafft, freundliche Herberge in einem Pfarrhaus. — Und für allerlei Mühselige und Beladene steht das Pfarrhaus zum Trost und zur Erquickung offen. Mit dem seelsorgerlichen

Gespräch in der Studierstube ist's nicht immer gethan. Es giebt auf kleinsten Dörfern und in größten Städten Menschenseelen, denen die Wärme des Familienlebens, das trauliche und fröhliche Gespräch, das unbefangene Geplauder der Kinder, der verständnißinnige Zuspruch der Eltern wie Arznei wäre, die unmittelbar wirkte. Die Einen sind nur einsam und verlassen. Ihr ganzes Leben streckt sich sehnsüchtig nach Liebe aus. So wie sie jetzt leben, fühlen sie sich eben so nutzlos als freudlos. Angeschlossen an ein Haus, berathen durch treue Menschen würden sie zur Freude wieder erwachen, zur helfenden That wieder sich aufraffen. Das Pfarrhaus bietet ihnen zunächst einen Sitz am gastlichen Tisch und es währt vielleicht nicht lange, so bietet die Einsame dem Pfarrhaus bereits Hilfe für die Gemeinde. Die andern sind gekränkt und verbittert. Es ist ihnen großes Weh geschehen, so großes, meinen sie, wie keinem andern Menschen. Die Welt, davon sind sie fest überzeugt, liegt im Argen, aber auch Gott ist kein gerechter Gott, denn er läßt's den Schlechten gut gehen und den Guten schlecht. Die Eisrinde des Mißtrauens, des Murrens, der Verzweiflung, die sich ums Herz gelegt hat, kann nur allmälig wieder aufthauen. Dazu gehört der Frühlingshauch entgegenkommender, der Sonnenschein aufmunternder Liebe. Ist dieser Hauch und Schein im Pfarrhaus zu finden, so wird es sich für die angefochtene Seele auch aufthun, und es ist alle Hoffnung, daß sie genese. — Wie viel Jammer ist in der Welt, und die unter seiner Last stehen, wie gerne lassen sie sich trösten! Es war in einer großen deutschen Hafenstadt. An einem Sonntag kommt der Pfarrer aus der Kirche heim. Da sitzt eine Mutter, fernher gereist, sie sucht ihren Sohn, ihren entlaufenen Sohn, einen Schüler von fünfzehn Jahren. Sie holt weit aus mit ihrer Erzählung. Alle Gedanken

ihres mütterlichen Herzens, die sich einander verklagen und entschuldigen, daß sie den Knaben wohl nicht immer richtig geleitet, daß sie's aber doch so gut mit ihm gemeint, mischen sich in die Erzählung. Und der Eindruck, den dieselbe machte, war der: hier sitzt eine ganze Mutter, eine fromme, kluge, liebreiche Mutter. Dennoch — der Sohn suchte seinen eigenen Weg, er war überzeugt, daß ihn im Gymnasium Niemand verstehe, daß er von den Lehrern schlecht behandelt werde, er wollte hinaus zur See. Vor mehreren Tagen ist er verschwunden. Briefe und Telegramme fliegen da- und dorthin — keine Auskunft kommt zurück. Da steht in dem Tagebericht eines Blattes eine Notiz — „das trifft auf unser Kind", ist der Eindruck der Eltern. Am andern Morgen ist die Mutter in der großen Stadt. Wohin soll sie sich wenden? Sie kommt zum Pfarrer, sie erzählt die Geschichte. „Und nun, wo ist denn Ihr Sohn?" „Er sitzt in Schutzhaft." „So wollen wir ihn holen!" Das ganze Angesicht der Mutter leuchtet. Der Pfarrer fährt mit ihr zur Polizei. Man führt sie ins Gefängniß. Da sitzt ihr liebes Kind im Kleide des Gefängnisses, getheerte Taue zupfend und vom Geruch des Theers duftend. Sie hat gute Kleidung mitgebracht. Und zum Nachmittagskaffee erscheint die Mutter mit dem wiedergefundenen Sohne, der im Grunde, nicht blos für die Mutter, ein lieber, nur verirrter Junge ist, im Pfarrhaus. Sie mußten den Abend und die Nacht bleiben. Und das Pfarrhaus hat Engel beherbergt, denn es war der Familie und den Gästen am Abend und Morgen, als ob die Engel, welche sich über ein heimgebrachtes Schäflein freuen, mit ihren Fittigen Fried' und Freude ins Haus wehten. — Im Hochgebirge des katholischen Süddeutschlands sind die Pfarrhäuser oft die Wirthshäuser, weil sich für den Wandrer kaum eine andre Herberge

findet. Aber auch evangelische Pfarrhäuser öffnen sich selbst in Dörfern, wo es Wirthshäuser die Fülle giebt, dem Fremdling, den irgend ein Interesse, irgend ein Zufall dahin geführt. Er giebt der Pfarrfamilie am Abend die Erzählung seines Lebens, sie giebt ihm, was sie hat — und am andern Morgen steht in dem Gastbuch ein Psalm eingeschrieben aus der Bibel, die der Gast neben seinem Bette fand, und der Dank „für den schönsten Abend seines Lebens". — Ich hatte einst mit fünf Candidaten eine Fahrt nach Lübeck gemacht. Wir betrachteten die Herrlichkeiten des hanseatischen Nürnberg mit Entzücken. Zwei der Begleiter kehrten nach Hamburg zurück. Die übrigen drei wollt' ich auf einer Fußwanderung nach dem Strande des Meeres bringen. Zwischen Lübeck und der Ostsee liegt ein Pfarrdorf, dessen Kirchthurm weithin sich zeigt. Dort gedachten wir zu übernachten. Die Sehnsucht, das schöne Land des Fürstbisthums Lübeck überschauen zu können, führte uns auf die einzige Höhe mit einem Aussichtsthurm, welche die Gegend hat. Wir verspäteten uns, verirrten uns, die Nacht brach ein und es war nach neun Uhr, als wir in dem Dorf eintrafen, das unser Ziel war. Die Stille des Landes, auch am Tage sehr groß, war noch stiller geworden. Wir klopften an einem Haus, das noch Licht hatte, und ließen uns nach dem Wirthshaus weisen. Das fanden wir, aber es hatte kein Licht mehr. Wir klopften — keine Antwort. Wir riefen, aus dem Bette kam die dumpfe Kunde: „wir liegen schon im Bette." Wir baten, uns einzulassen. Dazu zeigte sich nicht die geringste Lust. So standen wir selbviert in der Dunkelheit. Der eine der Candidaten, der wenigstens alle zwei Stunden etwas essen mußte, glaubte schon zu verschmachten. Und ich, als der verantwortliche Unternehmer der Reise, war in nicht geringer Verlegenheit. Da wagt' ich's, den

lieben Pfarrer, dem ich für morgen meinen Besuch zugedacht hatte, heut' Abend noch aufzusuchen. Ich finde noch Licht. Ich erzähle meine Geschichte, bescheiden gewärtig, ob das liebe Ehepaar irgend eine Nutzanwendung machen würde. Und sie ward in der allerfreundlichsten Weise gemacht: alle vier wurden eingeladen, im Pfarrhaus zu übernachten. Das Tischlein deckte sich rasch. Ich erneuerte die Erinnerung eines frühern Besuchs, die Candidaten zeigten sich überaus liebenswürdig. Am andern Morgen frühstückten wir in dem großen Zimmer, in welchem im November 1806 Blücher mit den französischen Generalen seine Capitulation abgeschlossen. Dann schauten wir vom Kirchthurm ins Land hinein, vor allem nach den Thürmen von Lübeck, und wanderten weiter, voll Freude und Dank über die Gastlichkeit des deutschen Pfarrhauses. — Eine besonders liebliche Erweisung derselben, die grade unsrer Zeit eigenthümlich ist, sei zum Schlusse gerühmt — die Gastfreundschaft bei kirchlichen Festen, namentlich bei den Missionsfesten. Willst du sie voll und selig schmecken, so werde ein Missionsfestprediger. Ist's in Süddeutschland, so empfängt dich an der Station der Post oder Eisenbahn der liebe Bruder, zu dem du geladen bist. Er hat an der Rüstung des Festes so lang als möglich mitgeholfen, ist zwischen Kirche und Pfarrhaus hin und hergeeilt, dort die Ausschmückung der Thüren und Pfeiler, des Altars und der Kanzel überwachend, hier auf Fragen des Haushalts Bescheid gebend, zuletzt hat er seine Liturgie zurechtgelegt, wie sie am Missionsfest gehalten werden soll. Nun aber war es Zeit, dem Festprediger entgegen zu gehn. Wenn er nur wirklich kommt, wenn nur kein Brief fehl gegangen? In der That, dort steigt er aus mit der schwarzen Umhängtasche, der Unbekannte, mit dem aber von heut' an ein herzliches Verhältniß beginnen, oder der

Altbekannte, der endlich einmal das befreundete Haus betreten soll. Und nun geht's zu Fuß bergan, waldeinwärts noch ein Paar Stunden, bis das gastliche Haus sich aufthut. Ist's im Norddeutschland, so wartet ein Wagen an der Station und in rascher Fahrt durch Märkischen Sand oder über Thal und Höhe des Harzes wird das Ziel erreicht. Nichts Gemüthlicheres und Anregenderes giebt es, als dieser Vorabend vor dem Missionsfest im Pfarrhaus, es werde denn die Nachfeier, die morgen Abend Statt finden wird, noch gemüthlicher. Die lieben Wirthe mit Kind und Kegel sind ganz Ohr und die Gäste, der Festprediger, der Abgesandte des Missionshauses, der Missionar, sie erzählen, was sie gesehen und gehört, die nächsten und fernsten Angelegenheiten des Reiches Gottes werden besprochen, dem Ernst fehlt nicht die Würze des Humors, und endlich, wenn denn doch die Zeit zur Ruhe gekommen ist — es findet sich für jeden Gast ein Lager. Wie's die Hausgenossen heute Nacht mit ihrem Lager machen, braucht nicht untersucht zu werden, die Gäste wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen. Freilich, wenn sie sich neugierig in der Kammer umsehen, so deuten gewisse Bücher und Bilder darauf hin, daß hier wohl sonst die Tante haust, in einem andern, daß hier wohl sonst die fleißigen Knaben des Hauses ihre Studien machen und von ihnen ausruhen. Der Morgen bricht an. Die Redner des Tages wandeln im Garten oder suchen den Wald und während sie sich vorbereiten, wird's im Pfarrhaus immer lebendiger und wer auch kommt, ihm wird Erquickung geboten. Endlich läuten die Glocken. Die Pfarrerin hat ihre letzten Anordnungen in der Küche getroffen und eilt mit glühendem Angesicht noch schnell zur Kirche, die Töchter haben sich verständigt, wer am Morgen, wer am Nachmittag geht. Stunden lang ist die

Gemeinde festlich versammelt, die Kirche ist so schön geschmückt, der Sängerchor so gut geübt, alles Volk stimmt so kräftig ein, die Predigt und der Bericht gehn gut von Statten, die Collecte ist so reich! Und nun das festliche Mahl im Pfarrhaus! Nicht immer ist's eine reiche Pfarrei, welche des Festes Ehre hat; nicht immer sendet der Gutsherr Kalb oder Hammel. Vielleicht verlangt das Mahl vom Hause ein Opfer, vielleicht haben Messer und Gabeln und Löffel und Gläser zum Theil geliehen werden müssen. Aber alle sind herzlich froh, alle werden satt. Zwischen den wohlschmeckenden Schüsseln kommen gute Tischreden und das Ganze ist von Liedesklängen zu Anfang und zum Schluß geweiht. Und noch einmal nach dem zweiten Gottesdienst sammeln sich die Gäste, zum Kaffee, in größrer Anzahl als zu Mittag. Und voller ertönt jetzt der Gesang. Und wenn die Wogen des Festes sich verlaufen — ein Brünnlein rieselt am Abend noch. Es sind Gäste geblieben und bis Mitternacht geht das Gespräch, in welchem die fernsten Enden der Erde mit den nächsten Gemeinden durch dieselbe große Angelegenheit des Reiches Gottes nahe zusammengebracht werden.

Die Fülle freundlicher Bilder, welche der Erinnerung sich darbietet, giebt der Erzählung immer wieder festlichen Ton. Und doch, — jener Ton, den Johann Valentin Andreä angeschlagen, klingt auch aus dem Pfarrleben immer wieder heraus: „so ziehen wir den schweren Karren und sind gehalten für 'nen Narren.“ Ein Wort von den Anfechtungen, die sich in jedem Christenhaus einstellen, im Pfarrhaus vielleicht am meisten, weil es ganz besonders berufen ist, eine Stätte des Worts und des Gebets zu sein, darf diesem Buche nicht fehlen. Ernste Gemeindeglieder, die viele Hindernisse für ihr Christenthum finden, preisen uns Geistliche glücklich, daß wir es so leicht haben,

nach dem Worte Gottes zu leben. In der That, wir haben sehr viel Gnad und Gunst unsers Gottes. Wir haben es immer mit dem Höchsten zu thun, mit dem Wort und Reich Gottes. Wir dürfen fern bleiben, wo es so zugeht, daß der Herr nicht dabei sein mag, und Niemand nimmt es uns leicht übel. Wir haben die Aussicht, daß wir den Leuten, wenn's ihnen schlecht geht, recht sein werden, ob sie uns auch sonst für Freudenstörer gehalten haben. Aber es hat schon mancher ernste Knecht Gottes gesagt, das Seligwerden sei, um der ungeheuren Verantwortung willen, die auf ihnen liegt, für Niemanden schwerer als für die Pfarrer. Und wenn wir einst, wie wir hoffen, durch des rechten Gottesknechtes Fürsprache Erbarmung erlangen — die Anfechtungen haben in den Pfarrhäusern nicht am wenigsten ihre Heimstätte. Dort vor allen lehren sie auf das Wort merken und die Waffen der Kirche, Gebete und Thränen, sind auch die Waffen der Pfarrhäuser. Die meisten Anfechtungen, wie mannigfaltig ihre Gestalt ist, sind verborgenster Art. Einige aber sollen näher bezeichnet werden. Ich nenne zuerst den Mangel. Wollte man sich nach der Seite des irdischen Guts das Musterbild eines Pfarrhauses gestalten, das beste würde die Salomonische Weisheit darbieten: Armuth und Reichthum gieb mir nicht, laß mich aber mein bescheiden Theil Speise dahinnehmen. Wie für das Pfarrhaus selbst, so empfiehlt sich für den Haushalt desselben ein Durchschnittsmaß. Luxus in der Einrichtung setzt die Leute in Erstaunen, schreckt Bekümmerte ab, die sich in solchen Glanz nicht hineinwagen, und lockt die Zuversichtlichen heran, die mit dem reichen Pfarrer etwa ein Geldgeschäft zu machen hoffen. Zu niedriger Stil des Lebens scheint auch nicht förderlich. Ein trefflicher junger Geistlicher, der in einer großen Stadt innere Mission treiben wollte, gedachte sich in dem

ärmsten und verrufensten Viertel niederzulassen, in der Hoffnung, dadurch den Verhältnissen und Herzen der Leute recht nahe zu kommen. Die Wirkung ward nicht erreicht. In jener Stadt ist in den Augen des Volks der geistliche Herr noch immer eine so stattliche Erscheinung, daß die Leute glaubten: es müsse mit dem jungen Pastor nicht ganz richtig sein, er müsse wohl etwas pecciert haben, daß er in das Armenviertel ziehe. Man kann nicht sagen, daß das Durchschnittsmaß des Wohlstandes in den Pfarrhäusern durch ihre amtliche Einnahme hergestellt sei. Bei der Besonderheit jeder Pfarrstelle kann es vorkommen, daß sehr nahe neben einander ein Pfarrer die höchste, und ein andrer die niedrigste Einnahme hat. Und vielleicht hat der geringbezahlte die schwere, der gutbezahlte die leichte Amtslast. Man hat hier und da versucht, die Stellen in Klassen zu theilen und nach dem Alter den Pfarrern Abzüge von ihrem Einkommen zuzumuthen oder Zulagen zu gewähren. Die Unruhe im Suchen andrer Stellen, ein großer Schaden für die Kirche, hat dadurch abgenommen, die äußerliche Lage sich einigermaßen verbessert. Aber schwere Nothstände giebt es noch immer, wo nicht andre Einnahmequellen fließen. Ich kenne eine ziemliche Anzahl hervorragender Geistlicher von der treuesten Arbeit, die noch niemals von dem gelebt haben, was ihre Stelle eintrug. Die Armuth der Kirche, die Ablösungen, die Folgen des Civilstandsgesetzes, die Entwerthung des Geldes und wie viele andere Ursachen machen im Ganzen die Einnahme der Geistlichen in Deutschland gering. Und welche Anforderungen werden an ihren Beruf, ihre Stellung, ihre Christenliebe gestellt! Wenn nun zu den allgemeinen Ursachen besondere Verhältnisse kommen: aus der Studienzeit sind Schulden zurückgeblieben, die erste Einrichtung des Haushalts hat Kosten verursacht, für bedrängte Familienglieder

waren Opfer nöthig, in der eigenen Familie trat Krankheit ein, die Ernten waren mehrere Jahre schlecht, die Bedürfnisse sind mit den Kindern gewachsen — wie karg wird dann das Leben! Der Gläubiger, das Gericht, der Executor drängt, und auch die größten Einschränkungen können die nöthigen Summen nicht hervorzaubern. Niemand ist weit und breit, dem man das Herz ausschütten, bei dem man Hilfe finden kann und die Gemeinde soll nichts merken. Unter solcher Sorge das geistliche Amt führen, das giebt freilich der Predigt, der Seelsorge, dem Gebet besondere Tiefe der Erfahrung, die Segen bringt, aber die Anfechtung ist schwer. — Die Anfechtung, welche der Mangel bringt, trifft das Haus des Pfarrers und findet oft ihren Trost in dem schönen Fortgang, den Gottes Werk in der Gemeinde hat. Es giebt schwerere Anfechtung. Es treten die Knechte zu dem Hausvater und sprechen: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Er spricht zu ihnen: das hat der Feind gethan. Das teuflische Hindern und Zerstören der Wirksamkeit des Geistlichen durch einflußreiche Personen des Kirchspiels ist eine Anfechtung, die bis aufs Mark geht. Vielleicht ist's der Schullehrer, welcher das Unkraut sät. So förderlich es ist, wenn Pfarrer und Schullehrer fest und treu zusammenwirken — mehr als einmal ist mir der Schullehrer der treueste Gehilfe im Amt und bei meinem Weggang der Fortsetzer des begonnenen Werkes gewesen — so zerrüttend ist es für die Gemeinde, wenn er sich als Feind des Pfarrers aufspielt, zumal wenn's aus Feindschaft gegen das Evangelium geschieht. Im Unterricht nimmt er sich vielleicht zusammen, damit man ihm nichts anhaben könne, aber es entsteht dann jener entsetzliche Unterricht im Glauben, welcher ohne Glauben gegeben wird. Und im Dorf sucht er Anhang, macht sich zum Vertreter der Freiheit und des

Lichts gegen die Predigt des Pfarrers, die auf finstern Wegen zur Knechtschaft führt. Die Beziehungen zwischen Pfarrhaus und Schulhaus sind äußerlich und peinlich, das Zusammenwirken im Gottesdienst ist unerbaulich. Wo der Geistliche etwas Neues, Gutes beginnen will, stößt er auf Mißtrauen, Widerstand, auf die geheim schleichende Einwirkung des Schullehrers auf die Gemeinde. Und wenn in dem Geiste der Zeit und in ihrer Presse die Schullehrer als Märtyrer durch der Pfarrer Schuld und zugleich als die Helden der Volkswohlfahrt gepriesen, die Pfarrer als die hochmüthigen Bedränger der Schullehrer und als die Vertreter einer bösen Reaction gebrandmarkt werden, dann ist's dem Schullehrer leicht, in der Gemeinde eine Macht zu entfalten, die sich wie Unkraut unter dem Weizen darstellt. — Die Schullehrer sind's nicht allein. Es kann der Bürgermeister, der Amtsvorsteher, der Inspector, der Gutsherr, — es kann ein Wirth sein, der durch Vereinigung der feindlichen Elemente im Dorfe das Reich Gottes aufhält. Wenn ein angesehener Mann im Kirchspiel von allem, was der Pfarrer predigt, das Gegentheil thut, wenn in der sonst lieblich gedeihenden Pflanzung des kirchlichen Lebens wie fremdes Gewächs das Wirthshausleben, das Vereinsleben in Gestalt immer neuer Festlichkeiten, die Sonntagsentheiligung mit Arbeit, Lustbarkeit, Jagd u. s. w. hereingebracht wird, da mag dem Geistlichen wohl der Unmuth aufsteigen: willst du denn, daß wir hingehen und das Unkraut ausjäten? Und der Bescheid des Herrn: lasset beides mit einander wachsen bis zur Ernte, ist selbst eine Anfechtung für den Geistlichen, dem es so weh thut, daß die Kleinen geärgert werden! Aufgeregte Zeiten, wie das Jahr 1848 oder wie die gegenwärtige sind an Unkraut besonders fruchtbar. Da bleibt es nicht bei Katzenmusiken und schmähenden Zeitungsartikeln, da kommt es zu thät-

lichen Bedrohungen durch den verführten Volkshaufen, oder ein Laurer in der Predigt bringt es dahin, daß der fromme, königstreue und vaterlandsliebende Geistliche wegen seines freimüthigen Wortes gegen die Schäden der Zeit vor Gericht gestellt und, ob auch schließlich freigesprochen, doch tief im Gemüthe gekränkt und an der Arbeit gehindert wird. — Zu Anfang der fünfziger Jahre freute sich ein frommer und gelehrter Pfarrer, aus einer Fabrikstadt auf ein stilles Dorf versetzt zu werden. Seit vielen Jahrzehnten war die Gemeinde rationalistisch bedient worden, der alte Pfarrer lebte mit den Bauern in ihrer Weise gutmüthig und weltlich und verschmähte nicht, mit ihnen im Wirthshaus zu sitzen, der Vicar, der nach seinem Heimgang das Amt verwaltete, ein Kind der Gegend, gewann die Liebe der Leute, indem er lebte und leben ließ, und wie man damals alles durch das jüngst errungene Petitionsrecht zu erlangen hoffte, so ward denn auch eine Petition an die Kirchenregierung gerichtet, daß die Stelle, die sehr einträglich war, dem Vicar gegeben werde, welcher das Vertrauen der Gemeinde besitze. Das geschah nicht, sondern jener wohlverdiente Pfarrer in der vollen Reife des Mannesalters ward berufen. Die Gemeinde nahm ihn in der Verstimmung auf, die durch die Versagung ihres Wunsches in ihr geweckt worden war. Und er selbst, nicht grade ein Mann von volksthümlicher Art des Lebens und Verkehrs, dabei zu gelehrten Studien geneigt und durch ein körperliches Uebel reizbar, gewann die Leute nicht. Man war geneigt, ihm alles übel zu deuten. Eine kleine Veranlassung ward das Zeichen zum Aufstand der Gemeinde gegen den Pfarrer. Es war ein Begräbniß. Der Pfarrer ließ die Leute ein wenig warten. Wie oft muß der Pfarrer auf die Leute warten! Das muß er tragen. Von ihm schien's unerträglich. Die jungen Burschen holen sich die

Schlüssel beim Glöckner und läuten. Diese Eigenmächtigkeit wird gerügt — und am nächsten Sonntag ist die Kirche leer. Wie mit eisernem Ring hält Verbitterung gegen den Pfarrer und bäuerlicher Stolz die Gemeinde zum Widerstande zusammen. Nur Ein angesehener und reicher Mann des Dorfes hat Selbständigkeit genug, auf der Seite des Pfarrers zu bleiben, es gelingt ihm, noch zwei oder drei geringe Männer zu sich zu ziehen. Die übrige ganze Gemeinde ist einig, nicht mehr in die Kirche zu gehen. Und im bürgerlichen Leben soll dem Pfarrhaus jede mögliche Schwierigkeit bereitet werden: Niemand soll ihm eine Fuhre thun, Niemand etwas verkaufen. Licht und Luft, Brod und Wasser hätten sie ihm abgeschnitten, wenn es möglich gewesen wäre. Die Sünde der Gemeinde war so schreiend, daß die sehr milde Kirchenbehörde eine Art Bann über sie verhängte: die Kirche ward geschlossen und der öffentliche Gottesdienst eingestellt, der Confirmandenunterricht unterblieb, keine Trauung ward begehrt, auch keine Leichenbegleitung, die neugeborenen Kinder wurden im Pfarrhaus getauft. Das Gefühl, von der Obrigkeit nicht ohne Schutz gelassen zu sein, ist doch ein geringer Ersatz für die Zerstörung der Amtsthätigkeit. Und ob auch die Hebamme und der Glöckner die Kunde ins Haus bringen, daß die Frauen es kaum mehr aushalten können, wenn am Sonntag Morgens ringsumher die Glocken zur Kirchen läuten, aber ihre eigenen Glocken schweigen, so war's ein schlechter Trost neben der Kunde, daß die Gemeinde bald mit Katholisch-werden, bald mit Bildung einer freien Gemeinde drohte und die Kinder über das Wasser in das Nachbarland zur Confirmation schickte. Welche Trauer im Pfarrhaus, wie viel Gebete des Mannes, Thränen der Frau, und die lieben Töchter — welch ein freudloses Leben müssen sie führen! Die fromme Pfarrerin muß denn endlich ihre ge-

brochene Kraft im Gebirge herzustellen suchen und stirbt auf der Reise. Der Pfarrer, so lang als möglich auf der Stelle ausharrend, muß jetzt auf Andringen des Arztes das Dorf verlassen, in welchem jeder Tag neue Angriffe auf seine Gesundheit bringt. Elf Monate hat der kirchenlose Zustand gedauert. Die Gemeinde beginnt, nach gesunden Verhältnissen sich zurückzusehnen. Eine Vereinbarung mit der Behörde kommt zu Stande. Diese hat zum Glück die Energie, einen Vicar zu senden von derselben kirchlichen Stellung, als der abziehende Pfarrer hatte, und der Vicar schont die Leute nicht und hält ihnen ihr Unrecht vor. Die Gemeinde kommt allmälig wieder zurecht, aber des Pfarrers Kraft war geschädigt, sein Glück getrübt und er ist niemals wieder ins Amt getreten. — Wie oft mag sich Aehnliches begeben, wenn es auch selten bis zu so starken Maßregeln des Kirchenregiments kommt. Nicht blos die geistliche Amtsführung, eine Predigt, welche eine Lieblingssünde der Gemeinde unter das Licht des Wortes stellt, eine Leichenrede, die begehrt wurde, die mit der Andeutung: es lasse sich von dem Christenwandel des Verstorbenen doch eigentlich nichts Rühmliches sagen, lieber abgelehnt worden wäre und die nun es mit Bedauern ausspricht, daß der Verstorbene sich von Gottes Wort und Sacrament ferne gehalten, die Versagung der ehrlichen Hochzeit, — nicht solche Dinge sind es allein, welche einen Riß machen zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde. Die Verpachtung des Pfarrguts, der Neubau des Pfarrhauses, die Anstellung einer Hebamme u. dgl. vermag es schon, die gesegnete Wirksamkeit des Pfarrers für immer zu untergraben. In neuerer Zeit hat sich durch die Einführung neuer Kirchenverfassungen jene Anfechtung häufig wiederholt, die einst Paulus Gerhardt empfand: der Zwiespalt zwischen dem wohlgemeinten Willen der kirchlichen Obrigkeit und dem Gewissen

des Geistlichen. Ich beklage es für mein Theil tief, daß Geistliche von Lutherscher Gläubigkeit der Verfassung für ihre Stellung in der Kirche eine Bedeutung beilegen, die sie grade nach Lutherscher Lehre nicht hat. Eine Verfassung muß da sein und man hat mit Recht nach einer solchen verlangt, durch welche endlich die deutsch-evangelische Kirche aus der unwürdigen und täglich unerträglicher werdenden Verflechtung in den Mechanismus staatlicher Gewalten befreit und die evangelische Kraft der Laien zur frischen Thätigkeit entbunden würde, nach einer Verfassung, die dem Staate gegenüber der Kirche Selbständigkeit gebe, ohne das Zusammenwirken der Kirche und des Staats aufzuheben, die der Unkirchlichkeit gegenüber, wo es um die Wahl zum Kirchendienst sich handelt, auf der Wahl stünde, ohne die Milde des Evangeliums gegen Suchende auszuschließen. Aber die Verfassung ist nicht alles, nicht das Erste. Unter welch jammervoller Kirchenverfassung ist das Reich Gottes fortgeschritten! Die Predigt des Worts, die Verwaltung der Heiligthümer, die Seelsorge, das sind die Brunnen des Gemeindelebens. Mein Rath an die Lutherischen Freunde war immer: stellt euch auf den Paragraphen, der das Bekenntniß der Kirche verbürgt, dann laßt den Fall erst kommen, da man euch die bekenntnißmäßige Verwaltung eures Amts hindern will! Bleibt bei der Gemeinde, arbeitet fort wie bisher, und sehet, ob es eine Gewalt der Welt giebt, die euch den Mund des Zeugnisses stopfen kann! Leider haben manche treueste Geistliche sich der Renitenz ergeben. Indeß, wie sehr ich's als einen Irrthum in der Auffassung der kirchlichen Dinge beklagen muß, der Gewissensernst ist zu achten und die Anfechtung, die ihnen daraus entstanden, geht zu Herzen. Dort find' ich den Freund im Pfarrhause, das einst mit so reichem, glücklichem Leben gefüllt war. Die Pfarre

könnte landschaftlich kaum schöner gelegen sein. In den lieblichsten Thälern an frischen Bächen breiten sich die wohlhabenden Bauernhöfe aus, jeder für sich allein, mitten in den Wiesen und Feldern, die dazu gehören. Die Gemeinde war kirchlich. Zwischen dem Pfarrer und seinen Pfarrkindern war das Verhältniß gut. Das Pfarrhaus selbst, nach der Straße hin ganz im grünen Kleide der Reben, auf der Rückseite in einen Garten mit wunderschöner uralter Linde geöffnet, unter der man ins Wiesenthal und nach den Wäldern schaut. Welch liebliche Ansiedelung und wie wohl hat sich die zahlreiche Familie seit Jahrzehnten in ihr gefühlt! Und nun muß das Haus verlassen werden! Es ist ein wehmüthiger Trost, daß der Patron der Pfarrfamilie auf dem leerstehenden Schlosse über dem Flecken Wohnung und Betsaal zugerüstet hat — aus der großen Gemeinde, die dem Pfarrer einst ganz gehörte, sammelt er sich ein Häuflein heraus — welche Verwirrung! Und doch ist dieser Freund noch besser daran, als jener, der ein Vierteljahrhundert unter seinen Bauern gewirkt hat, ein ächter Volksmann, tapfer auf der Kanzel, hilfreich im Leben, und der das Pfarrhaus verlassen muß, um eine Zeit lang von einer kleinen Miethswohnung aus die ihm Treugebliebenen zu bedienen, dann aber Haus und Heimath zu verlassen und in einem fremden Lande sich die Arbeit für Gottes Reich zu suchen. — Und endlich die Anfechtung, welche doch wohl die schwerste von allen ist: Erfolglosigkeit im Amte, die nagende Pein: ich arbeite vergeblich und bringe meine Zeit unnütz zu, denn die Verheißung, daß das Wort Gottes nicht leer zurückkomme, hat sich an meiner Predigt nicht erfüllt. Der Geist wehet, wo er will, und der angefochtenen Seele des Geistlichen will es fast scheinen, als wehe er willkürlich. Warum hab' ich in der früheren Gemeinde Segen gehabt, den ich in dieser Gemeinde bei Anwendung derselben Mittel ent-

behre? Oder warum kommen die Leute aus den Nachbargemeinden, ja viele Stunden weit, um meine Predigt zu hören, und meine lieben Pfarrkinder sehen die Einwandernden erstaunt an und verstehen nicht, daß diese einen so weiten Weg machen, um das zu hören, was ihnen selbst kaum ein paar Schritte werth ist? Und schwerer noch scheint die Anfechtung zu tragen, wenn der Geistliche in derselben Gemeinde bleibt, und er muß der Abnahme seiner Wirksamkeit mit eigenen Augen zusehen. Er hat nun schon ein Vierteljahrhundert in der Gemeinde getauft, eingesegnet, getraut und ist mit ihr so innig zusammen gewachsen, er glaubte, sie in seiner Hirtenhand zu haben, und nun muß er den Einfluß der neuen Zeit verspüren und erleben, daß die Wirkung eines treuen Geistlichen der Gegenwirkung der Welt nicht gewachsen ist, die Kirche wird leerer und das ganze Leben gewinnt andere Gestalt. Es ist rührend, wie ein solcher Geistlicher, der keinen Erfolg sieht, alles benutzt, den Herzen mit dem Worte näher zu kommen. Er besucht die Leute, er nimmt an ihren irdischen Angelegenheiten Theil, er ist zu jeder Gefälligkeit bereit, Taufe, Trauung, Sterbefälle, Freude und Trübsal, sie bieten ihm Anlaß, die Pfarrkinder zu besuchen, wie freut er sich, nur dann und wann ein Echo auf seine Predigt zu hören; wo ein Saatkorn aufgeht, ist er da, um es zu begießen, wo ein Herz brennt, sucht er den Brand zu schüren, jede Gelegenheit benutzt er, Gottes Wort zu verkünden. Und doch — das Leben kommt nicht. Die Gedanken verklagen und entschuldigen sich. Du hast die erste Liebe verlassen, sagt er sich jetzt, und dann wieder: zwar nicht mehr mit dem jugendlichen Feuer, aber mit der nachhaltigen Gluth eines gereiften Glaubens betreib' ich noch meine Arbeit. Die leere Kirche hält ihn nicht von der sorgfältigsten Vorbereitung zur Predigt ab. Nur desto treuer! Aber wenn am Sonnabend der Sonntag eingeläutet wird,

kommt Bangigkeit über ihn. Er tritt auf die Kanzel — eisiger Hauch weht ihm aus den leeren Räumen entgegen. Er hat die Sonntagsarbeit hinter sich. Schon schallt der Lärm der Lust durch's Dorf. Er nimmt Weib und Kind und geht hinaus in Feld und Wald. Er weint bitterlich, und wenn er Abends heim kommt, beugt er seine Kniee und ruft immer aufs Neue: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! —

Gott läßt seinen Knecht nicht ohne Trost. Außer dem unmittelbaren Zuspruch, den er durch sein Wort und seinen Geist dem Betenden und Ringenden gewährt, schenkt er ihm — gute Freunde und getreue Nachbarn! Es sollen doch um der guten Freunde willen die getreuen Nachbarn nicht verachtet werden! Es ist wahr: im Pfarrhaus überm Berg weht ein andrer Geist als in dem eigenen. Der Pfarrer fängt eben an, unter dem belebenden Hauche der neuern gläubigen Theologie sich aus seinem gemüthlichen Rationalismus zur tiefern Auffassung des Christenthums zu entfalten. Die Pfarrerin, eines höhern Beamten Tochter, hat aus dem väterlichen Hause die Anschauung mitgebracht, der Pfarrer sei auch so etwas wie ein höherer Beamter. Aber das Hinüber- und Herüberwandern von Pfarrhaus zu Pfarrhaus über den Berg bringt seinen Segen. Die Leute strengkirchlicher Richtung lernen, wie viel rechtschaffenes Leben auch unter andrer Gestalt, als sie ihrem Leben zu geben suchen, vorhanden ist, und die Nachbarn finden Geschmack an dem pietistischen Pfarrhaus, denn es geht doch recht herzensfröhlich in ihm zu. Und die Tage bleiben nicht aus, wo aus dem gesellschaftlichen Verkehr eine treue wechselseitige Hilfe erwächst. Mehr aber als solche getreue Nachbarn bedeuten für das Leben im Pfarrhaus die guten Freunde. Rechte Freundschaft pflegt freilich im jugendlichen Alter am besten sich zu gestalten. Die

wechselseitige Anziehung, die in den Tagen des vollen und offnen Gemüthes sich so viel leichter vollzieht, als wenn die kalte, beobachtende Klugheit des reiferen Alters sich erst eingestellt hat, die tägliche Erwärmung des Bundes durch die erneuerte Theilnahme an den gemeinsamen höchsten Angelegenheiten des Menschen, die opferwillige Hingabe des Einen für den Anderen, wenn nicht in großen Entscheidungen, doch in all den kleinen und doch großen Dingen, an denen sich ein Menschenherz von Gott erziehen läßt, das macht die Freundschaft. Und wenn die Freunde von Jugend auf sich treu geblieben, das studentische Leben und die Candidatenzeit mit einander verlebt, bei Trauung und Taufe einander nahe gestanden, sich gegenseitig völlig kennen und nun gar noch das Glück haben, nahe bei einander zu wohnen — welch liebliches Loos! Aber gerade im Pfarrerleben kann sich aus treuer Nachbarschaft auch im Mannesalter noch gute Freundschaft entwickeln. Wenn die Geschichte des deutschen Geisteslebens unleugbar nachweist, daß die schöpferischen Zeiten die keimkräftigen Männer, in denen die Zeit sich darstellte, in Freundschaft verbanden, daß in den Tagen der Reformation, des Pietismus, der klassischen Literatur, der Romantik, der Befreiungskriege durch die Gemeinschaft des geistigen Lebens die schönsten Freundschaften sich schlossen, so leben auch wir in einer Zeit kirchlicher, staatlicher, gesellschaftlicher Neugeburt. Und wenn die benachbarten Pfarrer von den kräftigen Irrthümern der Zeit unheimlich angemuthet werden, aber zugleich mit den kräftigen Wahrheiten der Zeit lebendige Fühlung haben, wenn sie ernst sich miteinander besprechen, wie sie in der Gemeinde gegen den Irrthum für die Wahrheit in Wort und That zeugen wollen, wenn in diese höchsten Dinge des Gottesreiches das häusliche Leben erquickend hineinwirkt, da zündet sich Geist am Geist und schließt sich Herz und Herz an-

einander. Dann wird's neu empfunden, was die Alten gesungen haben: „Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht nichts ihm an, als daß er Treu' erzeigen und Freundschaft halten kann.“ Der Dichter muß noch kommen, der uns das tiefe, sanfte Entzücken solcher Freundschaft im Pfarrleben beschreibt. Die Braut kann den Bräutigam kaum mit lieblicherer Gluth der Sehnsucht erwarten, als die ganze Pfarrfamilie, Mann, Weib und Kind, die ganze befreundete Pfarrfamilie erwartet — zum Geburtstag, am dritten Feiertag, durch den bereiften Wald oder durch Laubgrün, über das schneeige Gefild oder durch das über den Häuptern zusammenschlagende Korn. Das Mahl, das lange gewartet, wird in nicht endenden Scherzreden bewundert, jedes Neue in der Einrichtung des Zimmers, in der Bibliothek wird gezeigt und betrachtet, der Garten wird besucht, ein Gang ums Dorf gemacht und auf jedem Schritt und Tritt theilt sich das innerste Leben warm und freundlich mit. Es kommt wohl dem Pfarrer, wenn er bei schlechtem Wetter den weiten Weg allein macht, die Frage der Enttäuschung entgegen: „Deine Frau ist nicht mitgekommen?“ und er muß darüber so viel Klage hören, daß er sich bereit zeigt, selbst wieder wegzugehen, wenn er nicht willkommen sei — dann aber bricht die Klage ab und auch mit dem Manne allein wird herzlich fürlieb genommen. Und wenn Leid im Hause einkehrt, wenn Krankheit, lange sich hinziehende, Sorge macht — wie gesegnet sind dann die Schritte der Freunde, die noch Abends spät sich aufmachen, die gedrückten Freunde überraschen, am Abend und Morgen ihr Leid mit ihnen durchsprechen und dann heimwärts kehren in der Hoffnung, daß Gott Gesundheit und Kraft zur Arbeit wieder schenken werde! Und diese Besuche zum Uebernachten, dies ruhige Beisammenbleiben, dies völlige Sichaussprechen, dies Sicheinleben in das Gesammtleben des Freundeshauses

— welch eine Erquickung! Es ist Zeit, daß ich aufhöre. Gott grüß' euch, ihr Freunde und Freundinnen alle in den Pfarrhäusern, Gott vergelt' euch alle eure Liebe, Gott halt' uns zusammen in Anfechtung und Sieg, in Arbeit und Frucht und segne Kind und Kindeskind, damit es auch künftigen Zeiten nicht am frommen und frohen Pfarrhausleben fehle!

---

4. Der Pfarrer, das Pfarrhaus und die Gemeinde.

Die Bedeutung, welche das Pfarrhaus für die Gemeinde hat, liegt vor allem am Pfarrer. Wenn er eine Persönlichkeit ist, von der personbildenden Kraft des heiligen Geistes personiert, ein ganzer Mann in Christo, dann wird er die Wirkung auf seine Gemeinde üben, die von einem Manne, der weiß, was er will, und will, was er weiß, überall ausgeht und die dem Manne besonders, der weiß, an wen er glaubt, und will, daß den Seelen der Menschen geholfen werde, von dem Munde der Treue und Wahrhaftigkeit verheißen ist. Man hat gesagt: die Zeit, da einzelne Geister königlich die Masse bewegten, sei vorüber. Auf dem Gebiete des Staats komme der gemäßigte Durchschnitt der Meinung durch die Wege der Verfassung zu seinem Ausdruck. An die Stelle der wenigen Gewaltigen, welche einst als Philosophen die geistigen Führer des Volks gewesen oder als Dichter ihr ganzes Geschlecht bezaubert, seien die unzähligen fleißigen Schriftsteller getreten, die jeden Abend und Morgen den begierigen Lesern die geistige Nahrung durch die Tagespresse zuführten. Und mit dem Einfluß der Geistlichen sei es nun gar vorbei, der Kirchengemeinderath werde sie beaufsichtigen, daß sie ihre hierarchischen Gelüste nicht zur Geltung bringen können, und

im Nothfall trete die ganze Gemeinde aus und lasse den Mann auf seinem überwundenen Standpunkt allein. Das hat alles gute Wege. Was die Politik betrifft, so beweisen Bismarck und Lasalle, daß sich die Menge noch immer von einem Einzigen fassen und bewegen läßt, wenn er der Mann darnach ist. Ich zweifle nicht, daß auch unser Geschlecht einem Dichter mit wonneberauschter Hingebung lauschen würde, wenn nur erst einmal wieder Einer eines Hauptes Länge über alle hervorragte. So ist mir auch um den Einfluß der Geistlichen nicht bange. Hierarchische Gelüste haben die evangelischen Pfarrer nicht. Und sollte die Gemeinde in demokratischem Gelüste dem Pfarrer auch allen Amtsnimbus zu nehmen trachten — die Laien werden zugeben müssen, daß doch auch der Geistliche wenigstens Laie ist und die Geistlichen wissen, was der Laienstand des Gottesmenschen in Christo bedeutet. Mag sonst in den Augen der Gemeinde das Amt den Mann getragen haben, heute weiß sich zwar der Pfarrer in der tiefen Stille seines Bewußtseins noch immer von dem Amte, von der Berufung durch seinen himmlischen König, getragen, aber er weiß auch, daß vor den Leuten der Mann das Amt tragen muß. Und diese Kraft, mit welcher der Mann das Amt trägt, dieser Thatbeweis für die Güte der Sache, die er vertritt, das ist dasselbe Ding, das auch der Laie haben kann, das aber mit dem Gefühl der Berufung von dem Herrn der Kirche vereint eine besondere Kraft hat, es ist der Glaube, es ist des Glaubens unveräußerliches Recht und unwiderstehlicher Drang, die Person für die Ueberzeugung einzusetzen. Die Tiefe dieser Ueberzeugung, das Zeugniß, das der heilige Geist unserm Geiste giebt und das unser Geist nicht in sich zu verschließen vermag, die charaktervolle Einheit der christlichen Persönlichkeit, nach welcher Glaube und Wort, Wort und That zusammenstimmen als ein

volles Leben, das nicht mehr von der Willkür des Menschen, sondern von dem Willen der ewigen Liebe bewegt wird, das ist der heilige Quell, aus welchem unsre evangelische Kirche neugeboren ward, und aus welchem sie auch in unsern Tagen ihre Lebensfreudigkeit schöpft. Wir sollten in diesen Tagen vielleicht weniger von der Lutherschen Lehre sprechen und mehr Luther's Glaubensmuth uns erbitten, damit wir nicht an dem Fortgang des Reiches Gottes verzagten, wenn äußere Stützen der Kirche brechen. Luther saß im Sommer 1530 auf der Feste Koburg, während die Freunde in Augsburg Verantwortung ihres Glaubens gaben. Melanchthon hatte geklagt. „Dich ängstet," antwortet ihm Luther, „daß du nicht begreifen kannst, wie die Sach' ein End' und Ausgang nehmen werde. Aber wenn du es begreifen könntest, wollt' ich nicht gern dieser Sach' theilhaftig oder verwandt, viel weniger ein Hauptsächer sein. Gott hat den Ausgang dieser Sach' an einen Ort gestellt, davon man weder in deiner Rhetorika noch Philosophia etwas findet, und heißt Fides. An diesem Ort stehn alle Ding, so unsichtbar sind und nicht scheinen; und wenn sich jemand unterstehen wöllt (wie du thust), solche Ding sichtbar und begreiflich zu machen, würde er keinen andern Lohn davon bringen, dann Sorg' und Angst, wie dir dann auch geschieht, daß wir dir doch (wiewohl vergebens) gewehret und widerrathen haben." Und mächtiger noch klingt das Wort, das bald darauf der muthige Luther dem gleichfalls muthigen Kanzler Brück schreibt: „Ich hab' neulich zwei Wunder gesehen: das erste, da ich zum Fenster hinaus sahe, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes, und sahe doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch' Gewölb gesetzt hatte; noch fällt der Himmel nicht ein, und stehet auch solch' Gewölb noch fest. Nu sind etliche, die suchen solche Pfeiler, und wollten

sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursachen, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselbigen sehen könnten, so stünde der Himmel feste. — Das ander, ich sah auch große dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie möchten einem großen Meer zu vergleichen sein; und sahe doch keinen Boden, darauf sie rugeten oder fußeten, noch keine Kufen, darein sie gefasset wären; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern grüßeten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie fürüber waren, leuchtet herfür beide, der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen." Dieser Glaube Luther's, der keine sichtbaren Pfeiler und Bogen braucht, um die Hoffnung zu haben, daß die Kirche Gottes nicht einstürzt, ist die Kraft, aus welcher auch in unsern Tagen die Einwirkung des Geistlichen auf die Gemeinde kommt. Und von allen Einwirkungen, deren er fähig ist, bleibt diese doch die tiefste und sicherste, welche aus Glauben zum Glauben, unmittelbar vom Gemüth zum Gemüth, vom Geist zum Geiste, vom Gewissen zum Gewissen den Weg findet. Wir können die Gemeinde das Rauschen des Geistes hören lassen, welches durch die Jahrhunderte geht, und sie fragen, ob sie denn kleiner sein wolle als die Apostel, Märtyrer und Reformatoren, die vor uns gewesen. Aber das Geschlecht dieser Zeit erweist sich oft so eintägig, daß es auf die Stimme der Geschichte nicht hört. Wir können daran erinnern, daß mit dem Glauben eines Volks seine Sittlichkeit und seine Sitte, sein Halt und seine Stärke dahin ist, aber auf ein Geschlecht, das ohne Beachtung des großen Zusammenhangs im Volksleben nur auf sein nächstes Bedürfniß sieht, wird solche Mahnung wenig Eindruck machen. Wir können sagen, daß

in dieser Zeit des Kampfes zwischen den Geistern Parteibildung nöthig sei und den Parteigeist wecken und nähren, aber für das innerste Leben des Menschen, wie es vor dem Angesichte Gottes sich offenbart, ist damit nichts gewonnen. Aber wenn wir im Glauben stehen und im Glauben reden, wenn wir den Ton anschlagen: auch mir war einst wie dir zu Muth, elend und jämmerlich, arm, blind und bloß, doch mir ist Barmherzigkeit erfahren, dann ist Hoffnung, daß der Ton in dem Gemüthe des Hörers sympathisch anklingt. Das Zeugniß der Apostel, das durch Martin Luther erneuert ward, soll auch in unsern Tagen erschallen: wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht sagen sollten, was wir gesehen und gehört haben. Das Zeugniß, welches ein Nachklang aus Luther's Tagen in Deutschland seit hundert Jahren neu erklingt, das Zeugniß persönlicher Erfahrung von der Gnade mitten in den Stimmen des Unglaubens, wie es Claudius gegeben: „Wer nicht an Ihn glauben will, der mag zusehen, wie er ohne Ihn rathen kann" — und Novalis: „Wenn alle untreu werden, so bleib' ich dir doch doch treu", das soll in deutscher Zunge vor deutschem Volk auch heute gehört werden. Nicht als ob wir beim Zusammenbrechen äußerer Gestaltung uns quietistisch ins verborgene Leben vor Gott zurückziehen wollten, wir halten dafür, daß der Glaube die Welt überwinden, der Sauerteig die Masse durchsäuern, das Evangelium das gesammte Leben heiligen soll. Aber auch das ist unsre Ueberzeugung, daß die Wirksamkeit des Geistlichen um so peripherischer wird, je centraler sie ist, daß aus der Tiefe des verborgenen Lebens der erfrischende Born ins Gemeindeleben sich ergießen muß. Wie vieles die Zeit im Leben des Pfarrers umgestaltet hat — Eins ist dasselbe geblieben, ist nur deutlicher herausgetreten: die Kraft des Geistlichen liegt in der Stärke seiner christlichen Persönlich-

keit. Man mag ihm wehren, wie viel man kann: unbenommen bleibt dem Geistlichen zunächst das Laienrecht, seines Glaubens zu leben, und sodann die Amtsverheißung, daß der Herr den Seinen Mund und Weisheit, Segen und Sieg geben wird. Wir brauchen Männer in Christo.

Männer in Christo — Gott hat sie uns seit der Erneuerung des religiösen Lebens vor, in und nach den Befreiungskriegen in großer Zahl gegeben. Die Reihe der Lebensbilder, an denen ich die Entfaltung des evangelischen Pfarrhauses in den Ländern deutscher Zunge gezeigt, schließt mit dem Schaffhäuser Spleiß. Den Unbekannteren hab' ich gewählt, um nicht allzu Bekanntes zu wiederholen. Aber wenn das Auge über die abgelaufenen Dreiviertel des Jahrhunderts und über das weite deutsche Land hinschweift, welche Männer sieht es überall aus der Gemeinde als ihre Führer hervorragen! Männer in Christo, Charaktere, Persönlichkeiten von reicher Eigenart. Eine Erinnerung an diese Wolke von Zeugen muß wie Thau sein, der uns im heißen Streite Erquickung träuft. Die Ehrfurcht blickt vor allem nach der Stätte hin, von welcher die Reformation der Kirche ausgegangen, nach Wittenberg. Ein halbes Jahrhundert wirkte dort Heubner, in manchem Betracht ein Mann der alten Zeit, denn wie er zeitlebens aus kindlicher Gesinnung einen Leibrock seines Vaters unter dem Talar trug, so erschien seine Theologie im abgetragenen Gewande. Gegen Schleiermacher und Hegel gleich abwehrend, erwärmte er sich das Herz an Luther und Zinzendorf. Sein Wittenberg verließ er nicht und mit der Gemeinde wuchs er ganz und gar zusammen. Ein eben Heimgegangener, auch ein Mann in Christo von der Fußsohle bis zum Scheitel, unter allen theologischen Persönlichkeiten unserer Zeit fast die ausgeprägteste, Tholuck,

sagt von Heubner: „Keine theologische Persönlichkeit haben wir in dem beschränkten Umkreise unserer Lebenserfahrungen kennen lernen, welcher eine so allgemeine und unbedingte Verehrung von allen Altern und Ständen, von den Freunden und selbst von den Gegnern, die ihn fürchteten, zu Theil geworden wäre als die Heubner'sche. Bürger, Beamte und Militärs, Candidaten und Prediger, Kinder, Männer und Frauen, wenn sie auf den Straßen Wittenbergs oder auf seinen häufigen Spaziergängen ihm begegneten, keinen sah man an ihm vorübergehen, in dessen Begrüßung nicht schon der Ausdruck der Ehrerbietung zu erkennen gewesen wäre. — Er war ein Mann des Gebets, ein Mann rücksichtslosester Selbstverleugnung, der in keiner Hinsicht sich selbst, sondern allein die Sache seines Gottes suchte. Ist jemals einer gewesen, bei dem die Stimme des Gewissens den unbedingtesten Gehorsam fand, so war es der Verewigte. Wie unverrückt ihm selbst die Gegenwart Gottes vor Augen stand, so kam ein Gefühl derselben über jeden, der sich in seiner Nähe befand. Kein Wunder, wenn ein solcher Mann denn auch unter seinen Candidaten, unter seinen Mitbürgern als ein wandelndes Gewissen umherging." — Eins der denkwürdigsten Blätter aus der Geschichte deutscher Städte in den Befreiungskriegen ist jenes, auf welchem Wittenbergs Noth im Jahre 1813 und das vereinte trostreiche Wirken der beiden Diakonen Heubner und Nitzsch verzeichnet steht. Wir haben die Predigten, welche die beiden damals gehalten und in dieser Sammlung die ältesten Zeugnisse des unvergleichlichen Mannes, der, anders als Heubner von der sächsischen Scholle gelöst, über Bonn nach Berlin kam und die mannigfaltigsten Gaben und Kenntnisse, Berufe und Erfahrungen in einer wunderbar harmonischen Persönlichkeit vereinigte. Das Bild des Mannes, wie es uns Beyschlag's geschickte Hand zu großem

Danke gezeichnet hat, ist einzig in seiner Art. Die gelehrte sächsische Theologie, welche auch von den heidnischen Rednern für die Kanzel zu lernen versteht, erweist sich doch nicht spröde gegen den Hauch der Erneuerung, der von Schleiermacher ausgeht. Altlutherische Tradition lernt gerne von dem reformierten Gemeindeleben am Rhein. Und wenn man den Mann ansieht, wie er mit Wissen gefüllt doch von der Liebe sich zum Dienst der Gemeinde leiten läßt, so gewinnt man den Eindruck, daß sein Thun immer den mannigfaltigen Dienst, dessen die Kirche bedarf, vereinigen müsse: Unterweisung der jungen Theologen vom Katheder und Erbauung der Gemeinde von der Kanzel, Regiment der Kirche und eigenthümliche Seelenpflege. Und welch ein Pfarrhaus war sein Haus! Ein Spener des neunzehnten Jahrhunderts durch die Verbindung von Gelehrsamkeit und praktischem Thun, durch das heilige Maß seines Urtheils und die ächte Salbung seines Wandels ist er ein Spalding gewesen als ehrwürdiger und vielgeliebter Familienvater in dem Hause Spener's und Spalding's, in dem Einen doch größer als die beiden, daß er durch seine mannhafte Liebe für das Vaterland sowohl die Enge des Spener'schen Standpunktes als die Enge der Spalding'schen Zeit durchbrach. „Ich kann nicht mehr sehen, nicht mehr hören, nicht mehr arbeiten, nur noch lieben", das war die Stimmung, in welcher er hinüberging. — Und wie wir des Wittenbergers nicht vergessen, der nach dem Rheine gezogen, so gedenken wir des Rheinländers, den Gott nach Wittenberg geführt. Eine große, hagere Prophetengestalt, steht er vor uns: — Sander, Luther ähnlich in seinem unerbittlichen Kampf gegen Rom, von ihm verschieden durch die apokalyptische Apokaradokia, jenes Emporheben des Hauptes nach der Offenbarung der letzten Dinge, ein Zeuge des Evangeliums voll Muth und Gluth! Und ehe wir

das Lutherland verlassen — einen Blick nach der Wiege Luther's, in deren Nähe Rudolf Stier seine Grabesruhe gefunden, ein schriftgelehrter Pfarrer, wie wir keinen zweiten haben, in dem Widerwillen gegen alle gelehrte Zunft voll Tiefblicks und anregender Kraft! Wir schauen nach Norden. Mit manchem Lutherzug tritt uns jener Mann des Nordelblandes entgegen, Claus Harms, auch er ein Mann aus einem Guß. Aus seinem Volk hervorgewachsen und seinem Volksthum bis zur Mundart und Spruchweisheit ergeben und doch nicht unempfänglich für den Anhauch von allerlei geistigem und poetischem Leben, der von fernher kam, durch Schleiermacher's „Reden über die Religion" ein- für allemal vom Rationalismus geheilt und doch ganz anders als Schleiermacher nachher Luther'scher Realist, durch die Thesen von 1817 eine Geißel des Zeitgeistes, bewundert viel und viel gescholten, ein weitberühmter Mann, aber bis an sein Ende der Heimath treu, endlich auch er wie Nitzsch, nur noch tiefer, in den Kampf gezogen, ein Mann des Vaterlandes, der es für christlich gut hielt, auch vor Königen des Volkes Recht zu vertheidigen. — Gehen wir von Kiel nach Hamburg — in einer Zeit, wo dort jede Pfarrwahl ein Kampf zwischen den Gläubigen und Rationalisten, aber fast immer ein Sieg der Rationalisten war, wirkt in der Vorstadt St. Georg J. W. Rautenberg, ein unerschrockener Kämpfer gegen die herrschenden Gewalten des Unglaubens und Halbglaubens. Er wächst von Jahr zu Jahr tiefer in das Vertrauen der Leute hinein; durch ein riesiges Kirchspiel in seiner Zeit in Anspruch genommen, ist er doch freundlich bereit, jedem Brautpaar, das ihn darum bittet, einen selbstgedichteten Spruch in die Bibel zu schreiben; wenn er im langen enganschließenden Hamburger Amtskleid, mit dem weißen, fast burschenschaftlichen Kragen über die Straße geht, wird er von den Alten

freundlich begrüßt, von den Kindern bei der Hand gefaßt. Wie viel Herzensnoth ging in sein Haus ein, wie viel Herzenstrost ging von ihm aus, und in wie vielen Herzen steht noch heute das Zeugniß geschrieben, daß er ein treuer Knecht Gottes gewesen! — Und in der Hansestadt an der Weser, wie mancher Zeuge Christi in diesem Jahrhundert! Neben dem theologisch bedeutendsten, Menken, der ursprünglichste: Friedrich Mallet. Das Wort des Herrn: Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von deß Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen, mir war es vorher nie so klar geworden, als da ich einst bei Gelegenheit einer großen kirchlichen Versammlung, die eine Fahrt nach Bremerhafen machte, Mallet in der dortigen Kirche, in die wir, Hunderte von Geistlichen und Laien, eingetreten waren, plötzlich auftreten sah und eine Rede halten hörte, in welcher er das Wort: wir sind im Hafen, nach seinen erschütternden und entzückenden Seiten uns auslegte. Von frischer und saftiger Unmittelbarkeit des Worts in Rede und Schrift, ein muthiger Streiter des Glaubens gegen den Unglauben und Vertreter der Kirche gegen den Staat, herzlich und witzig, ein liebenswürdiger Hausvater, der zugleich die Pfarrkinder wie seine Kinder ansah, — so steht sein Bild als eines reichgesegneten Gottesknechts in der Erinnerung der Gemeinde. — Indem wir uns ostwärts nach der Hauptstadt Preußens wenden, widmen wir im Hannoverschen Lande Spitta eine dankbare Erinnerung. Einer der vielen Söhne der aus Frankreich nach Deutschland eingewanderten vertriebenen Evangelischen, die Deutschlands Gastfreundschaft durch Eingehen in deutsche Art reichlich vergolten haben, ist er den evangelischen Deutschen, namentlich im Norden des Vaterlandes, weit über seine Gemeinde hinaus durch seine geistlichen Lieder zum Segen geworden. Mit der dichterischen

Ader verband er verständiges Wesen. Was aber nach seinem Heimgang die Freunde an ihm rühmten, war vor allem die Persönlichkeit. „Die Lieder seiner Harfe," schreibt Petri, „wie die Predigten seiner Kanzel, das seelsorgerische Dienen wie das ephorale Regieren — alles war der ungekünstelte Ausdruck und Abdruck seiner Persönlichkeit, nichts ein nur auswendiges, von ihm selbst abgelöstes Thun: alles war getragen von der lieblichsten Harmonie seines innern und äußern Menschen, nichts eine angenommene Geberde. Der Friede und die Einfalt eines Kindes Gottes — Anspruchslosigkeit, Liebe, große Geduld und Sanftmuth unter Menschen in und außer dem Amte waren Grundzüge seiner Seele; und sie gaben auch dem leiblichen Menschen das Gepräge und seiner ganzen Erscheinung die herzgewinnende Macht. Dem entsprach auch der Segen, womit Gott diesen Lehrer schmückte. Er war nicht gemacht zu den lauten Kämpfen und Schlachten mit den offenen Feinden des Reiches Christi, noch wirkte er gewaltig, aufregend und zündend unter den Gleichgültigen und Laien: es rauschte und brauste nirgends, wo er ging und stand. Sein Wirken war still und ruhig; einfältig säen, in Geduld begießen und pflegen; tragen, erhalten, binden, das Kleine ansehen, das Geringe ehren und nicht bald etwas, Person oder Sache verwerfen, das war seine Art und sein gesegnetes Thun." — Wenn in Berlin, der kirchenärmsten Stadt der Welt, mit der Zunahme der Bevölkerung die Wirkung des evangelischen Zeugnisses nicht gleichen Schritt gehalten hat — den Geistlichen darf die Schuld kaum zugemessen werden. Es sei nur an eine Reihe heimgegangener Männer der letzten Jahrzehnte erinnert. Da ist Jänicke in der böhmischen Gemeinde, der Mann des Gebets und der Mission; da ist Goßner, den die römische Kirche ausgetrieben, für die evangelische Salz

und Licht; da ist Theremin, der nur den Ertrag tiefster Betrachtung vor die Gemeinde brachte und den gediegensten Glaubensgehalt in klassische Redeform zu gießen verstand; da ist Strauß, der die Erweckungspredigt aus dem Wupperthal in die Hauptstadt verpflanzte und die Gluth jugendlicher Begeisterung für das Amt, das die Versöhnung predigt, bis in das späteste Alter bewahrte; da ist Otto von Gerlach, der seine eigenthümlichste Wirksamkeit nicht auf der Kanzel und in der Gemeinde des Doms hatte, sondern auf der Kanzel und in der Gemeinde und nicht am wenigsten im Pfarrhaus der Voigtländischen Elisabethgemeinde, aber weithin im Lande ein Segen ward durch das Vorbild, welches er für kirchliche Armenpflege gab, und durch die Auslegung der Schrift, mit welcher er Tausende von Pfarrhäusern segnete; da ist Snethlage, der ruhige, verständige, muthige Mann, der die Erfahrungen aus dem Dienst im Westen und Osten der Kirche, kirchenregimentliches und pastorales Geschick, die Seelsorge am Krankenbette Friedrich's Wilhelm IV. und die Seelsorge am Krankenbette der Geringsten in der Gemeinde mit gleicher Hingabe betrieb; da ist Hoffmann, der Würtemberger, der aus dem väterlichen Hause, aus dem schwäbischen Pietismus, aus dem Dienst der Basler Mission jenen unverwüstlichen Trieb nach Gestaltung des kirchlichen Lebens in den preußischen Kirchendienst mitbrachte, ein Mann von vielumfassendem Wissen, weit tragendem Blick, tiefer Anschauung und dabei ohne Falsch wie ein Kind; da ist Bachmann, der letzte unter den Heimgegangenen, bis in sein hohes Alter voll Jugendfeuers der ersten Liebe, ein sorgfältiger Forscher in der erbaulichen Literatur und eben so sorgfältiger Förderer der Erbauung seiner Gemeinde. Auch F. W. Krummacher soll unvergessen sein, eine Zeit lang auf Schleiermacher's Kanzel, wie dieser Theolog aus der reformierten

Kirche hervorgegangen, und doch in seinem Posaunenton und Bilderreichthum wie verschieden von dem feinen Lehrton, in welchem jener die Gemeine zu erbauen verstand! — Wenden wir uns vom Norden nach Süden, so ist's als ob der Herr der Kirche den Kindern Gottes einmal ein rechtes Freudenspiel habe schaffen wollen, indem er vom Niederrhein den Pfarrer Krafft nach Erlangen rief, zwar als reformierten Pfarrer und Professor, aber ins lutherische Bayern, damit er die luthersche Kirche des Landes aus dem Schlafe erwecke. Wir haben den Mann und seine treffliche Pfarrfrau schon als die Freunde von David Spleiß kennen gelernt und auf das Lob schon hingedeutet, welches ihm der Lutheraner Stahl gespendet: daß dieser strenge Bekenner des reformirten Lehrbegriffs der apostolischste Mann gewesen, der ihm in seinem Leben begegnet. „Ohne besondre geistige Gaben und wissenschaftliche Auszeichnung, so schreibt dieser, namentlich ohne große Beweglichkeit und Gewandtheit der Gedanken, aber von großer Stärke und Energie des Willens, von schlichtem Glauben an das Wort Gottes und von einer völligen, sein ganzes Wesen verklärenden Hingebung an dasselbe, ja Identificierung mit demselben — ein wahrhaft apostolischer Charakter — wurde er für die protestantische Landeskirche Bayerns jener Sauerteig des Evangeliums, der den ganzen Teig durchsäuert." Und Thomasius giebt ihm das Zeugniß: „Seine persönliche Erscheinung war eine stille Predigt von der Kraft Gottes, die in ihm wohnte." Hatte das Pfarrhaus, in welchem Krafft mit seiner Frau die Jugendzeit seines Ehestandes verlebte, auf einen Jüngling wie Spleiß jene begeisternde Wirkung geübt, von der wir gehört: was wurde es erst in Erlangen, wo immer neue Geschlechter von Jünglingen in ihm ein- und ausgingen, wo es die Heimstätte innerer und äußerer Mission ward, ein Heerd

zur Erwärmung sehnsüchtiger Herzen! — Und wenn wir aus Bayern mainabwärts fahren, so finden wir im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts in Frankfurt a/M. an der deutsch-reformierten Gemeinde einen Mann lutherischer Herkunft, der, wie die Stadt der Mittelpunkt der hessischen Länder und Nassaus ist, der Mittelpunkt des dortigen Kreises gläubiger Geistlichen und Laien in stiller Entschiedenheit und wohlthuender Wärme des Bekenntnisses und Lebens war, Johann Georg Zimmer. Aus einer Wetterauischen Müllersfamilie stammend, in Homburg vor der Höhe geboren, hatte er zuerst den Beruf des Buchhändlers ergriffen. In Hamburg war Perthes sein Lehrmeister, in Heidelberg hat er zur Zeit, als die Romantiker dort ihr Hauptquartier hatten, als junger Verleger „Des Knaben Wunderhorn" von Clemens Brentano und Achim von Arnim veröffentlicht. Aber wie blühend der Anfang seines Geschäfts- und seines Familienlebens war, die Sehnsucht nach dem geistlichen Amte blieb in ihm lebendig. Der Verleger und Familienvater ward Student und Candidat. In einer Gemeinde der Bergstraße begann er seine Wirksamkeit, in Worms und Lich setzte er sie fort, in Frankfurt a/M. gewann sie ihren reichgesegneten Abschluß. Mit seiner Kanzel wetteiferte sein Haus in Kraft und Segen. Welche Gastfreundschaft übte das kinderreiche Ehepaar! Wo war am Main und Neckar und Lahn ein gläubiger Candidat oder Geistlicher, der in die alte Kaiserstadt kam und nicht mit Freude das reformierte Pfarrhaus betreten hätte! Und wie wohl war in den frommen Versammlungen jener Gegenden der Pfarrer Zimmer bekannt! Keiner der Söhne ist Pfarrer geworden, der Name des einen aber, des Fabrikherrn, ist allen wohlbekannt, die für ein Gotteswerk an die Thüren der Frankfurter Christen klopfen, der Name eines andern steht mit Ehren in den

Reihen derjenigen Buchhändler, die auch in ihrem Geschäft nach dem Reiche Gottes trachten. Und auch in dem Leben der Kindeskinder läßt sich der Erbsegen des Großvaters spüren. — In Baden ist Aloys Henhöfer, der als katholischer Priester die Glaubensgerechtigkeit an seinem Herzen erfahren und in den Dienst der evangelischen Kirche übergetreten, neben andern Zeugen des Evangeliums der originellste gewesen. Die Gabe volksthümlicher Rede und einfältigen Umgangs mit dem Volk, welche katholischen Geistlichen nicht selten eigen ist, hat er mit herübergebracht, ein Mann von großem Glaubensmuth und großer Lebensklugheit durch seine Einfalt, in der Schrift schneidig und praktisch, auf der Kanzel von einer so plastischen und drastischen, ernsten und gemüthlichen Beredsamkeit, daß Einem das Herz lacht und das Gewissen dröhnt. — Und endlich, das Würtemberger Land — welche Posaune blies Ludwig Hofacker, welche Harfe schlug Albert Knapp! Der Nachwuchs aus Bengel's und der andern Väter Saat ist dort so stark, daß ich mich gar nicht in die Aufzählung und Kennzeichnung Einzelner einlassen darf.

Was wir beim Zusammensturz alter Einrichtungen, die einst dem Reiche Gottes dienten, zum Weiterbau dieses Reiches in Deutschland, zur Erweckung der Gemeinde brauchen, sind Persönlichkeiten. Und ich denke, die ebengenannten Namen geben den Eindruck: der Geist Gottes hat sich an der deutschen evangelischen Kirche nicht unbezeugt gelassen. Es sind Namen von Männern, von ganzen Gottesmännern. Wie könnten wir verzagen, wenn wir an die Umwandlung denken, die geschehen ist? Zu Anfang dieses Jahrhunderts schrieb Schleiermacher über eine Versammlung von Geistlichen zu Stolpe: „Mittwoch war die Synodalversammlung der hiesigen Diöcese, und der Probst hatte die Artigkeit, mich dazu einzuladen, damit ging fast der

ganze Tag hin. Das hat mir einmal wehmüthige Empfindungen gemacht! Ach, liebe Freundin, wenn man so unter 35 Geistlichen ist! Ich habe mich noch nicht geschämt, einer zu sein, aber von ganzem Herzen habe ich mich hineingesehnt und hineingedacht in die hoffentlich nicht mehr ferne Zeit, wo das nicht mehr so wird sein können. Erleben werde ich sie nicht; aber könnt' ich irgend etwas beitragen, sie herbeizuführen! Von den offenbar infamen will ich gar nicht reden, auch wollte ich mir gerne gefallen lassen, daß einige dergleichen unter einer solchen Anzahl wären, besonders so lange die Pfarren noch 1000 Thaler eintragen — aber die allgemeine Herabwürdigung, die gänzliche Verschlossenheit für alles Höhere, die ganz niedere sinnliche Denkungsart — sehen Sie, ich war gewiß der Einzige, der in seinem Herzen geseufzt hat: gewiß, denn ich habe so viel angeklopft und versucht, daß ich sicher den zweiten gefunden hätte." Es ist bekannt, wie nach den Befreiungskriegen das geistliche Regen und Ringen gerade am Ostseestrande begann, wie damals erweckte Laien den todten Nationalismus der Geistlichen angriffen und wie heute Laien und Geistliche im Lande zusammenstehen und das Panier des Herrn hochhalten. Fünfzig Jahre, nachdem Schleiermacher in Pommern seinen Seufzer ausgestoßen, war am Rhein und Main ein wunderlicher Krieg, in welchem Tod und Leben rangen. Auf der Sandhofsconferenz nahe bei Frankfurt a/M., von welcher im Jahre 1848 der deutsche Kirchentag ausgegangen, erschienen von Jahr zu Jahr jüngst erweckte Candidaten und junge Pfarrer, wie Schwalben, die den Frühling verkündigten und in der alten Ansiedelung des Glaubens von den Vätern aufs liebreichste willkommen geheißen. Schon drangen die gläubigen Theologen auch in die officiellen Decanatsconferenzen, von denen sonst wohl die Rede ging, daß sie möglichst rasch

ad rem, d. h. zum Mittagsessen zu schreiten pflegten. Eine gewöhnliche Frage, die damals zur Erörterung gestellt zu werden pflegte, war: ob man auch zur Eröffnung der Conferenz beten solle. Ein alter Kirchenrath rieth ernstlich davon ab, denn erstlich sei der Zweck des Gebets die Herstellung der richtigen Stimmung, da aber bei so trefflichen Männern, als die Mitglieder der Conferenz seien, dieselbe ohne Zweifel mitgebracht werde, so sei das Gebet überflüssig, zweitens könne das Gebet in einem Nebenzimmer belauscht werden und die Conferenz in den Geruch der Frömmelei kommen, es sei in diesem Falle das Gebet schädlich. Gleichwohl ward beschlossen zu beten. Wenn dann der Decan einen ältern Geistlichen aufforderte, das Gebet zu sprechen, lehnte es dieser mit der Entschuldigung ab, daß er nicht vorbereitet sei, und die jungen Stürmer, wie sie hießen, die den gefährlichen Antrag gestellt, mußten nun auch die Kosten tragen und beten. Und während so der alte Winter in seiner Schwäche ohnmächtige Schauer körnigen Eises sandte, war ein Kirchenfrühling schon im Aufblühen. Gar nicht ferne von dem Orte, an welchem solch eine Conferenz Statt fand, hatte mitten in den Bewegungen, die seit 1848 das Land umher durchwogten, ein älterer unter den jungen Geistlichen in der Gemeinde eine Erweckung hervorgerufen, die wir jüngeren als ein Zeichen begrüßten, daß aus unserm deutschen Volke noch einmal ein evangelisches Volk werden könne, wenn nur die Kräfte des Evangeliums frisch und froh gebraucht würden. Von schwacher Gesundheit und starker Jesusliebe, hatte er mit seinem lockenden und bittenden Worte die Herzen getroffen. Die bewegliche Art des Volks war von der neuen Erscheinung ergriffen, daß ein Geistlicher mit aller Kraft sich der Seelsorge hingab. Und dieselbe bewegliche Art verstand es rasch, daß der Glaube Gemeinschaft schaffen müsse. Es

war den Leuten mit dem zweimaligen Gottesdienst am Sonntag nicht genug: am Abend war in einem Bauernhaus freie Versammlung, die aus den geöffneten Thüren bis auf den Hof, bis auf die Straße quoll. Predigten wurden gelesen. Begeisterte Männer, darunter ein bäuerlicher Dichter, ein blinder Sänger, beteten und sangen vor. Die Theilnehmer an diesen Versammlungen nahmen zugleich herzlich Theil an der Noth der Gemeinde. Das neue Leben durchdrang das Dorf warm und voll. Wenn ich, damals noch Hauslehrer, von Zeit zu Zeit in dem Dorfe predigte und in die volle Kirche schaute und die warmen Wellen des Gesangs um die Brust fühlte und auf dem Heimweg von einigen der eifrigsten Männer begleitet ward und ihre lebhafte Rede über ihr Glaubensleben und die Bedürfnisse der Gemeinde hörte, kam mir Luther's Wort in den Sinn: „der Sommer ist hart vor der Thür, der Winter ist vergangen, die zarten Blümlein gehn herfür, — der das hat angefangen, der wird es wohl vollenden". Er hat zum Anfang den Fortgang gegeben. Wie anders sind die Conferenzen der Geistlichen geworden! Wie tapfer stehen die Männer für die geistlichen Güter des Volks in allen Gauen unsers Vaterlandes zusammen! Und neben den Fragen der Kirchenpolitik, deren Erörterung nun einmal nicht unterbleiben kann, wie allseitig werden die Fragen der Volkserneuerung, der innern Mission, des christlichen Socialismus angefaßt! Es fehlt in den Pfarrhäusern nicht an Männern in Christo.

Was sollen sie für die Gemeinde thun? Wie viel ihnen genommen — jede Stellung, die sie noch haben, sollen sie behaupten und ausnutzen. Noch haben sie die Kanzel. Zum Zeugniß treten sie hinauf. Wenn sie's erfahren haben: es giebt eine seligmachende Wahrheit, wenn aber die Menschen umher diese selig erfahrene Wahrheit nicht

glauben, was bleibt da zu thun, als daß sie vor der Gemeinde für die Wahrheit Zeugniß ablegen? Denn das sind die drei Dinge, welche die lebendige Predigt machen: das Wort, der Glaube, die Gemeinde. Dringen wir tiefer ins Wort, vertiefen wir unsern Glauben, fassen wir mit tieferm Blick der Liebe die Gemeinde ins Auge, so wird die Predigt werden, was sie sein soll. Je weniger Hörer etwa jetzt noch kommen, desto nöthiger scheint es, das Beste in der Predigt zu bieten, damit die wenigen bleiben, damit sie andre mitbringen, damit Gottes Haus sich fülle. Es ist etwas Wahres an dem Worte, daß der Prediger predige wie die Hörer hören. Die volle Versammlung, vor die er tritt, erhöht ihm die Freudigkeit, die andächtige Stille giebt ihm den Ton inniger Zueignung, nichts Geheimnißvolleres und doch Spürbareres als die Fühlung zwischen dem Prediger und den Hörern. Aber das andre Wort muß doch vor allem seine Wahrheit behaupten: wie der Prediger predigt, so hören die Hörer. Darum soll der Geistliche die heilige Stätte, die das große Vorrecht hat, daß auf ihr von den höchsten Dingen vor einer lauschenden Versammlung geredet wird, unter dem Gefühl der Verantwortlichkeit, der Gottessendung betreten: vielleicht bin ich heute zum letztenmal zur Predigt berufen — gieb mir, o Gott, daß ich von der Fußsohle bis zum Scheitel von deinem Geist ergriffen werde! Vielleicht schlägt da unten ein Herz, das grade heute reif zum Glauben, zum Frieden ist — gieb mir, o Gott, wenigstens für Eine Seele heute das rechte Wort! — Noch haben die Geistlichen in der Schule ein Verhältniß zu den Kindern, zu der Lämmerheerde des Herrn. Daß wir doch die Kleinen nicht verachten! Welch eine Wirksamkeit, welch eine Wonne, den Kleinen Jesum vor die Augen malen, sie durch die Geschichte alten und neuen Testaments nur immer auf den

Einen hinweisen zu dürfen, welcher der Schönste ist unter den Menschenkindern, und mit ihnen zu seinem Preis zu singen! — Noch ist die Einsegnung eine feste kirchliche Sitte. Nicht gefühlig weich und nicht lehrhaft trocken sei der Unterricht, sondern bestimmt, frisch, warm. Im Ganzen darf man sagen, daß in Stadt und Land ein eifrig und liebevoll ertheilter Confirmandenunterricht, ein väterlich herzlicher Verkehr mit der Jugend, ein inbrünstiges Gebet vor und mit ihr, ein freundliches Sichbekümmern um ihre Verhältnisse noch immer zwischen Seelsorger und Kind ein inniges und festes Band schlingt. Und das Auflegen der Hände ist noch immer Freude, freilich mit Zittern gemischt, aber doch zugleich Freude in Hoffnung. — Und nun gilt es, daß der Seelsorger die Verbindung hege und pflege. Ob die gute alte Katechismuslehre durch Gesetzeszwang nicht herzustellen ist, wer hindert den Geistlichen zu locken und zu laden, anzuziehen und festzuhalten? Er sei nur selbst lebendig und gebe aus seinem Schatz Altes und Neues. Wenn er Futter streut, werden die Vöglein schon geflogen kommen. Und wenn er Augen und Ohren aufthut, um zu erfahren, was in den Häusern sich ereignet, und in herzlicher Menschenfreundlichkeit Licht, Brod und Salz des Worts zu den Pfarrkindern bringt, — auch manches in Mißtrauenverschlossene Herz wird sich erschließen. An die Weltlichkeit mache er keine Einräumung. Sonst sagen die Weltkinder selbst: „ein guter Gesellschafter ist's, er hätte nur nicht Geistlicher werden sollen". Aber an gemeinnützigen Dingen, die nicht wider Christum sind und darum für ihn, nehme er aufrichtigen Antheil. Und ob sein Einkommen gering bleibt, — wie Paulus sich nicht wollte den Ruhm zu nichte machen lassen, daß er das Evangelium umsonst predige, so beweise heute der Geistliche innerhalb der Schranken, die ihm gesetzt sind, einen hochherzigen, un-

eigennützigen Sinn, daß er unter den Letzten beim Nehmen, der Erste zum Geben für Gottes Reich und des Volks Erledigung sei.

Die Persönlichkeit des Pfarrers wird auch in Zukunft die mächtigste geistliche Einwirkung auf die Gemeinde ausüben. Das schließt die Laienhilfe nicht aus. Im Gegentheil, je brennender das Verlangen des Geistlichen ist, daß Gottes Reich in der Gemeinde gebaut werde, je glaubensinniger seine amtliche Wirksamkeit auf dem Grunde des königlichen Priesterthums aller Gläubigen, der Gotteskindschaft und der Christenbrüderschaft, sich vollzieht, desto willkommner wird ihm jeder Mann in Christo sein, der mit ihm am Netze ziehn will. Freilich die Absicht, welche den neuen Kirchenverfassungen, z. B. der Preußischen, zu Grunde liegt, „den sogenannten Laienstand so zu organisieren, daß die in demselben vorhandenen kirchlichen handlungsfähigen Kräfte zum Dienste in den Aufgaben des Gemeinwesens in möglichstem Umfange herangezogen werden", ist von manchen Gemeindekirchenräthen wundersam verstanden worden. Sie haben sich hauptsächlich auf das Recht und die Pflicht gelegt, Verstöße des Geistlichen in der Amtsführung oder dem Wandel in ihrem Schooße zur Sprache zu bringen, und haben dabei vor allem die gläubigen, die wirksamen, die energischen Geistlichen ins Auge gefaßt, ob an ihrem Zeuge nichts zu flicken, ihrem Gange kein Stein in den Weg zu werfen sei. Anklagen und Proteste, die nicht gegen geringen, sondern gegen großen Eifer gerichtet waren, hat man beschlossen. Aber der Beruf, welcher den Gemeindekirchenräthen vor allem angewiesen ist, „in Unterstützung der pfarramtlichen Thätigkeit nach bestem Vermögen zum religiösen und sittlichen Aufbau der Gemeinde zu helfen, insbesondere christliche Gesinnung und Sitte in der Gemeinde, sowohl durch

eigenes Vorbild, als auch durch besonnene Anwendung aller dazu geeigneten und statthaften Mittel aufrecht zu erhalten und zu fördern, für Erhaltung der äußern gottesdienstlichen Ordnung zu sorgen und die Heilighaltung des Sonntags zu befördern, die religiöse Erziehung der Jugend zu beachten und die Interessen der Kirchengemeinde in Bezug auf die Schule zu vertreten, die kirchlichen Einrichtungen für Pflege der Armen, Kranken und Verwahrlosten zu leiten," — ist dieser Beruf von jenen klagenden und protestierenden Gemeindekirchenräthen denn kraftvoll ergriffen worden? Hat man nicht die Dinge, in welchen der Laiendienst das geistliche Amt unterstützen sollte, mit ihrer ganzen Last auf den Schultern der Geistlichen gelassen? Waren denn in den Gemeindekirchenräthen die Ankläger der Geistlichen zugleich solche Männer, welche durch regelmäßigen Kirchenbesuch sich auch nur in den Stand setzen, ihrer Pflicht zu genügen und für die äußere gottesdienstliche Ordnung zu sorgen? Wo sind unter den Gemeindekirchenräthen, welche gegen die Geistlichen protestieren, die Proteste gegen die Entheiliger des Sonntags? Und wenn gelegentlich die Pflicht, auf die religiöse Erziehung der Jugend zu achten, dahin gewandt worden ist, daß man die reich gesegneten Sonntagsschulen bemäkelt hat, wo ist der Einspruch gegen die Fortbildungsschulen, die während des Gottesdienstes gehalten werden? Und was die Armen, Kranken, Verwahrlosten betrifft — ich habe den Eindruck, als ob sich die Geistlichen in der Sorge für dieselben, welche so viel Schreiberei, Geldmittel und Gänge nöthig macht, sich herzlich nach Laienhilfe sehnten, aber doch ziemlich allein gelassen werden. — Wie unvollkommen aber auch die in der Verfassung vorgesehene Laienhilfe bis heute geleistet werden mag, der Geistliche soll deshalb nicht müde werden, den Buchstaben des Gesetzes mit Geist zu füllen. Der Paragraph giebt

ihm das Recht, das eigentliche christliche und kirchliche Leben der Gemeinde, seine Hinderung und seine Förderung immer wieder zur Sprache zu bringen. Die bestimmten sichtbaren und greifbaren Dinge in der Nähe müssen über jene Gefahr allmälig hinweghelfen, daß der Gemeindekirchenrath sich wie eine Generalsynode geberde und große Kirchenpolitik mache oder wie ein ökumenisches Concil und neue Bekenntnisse schaffe. An den Aufgaben für die eigene Gemeinde, welche dem Gemeindekirchenrath durch die Verfassung gestellt und nach dem Bedürfniß der Zeit zugewiesen werden, wird sich jene Scheidung vollziehen zwischen solchen Mitgliedern, die unter der Gunst des weitgeöffneten Thors der Wahl hereingekommen sind, ohne mit der Kirche, ihrem Bekenntniß, ihrem Gottesdienst noch durch irgend ein persönliches Band, durch irgend ein Interesse der eigenen Seele verbunden zu sein, lediglich um das Schwert der Freisinnigkeit gegen den orthodoxen, lutherischen, pietistischen Geistlichen zu zücken, und solchen, die freilich ohne tiefere Gründung in der Wahrheit der Schrift doch für sich und ihr Haus Erbauung, für die Gemeinde Gedeihen, für die evangelische Kirche dem Staate gegenüber Selbständigkeit, und gegenüber der Kirche Roms eine edle, fromme und freie, heiligende und bildende Einwirkung auf das Volksleben wünschen. Der Geistliche hat alle Ursache darauf zu achten, daß zur Mitleitung der Gemeinde nur kirchliche, gläubige Männer berufen werden. Sind aber solche berufen worden, denen es am Glauben und der Kirchlichkeit fehlt, dann hat er die Pflicht, sie zur Arbeit anzuleiten, und es ist zu erwarten, daß sie entweder arbeiten oder einsehen, ihr Eintritt in einen kirchlichen Dienst sei ein völliges Versehen gewesen. Es ist aber auch zu hoffen, daß mancher ehrliche Mann durch die Theilnahme an kirchlichem Thun nach dem Maß seiner Kraft christlich wachse. Und dann wäre es ein großer

Segen, wenn es dem Geistlichen gelänge, auf dem Wege wirklicher Arbeit die Kreise, aus welchen namentlich in den Städten vorzugsweise die Gemeindekirchenräthe gewählt werden, die sogenannt freisinnigen Kreise, und die Kreise, in welchen auch ohne Aufforderung durch die Verfassung und Eingliederung in ihren Organismus rein aus der Dankbarkeit für die empfangene Gnade, aus dem Trachten nach dem Reiche Gottes das Zeugniß des Glaubens und das Werk der Liebe lebendig war, die sogenannten gläubigen Kreise, einander näher zu bringen. Denn das ist der ungesundeste Zustand für die Kirche, wie er sich uns in diesen Tagen hier und da darstellt, wenn die Verfassung vor dem Leben und das Leben vor der Verfassung flieht, wenn die verfassungsmäßig Gewählten die gläubigen Männer und zum Danke dafür die Gläubigen die verfassungsmäßigen Organe geringschätzen. Hier macht sich ein Mann, der in der Gemeinde als unkirchlich und ohne Opferwilligkeit für das Gemeinwohl bekannt ist, in dem Gemeindekirchenrath und auf der Synode breit, und dort ist ein andrer, der jeden Sonntag seinen Sitz in der Kirche einnimmt und in der Gemeinde an der Pflege der Armen und Kranken, an der Bewahrung und Rettung der Jugend lebhaft Theil nimmt, aber es ist keine Möglichkeit, einen solchen bei der Wahl durchzubringen. Vielleicht wäre die innere Mission das Werk, welches, von den Gläubigen eifrig betrieben, auch jenen Freisinnigen, wenn sie doch das Herz auf dem rechten Fleck haben, Achtung und Theilnahme einflößte und so eine Annäherung zwischen ihnen anbahnte. Denn leichter als für die Heidenmission erwärmen sich städtische, gebildete Leute für die innere Mission. Ich predigte einst in einer großen Stadt am Epiphanientag und suchte das schlafende städtische Gewissen zur Theilnahme für die Bekehrung der Heiden zu erwecken. Einer der

Zuhörer ging heim in dem unbehaglichen Gefühl, daß ihm die Predigt etwas zugemuthet, wozu er noch keinen Trieb aus der Tiefe empfinde, und um den Stachel loszuwerden, schickte er sofort eine bedeutende Summe an einen der Stadtmissionare. In einer andern großen Stadt rief ein Gelehrter auf der Synode aus: „keinen Groschen für die Heidenmission", aber der Bericht eines Stadtmissions-Geistlichen hat ihn so erwärmt, daß er den Antrag auf Druck und auf Förderung des Werkes stellte.

Innere Mission, überall ein unumgängliches Werk, wo Volkskirche ist, unter allerlei Namen zu allen Zeiten getrieben, damit die durch die volkskirchliche Kindertaufe in die Kirche Aufgenommenen ihr trotz den Einflüssen der Welt bewahrt bleiben, in Deutschland in der pietistischen Zeit durch August Hermann Francke mit wunderbarer Kraft des Glaubens und der Liebe für die evangelische Kirche ins Werk gesetzt, von dem warmen Hauche, der von der Erneuerung des Christenlebens in den Befreiungskriegen ausging, neu belebt, im Jahre 1848 durch den größten Herold, den sie je gehabt, durch Wichern an den Gräbern der Reformatoren in Wittenberg als eins der Heilmittel für unsre Volksschäden laut gepriesen, diese Auswirkung des Christenglaubens in der Liebe, diese Einmengung des Sauerteigs ins Volksleben ist in diesen letzten Jahren weithin in Deutschland zu neuer Wirkung und vollerer Anerkennung gekommen. Sie ist keine Zerrüttung der Ordnungen, in welchen das Leben aus Gott sich dem Leben des Volks mittheilen soll, wie man wohl gemeint hat, sie ist eine Hilfe für diese Ordnungen. Der Kirche Amt und Organisation erkennt sie voll an und gern thut sie an dieselben angelehnt ihr Werk. Aber wo das Amt kein Leben bringt und die Organisation es ausstoßen will, da schreitet sie trotz Amt oder Organisation weiter, in dem Christen-

recht und der Christenpflicht, das Evangelium auf den Leuchter zu stellen, den Elenden zu helfen und die Schäden des Volks zu heilen. Für den Staat als göttliche Ordnung hat sie vollen Sinn, aber wo des Staats Gesetze das sittliche Leben des Volks beeinträchtigen, da gestattet sie sich, die Regierung und die Abgeordneten auf diese Gefahr hinzuweisen, und was der Staat mit dem Gesetze nicht vermag, das sucht sie durch die freie evangelische Liebe zu bewirken. Damit es der Schule an Lehrkräften nicht fehle, darum bemüht sie sich, die Jugend für den Schuldienst zu gewinnen, aber sie wacht auch darüber, daß die Schule das Evangelium der Kinderwelt glaubenswarm mittheile. Und was endlich die Familie betrifft, so hat die innere Mission keine andere Wahrheit entschiedener bezeugt, als daß nach Gottes Willen aus der Familie das Leben des Volks und der Kirche seinen ersten, reichsten Segen empfange, und ob sie für die Sonntagsfeier einsteht oder für gute Bücher, ob sie die Wände mit Bildern schmückt oder die Räume mit Liedern füllt, ob sie durch die Stadtmission die zerrütteten häuslichen Verhältnisse zu ordnen sucht oder die Familienlosen in familienhaften Anstalten bewahrt und rettet, immer ist's die Familie, der ihre innigste Sorge gilt. Aber die innere Mission, an alle diese Ordnungen sich anschließend, durch alle hindurchwirkend, ist etwas anders als jede einzelne oder die Summe derselben, sie ist der freie Zusammenschluß aller lebendigen Kräfte des Glaubens und der Liebe zur Weckung des Lebens, zur Ueberwindung des Todes, etwas von jenem christlichen Socialismus, dessen Grundlinien in dem Bilde der apostolischen Gemeinde uns gezeichnet sind, jene aus der Verantwortlichkeit Einer für alle, aller für Einen hervorgehende Arbeit, die nicht spricht: was dein ist, das ist mein, gieb darum her! sondern spricht: was mein ist, das ist dein,

nimm darum hin! Und wenn wir fragen, von wannen denn der Einfluß der innern Mission sich am stärksten bemerklich gemacht, so werden wir abermals, nicht allein, aber hauptsächlich, auf die Pfarrhäuser gewiesen. Vor fünfzehn Jahren gab ein englischer Theolog, der deutsche Zustände sich gründlich angesehen hat, ein Buch heraus „Praying and Working“. Er erzählt seinen englischen Lesern, wie er Gebet und Arbeit in Deutschland kennen gelernt in den Häusern und Anstalten von Ludwig Harms, Wilhelm Löhe, Theodor Fliedner und Heinrich Wichern. Nach dem Pfarrhaus in der Lüneburger Heide, von welchem der starke Antrieb für Heidenmission ausgegangen, sind die lieben Leser bereits geführt worden. Wichern's Haus ist nie ein Pfarrhaus gewesen, weil der Hamburger Candidat, den die Universität der Stadt A. H. Francke's zum Doctor der Theologie ernannt, nie Pfarrer gewesen, auch nicht einmal die Ordination empfangen. Aber eben dadurch, daß er ohne ein Amt in der Kirche für die Kirche, sofern sie nicht eine Anstalt allein ist, sondern ein getauftes und zum Himmelreich berufenes Volk, die größten Dienste geleistet, hat er die enge Vorstellung vom gewöhnlichen Kirchendienst in die weite der Arbeit für das Reich Gottes verwandelt und andern Theologen Muth gemacht, statt nach dem Amte zu hangen und zu bangen und im Hangen und Bangen Jugend und Kraft zu verlieren, frisch und froh in die Arbeit zu treten, die der Herr zu jeder Stunde für den Gläubigen bereit hat. Und dieser Candidat Wichern, dessen Haus vom Anfang an nicht Pfarrhaus, sondern Rettungshaus für Kinder und Brüderhaus gewesen, wie viel Segen hat er den Pfarrhäusern gebracht, zunächst durch den allgemeinen Einfluß, den das Werk der innern Mission geübt, dann aber auch durch die stattliche Zahl junger Theologen, die aus dem Rauhen Haus in's Pfarr=

haus gezogen sind und von dem Pfarrhaus aus innere Mission getrieben haben! Und neben dem Candidaten Wichern — der Pfarrer Theodor Fliedner, der, aus einem Pfarrersgeschlecht stammend, eine ganze Reihe von Söhnen, die Pfarrer sind, der Gemeine hinterlassen, der aus dem Pfarrhaus heraus das große Diakonissenhaus in Kaiserswerth gestaltete und mit seinen Schwestern der evangelischen Kirche in drei Welttheilen dient, und der Pfarrer Wilhelm Löhe, der das Dörflein Neudettelsau diesseits und jenseits des Oceans bekannt gemacht, ein Lutheraner, der sinnreich und stilvoll den Geist der alten Kirche in sich aufgenommen und in dem Missionstrieb der Kirche der Gegenwart erneuert hat, auch er ein Vater der Diakonissen, daneben ein Erzieher von Evangelisten für die Deutschen in Nordamerika. Und diese großen Beispiele sind begleitet von vielen weniger augenfälligen: dort gründet ein Pfarrer ein Rettungshaus, weil er selbst keine Kinder hat, dort ein anderer eins, weil ihm Gott seine Kinder genommen, dort ist ein Pfarrhaus Agentur für christliche Schriften, dort ein anderes Seminar für junge Lehrer — sollten diese Beispiele nicht Nachfolge erwecken? Nicht jeder ist berufen, ein besonderes Werk der innern Mission zu thun. Aber keiner, so dünkt mir, kann derselben entbehren. Und ob der Geistliche in der Stadt am stärksten auf dieselbe als eine Ergänzung seiner Amtsthätigkeit hingewiesen ist, auch der Landgeistliche wird in vielen Fällen keinen Rath wissen oder ihn in der innern Mission suchen. Wenn er in den Wegen des Pfarrers Oberlin die Kinder vor ihrer Schulpflichtigkeit schon sammeln will, so muß ihm die innere Mission die Lehrschwester stellen. Was soll er mit dem Kinde anfangen, das ohne Familie oder in verderbter Familie an Leib und Seele zu Grunde zu gehen droht, wenn nicht die Thür eines Ret-

tungshauses sich ihm aufthut? Eine Jungfrau, ein Jüngling, die er eingesegnet, gehn in die Stadt. In der Angst seines Herzens um die lieben, bisher lieblich gediehenen jugendlichen Seelen findet er Trost in der Empfehlung, die er ihnen an die Jünglings- und Jungfrauenvereine der Stadt mitgeben darf. Aber es kommt das Gerücht aus der Stadt: ein Jüngling aus deiner Gemeinde ist auf schlimme Wege gerathen — die Stadtmission hilft ihm, den Verlorenen suchen und zurechtbringen. Eine Tochter der Gemeinde ist tief in die Sünde gesunken — die Magdalenenhilfe, die in der Stadt besteht, nimmt sich der Verlornen an. Auswanderer gehen nach Amerika: sie werden auf den Auswanderergottesdienst der Hafenstadt gewiesen, in welchem sie am Abend vor der Abfahrt den letzten Segen der heimathlichen Kirche empfangen. Es gilt zu den Versammlungen, welche der Geistliche hält, gute Bücher wohlfeil zu gewinnen: durch Hilfe der innern Mission empfängt er die Verzeichnisse. Die Kirche bedarf eines Schmucks: ein Verein für kirchliche Kunst ist zum Rathe bereit. Und wie viele Fälle wären noch aufzuzählen, in denen sich die gewöhnlichen Wege und Mittel des geistlichen Amtes unzulänglich erweisen und die innere Mission eine freundliche Helferin ist. Bleibt der Geistliche dieser Arbeit fern, so geräth er in viele Verlegenheit. Tritt er in dieselbe mit ein, so gewinnt er für sich selbst das erfrischende Gefühl, in einem großen Zusammenhang wirksamer Kräfte zu stehen, und vor der Gemeinde steht er als ein Mann, der Bescheid weiß und den Bedürftigen uneigennützig räth und hilft.

Ich muß von dem Pfarrer zur Pfarrfrau mich wenden, sonst könnte man sagen, ich habe nichts vom Einfluß des Pfarrhauses auf die Gemeinde gesagt. Ich bedaure, daß ich nicht, wie ich oben „aus den Papieren eines Landgeistlichen“ die Schilderung eines ländlichen Pfarrlebens

gegeben, in gleicher Weise die Schilderung aus den Aufzeichnungen einer Pfarrfrau geben darf, die vor mir liegt. Wie verschieden sonst die Verhältnisse sind: Nord und Süd, die norddeutsche Gemeinde reich, die süddeutsche arm, so trifft doch die Pfarrerin mit dem Pfarrer in vielen Punkten zusammen. „Eine eigentliche Wirksamkeit in der Gemeinde erkannte mir mein Mann nicht zu. Meinen Beruf sah er für mich vor allem im eigenen Hause und in der eigenen Familie, die mir ja auch der Pflichten genug brachte. Nehme ich ihm diese Sorgen und alle häuslichen praktischen Dinge ab, so mache ich ihm das Herz leicht und die Hand frei für sein Amt: das sei vor der Hand genug und das Weitere werde sich finden." Und das Weitere fand sich. Zunächst hatte sie mit dem Manne die schwere Zeit von 1848 zu bestehen: am Sonnabend in der mondhellen Nacht, während der Pfarrer darüber sinnt, wie er morgen die Gemeinde erbauen will, fliegen schwere Steine wider die Laden des Pfarrhauses und bald darauf erklären die Dienstmädchen, daß sie beim Wasserholen ihres Lebens vor den Steinwürfen nicht sicher seien. Ein andres Mal trug eine Predigt über die Trennung der Schule von der Kirche und der Kirche vom Staate dem Pfarrer eine gar stattliche Katzenmusik ein. Den Schluß bildeten die Rufe „nieder mit den Pfaffen", „unser Cantor lebe hoch". Des Cantors ganzes Verdienst bestand in dem Versprechen: wenn nun alles zum Umsturz käme, fiele den Leuten der Pfarracker zu. Der Pfarrer war schwer angefochten, weil er glaubte in der Gemeinde nichts mehr wirken zu können. Aber die Pfarrerin tröstete. „Ich glaube, ein Engel vom Himmel hätte damals hier nicht mehr ausgerichtet. Es gab schwere Stunden, die mich oft in heißes Gebet zum Herrn trieben, daß Er möge durch seinen Geist die harten Herzen lebendig machen, und meinem Manne immer neue Kraft

geben, sein Werk zu treiben. Und diese Kraft kam ja stets von neuem, und der Herr, der allein die Herzen kennt, weiß, in wie weit hier und da jetzt der Glaube gemehrt und das neue Leben erwacht ist. Sein Wort recht verkündigt kann ja nie ganz leer zurückkommen.“ Die böse Zeit ging vorüber. Der Pfarrer blieb und die Pfarrerin kam in immer reichere Beziehungen zu der Gemeinde. Armenpflege war in der Gemeinde nicht sehr viel zu treiben, denn sie war reich. Aber geselliger Verkehr war erwartet, so unbefangen konnte er nicht Statt finden, wie er mit einer rein ländlichen Bevölkerung von einheitlicher Anschauung und Sitte gepflegt wird, denn der Reichthum der Bauern hatte Halbbildung im Gefolge. „Ich verkehre mit den Leuten wie mit allen andern gebildeten Menschen, und wäre dem nicht so, so würden sie es bitter empfinden. Doch ist die Leichtigkeit und Unbefangenheit unmöglich, mit der man sich sonst berührt, ohne fürchten zu müssen, daß man verletzt oder nicht recht verstanden wird. Es ließe sich mit mir ja recht gut umgehen, hatte man einst einer Bekannten von mir erzählt, nur merke man stets die Pastorfrau. Lob sollte das gewiß nicht sein, wie es meine Freundin, auch Pfarrersfrau, aufgefaßt hatte, sondern entschieden mehr Tadel, vielleicht auch nicht unverdienter. Getrost kann man es aber unter die Leiden eines ländlichen Pfarrhauses rechnen, daß man sich oft die schönsten mühsam aufgesparten Tages- oder Abendstunden rauben lassen muß durch Leute, mit denen es immerhin einige Qual ist, sie zu verleben, und unmöglich, ein irgendwie erquickliches oder nutzbringendes Wort zu reden.“ Weihnachtsbescheerungen, welche das Pfarrhaus den Kindern wohlhabender Eltern für empfangene Freundlichkeiten der Eltern bereitet, wurden von diesen an den Kindern des Pfarrhauses erwidert. Das verwöhnte diese. Das Pfarrhaus kam darum auf den Gedanken, ein-

mal die Eltern einzuladen. Für einmal waren der Gäste zu viele, es verdroß die zweite Hälfte, daß sie nicht die erste war. Bei der zweiten Einladung kam niemand. Später versuchte es auf die Bitte geistig regsamer Mädchen im Dorfe die Pfarrerin mit einem Lesekranz. An der Hand einer Literaturgeschichte wurden Dichterwerke gelesen. Ein gutes, braves Mädchen hatte sich gekränkt gefühlt, daß sie nicht zugezogen war, sie könne doch auch lesen, wenn auch nicht gerade so nach dem „Semikolon". Aus dem Lesekranz entwickelte sich ein kleiner Missionsverein, vielleicht zunächst mehr aus Liebe zur Pfarrerin, als aus Interesse für die Mission, aber die Gelegenheit zu einem tiefern Einfluß auf die jungen Mädchen war doch gegeben. Es kam der Krieg und die Pfarrerin befand sich bald mit den Frauen und Jungfrauen in der lebhaftesten Arbeit für die Verwundeten. Eine Verlosung ward veranstaltet. Das schöne Rückenkissen, das die Töchter des Pfarrhauses gestickt hatten, gewann ein Ochsenknecht. Man hatte es ihm abkaufen wollen, doch er hatte gesagt: „dat is mick nich feil." „Du hast ja doch kein Sopha, wu Du det kannst obleggen." „Dat is mick ganz egol. Det schaff ick mick och wol noch an." Dann kamen die Jungfrauen und brachten Geld zu einer Fahne. Die Pfarrerin hätte lieber eine neue Altarbekleidung gehabt. Aber sie war den Jungfrauen zu Willen und die schöne Fahne, köstlich gestickt mit der Zeichnung und Inschrift, welche die Pfarrerin vorgeschlagen, ward der Gemeinde übergeben. Es blieb auch der kirchliche Schmuck nicht aus: Crucifix und silberne Oblatendose und Anderes mehr, alles durch die Vermittlung der Pfarrerin von den Pfarrkindern gestiftet. „Und was giebt es sonst zu thun? Ich könnte es vielleicht mit wenigen Worten sagen, und doch ist es mehr, als ich neben den nächsten Pflichten für die Meinen, Haus und Garten

zu leisten im Stande bin. Bald giebt es Suppe oder Erfrischungen zu bereiten für Kranke und Wöchnerinnen, sie zu besuchen, der Pathen zu gedenken und sie zu beschenken, der Menge der Armen, die täglich an die Thür klopfen, zu öffnen und zu geben, bald für die vielen Kinder ärmerer Leute, die sich hier um den Weihnachtsbaum sammeln, zu sorgen und zu nähen. Und muß man nicht Zeit haben für Verständige und Unverständige? Und wie gern hat man sie, sobald man wirkliche Noth lindern oder Beistand leisten kann! Oft hat mich ein heller Blick erfreut aus einem mir schon fremd gewordenen Gesichte oder ein: Sie kennen mich nicht? Ich bin doch so oft bei Ihnen gewesen zu Weihnacht! Darauf freuen sich, wie ich höre, die Kinder schon im Sommer bei der Feldarbeit." Und dann erzählt die Pfarrfrau von jenen dunkeln Stunden, die sie mit angefochtenen Müttern und Frauen verlebt, von dunklen Stunden, in denen doch der schöne Gottesglanz der Gnade in Christo immer heller aufleuchtete und die für viele künftige Freuden die Geburtsstunden waren.

Eine Pfarrfrau, die keine Arbeit in der Gemeinde suchte, sondern dieselbe an sich herankommen ließ, wie viele Fäden hat sie doch allmälig zwischen dem Pfarrhaus und der Gemeinde hinüber und herüber gesponnen gesehen! Außer dem eigentlich Geistlichen, darauf weist das eben Gehörte hin, ist es Vaterlandsliebe und Kunst, die vom Pfarrhaus den Hauch der Begeisterung und den schönen Schmuck in die Gemeinde bringen sollen. Zeiten wie das Jahr 1870 haben unter allen andern auch den Segen, daß sie die Menschen, die sich sonst nicht begegnen oder nicht verstehen, einander in der Wonne, einem großen Volk anzugehören, nahe bringen, daß die Geistlichen durch die volle Gluth ihrer Liebe für das Vaterland bei dem Volke an Achtung gewinnen, daß das Volk in der Er-

schlossenheit des Gemüths für Gottes neue große Thaten auch der Offenbarung seines Heils sich empfänglich zeigt. Aber auch in gewöhnlichen Zeiten muß die Gemeinde den Eindruck haben, daß die Königstreue und die Volksliebe nirgends einen wärmeren Heerd als im Pfarrhaus hat. Nicht das ist zu rathen, daß sich der Pfarrer mit einer bestimmten politischen Partei gar zu laut verbinde. Er ist dann in Gefahr, unter seinen Pfarrkindern Genossen der Gegenpartei zu haben. Es gewinnt ja freilich den Anschein, daß je länger je mehr die religiösen Parteien auch politische und die politischen auch religiöse werden. Aber bedenklich ist's immer, wenn der Ernst für das Reich Gottes mit dem Treiben einer bestimmten politischen Partei verbunden scheint, denn alles Unlautre der Politik kommt dann auf Rechnung der ernsten Christen. Der Geistliche sei darum mäßig in dem Geltendmachen politischer Anschauungen in der Gemeinde. Das hindert nicht, daß er in allen Fragen, in welchen die höchsten Güter auf dem Spiele stehen, seine Ueberzeugung mannhaft ausspreche. Denn wenn eine Partei uns die Ehe und die Schule verweltlicht, wenn eine andere die Grundfesten der Gesellschaft unterwühlt, hier sich zu wehren, das ist nicht politisches Treiben, das ist christliches Zeugniß, das ist Dienst für die Kirche. Lieblicher ist der Einfluß, der von dem Kunstsinn ins Dorf ausgeht. Ich traf jüngst mit dem Oberbürgermeister von Berlin in einer Vorstadt zusammen. „Haben Sie sich diesen Platz schon betrachtet?“ fragte er mich und deutete auf eine saubere Parkanlage, die auf einer noch jüngst wüsten Stelle entstanden war. „Es ist von der größten Wichtigkeit,“ fuhr er fort, „daß unser Volk solche Plätze hat.“ „Ja,“ sagte ich, „es sind die Lungen, mit denen unsre großen Städte athmen.“ „Sie sind mehr,“ erwiederte er, „sie wecken in unserm Volk den Sinn für die Schönheit.“ Wenn in

einer großen Stadt der äußere Schmuck von den städtischen Behörden in die Hand genommen wird, wenn in kleineren zur Ergänzung der städtischen Anlagen „Verschönerungs-vereine" sich bilden — auf den Dörfern fällt die Pflege des Schönen vor allem dem Hause zu, welches zugleich eine Quelle der Wahrheit und der Liebe sein soll. Es giebt deutsche Landstriche, in welchen dem Volk der Sinn für Ordnung, Sauberkeit und Zier angeboren ist, andre, in welchen mit der Zunahme des Wohlstandes und des Verkehrs auch der Trieb, Haus und Hof und Garten in gutem Stande zu erhalten, zugenommen hat. Aber sollt' es nicht Dörfer geben, in denen die Häuser wenig Lockendes haben und den Eintretenden durch Schmutz und Dunst erschrecken, in denen die Regeln der Landwirthschaft und Schönheit zugleich durch ungeregelten Erguß der Mistjauche verletzt werden, in denen der Friedhof einer Wüste gleicht und die Kirche mit Spinnengeweben gefüllt ist, wenn nicht vom Pfarrhaus her auf Besserung gedrungen wird? Ein schöner Holzschnitt an der Wand, „Gelbveiglein und Rosenstöcke" an den Fenstern, im Hof feste Ordnung, im Garten ein Blumenbeet zum Sonntagsstrauß, die Gräber in guter Pflege, in der Kirche vor allem Reinlichkeit und nach und nach Altar und Geräth in kirchlichem Stil hergestellt — das alles kann durch die verständige Einwirkung des Pfarrhauses zu Stande kommen.

Und auch andre Wohlthaten, die gemeiniglich bei der ländlichen Bevölkerung noch stärker ins Gewicht fallen, verdankt die Gemeinde dem Pfarrer. Ist er nicht der eifrige und verständige Fürsprecher derselben bald bei dem Gutsherrn, bald bei der Behörde? Tritt er nicht, wo von irgend einer Seite der Gemeinde Gefahr droht, dem Dränger entgegen? Wenn die alten Kirchenbücher ihren Mund aufthun wollten — wie viel tapfre und fromme

Thaten der Pfarrer in Kriegsnöthen würden sie zu erzählen haben! Es giebt Pfarrer, die mit rührender Treue Collectenreisen angetreten haben, damit ihre Gemeinden einen Neubau der Kirche, die Aufstellung einer Orgel möglich machen konnten. Und wenn das Feuer im Dorfe gewüthet, wenn der Hagel die Ernte zerstört, wenn durch den gebrochenen Deich die Wasser die Häuser überflutheten, wer steht nicht blos in der Bitte, welche in die Zeitung gerückt, sondern auch in der Fürsorge, die in der Gemeinde getroffen wird, vornan? Es ist der Pfarrer, der im Hinweis auf die Barmherzigkeit Gottes zur Barmherzigkeit mahnt, es ist der Pfarrer, der in der Nachfolge Jesu Christi den Jammer des Volks zu lindern sucht. Ja, mancher, der nie sonst gewagt hätte, ein Erzeugniß des Geistes zu veröffentlichen, gewinnt durch die Noth der Gemeinde Muth, der eine läßt Predigten für die Abgebrannten drucken, der andre besingt gar zum Besten der Wasserbeschädigten in Hexametern den Dammbruch. Und wenn Hunger eintritt: die Pfarrküche ist die erste Stätte, von der die Suppen ins Dorf wandern, und wenn der Typhus ausbricht: ins Pfarrhaus werden die Diakonissen berufen, damit sie von dort aus die Kranken pflegen.

Vom deutschen evangelischen Pfarrhaus handelt dies Buch. Nicht in Deutschland allein ist es zu finden, sondern in allen Theilen der Erde, wo ein deutscher Geistlicher seine deutschen Landsleute in der Kirche sammelt, ja auch da, wo ein Missionar von treuem deutschen Blut den Heiden das Evangelium predigt. Ich bin über die Grenzen Deutschlands kaum hinübergekommen und habe in die deutschen Pfarrhäuser des Auslands nur selten einen Blick gethan. Dennoch stehen sie lebhaft vor meiner Seele, wie sie der Familie in der Fremde ein deutsches Daheim und den Landsleuten ein vielgesuchter Zufluchtsort sind, wie sie

dem fremden Volk Achtung vor der deutschen Cultur einflößen und an ihrem Theil dieselbe verbreiten. Möchte dieses Buch den Brüdern und Schwestern in der Ferne, Bekannten und Unbekannten, einen deutschen Gruß bringen — in der Schweiz und Italien, in Holland und Belgien, Frankreich und England, in St. Petersburg und bis in die Tiefen Rußlands, in den Donauländern und in Constantinopel, — einen deutschen Gruß auch den Pfarrhäusern in Jerusalem, Kairo, Alexandrien, — einen deutschen Gruß auch den vielen treuen Arbeitern in Amerika, — und überall hin, nach Ostindien und China, nach dem Osten und Westen und Süden von Afrika, nach Neuholland — und wo sonst die deutsche Predigt des Evangeliums bei den Heiden Eingang gesucht. Ein Wandervolk sind wir nun anderthalbtausend Jahre. Möchten wir nie aufhören, auf unseren Wanderfahrten das Evangelium mitzubringen!

Ich muß Abschied nehmen. Gott segne euch, ihr deutschen evangelischen Pfarrhäuser! Gesegnet ihr alle, liebe Brüder, wenn ihr als Hauspriester mit den Hausgenossen am Tische sitzet oder als Hirten der Gemeinde auf eurer Studierstube in der Schrift forscht und Fürbitte thut, wenn ihr die Woche hindurch die mancherlei Sorgen der Pfarrkinder mittraget und wenn ihr am Sonntag den heiligen Weg zum Altar und zur Kanzel thut — gesegnet auch eure Schritte, wenn ihr das Brod aufs Filial tragt! Vergeßt nicht unser in den lärmenden Städten, die wir mit der Pferdebahn oder der Droschke an ein fernes Ende der Stadt den Hungernden und Dürstenden Wort und Sacrament bringen, wir gedenken euer, manchmal mit einem Stachel des Heimwehs im Herzen, ob euch der Krischan im Norden oder der Henrich im Süden zwei tapfre Pferde an den Wagen schirrt oder ein sanftes Rößlein zum Ritte vorführt, ob ihr, wie mein lieber Freund einst in seiner Leibes-

schwachheit gethan, auf einem Esel den Berg hinaufreitet oder mit starken Stiefeln durch die aufgeweichten Felder oder die Schneewehen watet, — lieblich sind überall die Füße der Boten, die Frieden verkündigen und Heil predigen! Gesegnet ihr alle, liebe Schwestern, du junge Pfarrfrau, die du mit dem Manne in die Gemeinde eingezogen, in der süßen Hoffnung, ihm auch für sein Amt eine Gehilfin zu sein, und so freundlich mit den Leuten verkehrst, du Kinderreiche, die du erfahren, daß dein Amt vor allem im Hause ist, die du aber grade als vielerfahrne Frau und Mutter so guten Rath und sichere Hilfe geben kannst, und du wieder einsam Gewordene, der die Töchter in andere Pfarrhäuser sind weggeführt worden und die Söhne entflogen sind, und die du nun nach langen, langen Jahren den Traum der Jugend erfüllt siehst, neben dem geliebten Manne recht viel für die Gemeinde thun zu können! Gesegnet ihr Söhne, wenn ihr zu des Vaters Herzensfreude ihm im Beruf gefolgt und der Mutter das wundersüße Herzklopfen bei Anhörung eurer ersten Predigt bereitet, die ihr dem Geiste der Zeit, dem gottentfremdeten, kircheverachtenden, ein gläubiges: Dennoch! entgegenstellt und in die Arbeit und den Kampf mit Freuden eingetreten! Aber auch ihr sollt gesegnet sein, ihr Pfarrerssöhne, welche die Begeisterung auf einen andern Weg des Berufs geführt, wenn ihr nur, ihr jungen Offiziere, Ingenieure, Aerzte, Lehrer, Richter, des Brunnens nicht vergesset, aus dem ihr geholt seid, und durch euren frommen Wandel und eure bürgerliche Tüchtigkeit dem Glauben eurer Väter Ehre bereitet. Gesegnet, ihr Töchter, ob ihr selbst berufen seid, das Pfarrhaus eines geliebten Mannes zu füllen und zu schmücken, ob ihr die Diakonissenhaube tragt oder ob ihr den Eltern zur Stütze im Hause bleibt, gute Geister zugleich für die Gemeinde! Gesegnet, du liebe Großmutter,

die du so gern im Pfarrhause einkehrst, deinen Kindern und Enkeln immer neue Freude und ein ehrwürdiges Frauenbild für die Gemeinde! Gesegnet du, liebe Muhme Lene, die du der schwachen und vielbelasteten Hausfrau die Last abnimmst, die Kleinen versorgst und noch Zeit genug findest, auch in der Gemeinde da und dort hilfreich zu erscheinen! Gesegnet ihr Knechte und Mägde, die ihr Jahrzehnte schon euer Glück im Pfarrhause gefunden und treu für dasselbe einsteht! Dein Bild steht mir vor Augen, du ehrwürdiger Jubilar, der du fünfzig Jahre mit der Gemeinde, eben so lange mit der Hausfrau und noch länger mit deinem Herrn verbunden bist — Gott segne deinen Feierabend! Dein Bild seh' ich klar, du einsam Gebliebener, in dessen Haus doch ein Waisenkind fröhlich singt und springt! Dein Bild vergess' ich nicht, du früh Verwittweter, der du mit der Schwester so friedlich hausest und die Söhne so schön gedeihen siehst! Ich gedenke des Hauses der Anfechtung, in welchem Abends die Thräne rinnt und Morgens die Freude nicht aufleuchten will, welcher Art nun der Pfahl im Fleische sei, das heimliche Leiden voll Schmerz und Schmach — o daß die Gnade, die allgenugsame, voll sich in dies Haus ergieße! „Es wird nicht lange mehr währen, halt' noch ein wenig aus." Siehe, dort steht ein andres Haus, durch welches auch einst die schwerste Sorge geschritten — und heute ist's das glückliche Pfarrhaus. Der silberne Kranz hat das Ehepaar geschmückt, die Kinder sind wohlgerathen, schon wird der älteste Sohn ins geistliche Amt berufen, und die einzige Tochter, sie baut sich in dem zweiten Pfarrhaus an, das der Vater jüngst mit dem ersten vertauscht, und dem Gehilfen des Vaters wird sie die Gehilfin. Die Freude von gestern kann heute Leid werden und das Leid von heute morgen sich in Freude verwandeln, aber Jesus Christus, auf dem das

evangelische Pfarrhaus gegründet ist, bleibt gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Wie groß umher der Abfall der Christen werde, wir stehen bei dem, der die Gnade der Kindschaft und des Amtes gegeben. Wie groß der Wechsel der Dinge umher sei — wir suchen die Stätte des Worts und Gebets, des Friedens und des Segens immer schöner auszubauen, das deutsche evangelische Pfarrhaus.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Schriften von Fr. Mallet.

Altes und Neues.

Vierte Auflage.

Broch. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf., eleg. geb. mit Goldschn. 6 M. 40 Pf.

Neues und Altes.

Des „Alten und Neuen" zweiter Band.

Zweite Auflage.

Broch. 4 M. 80 Pf., eleg. geb. 6 M., eleg. geb. mit Goldschn. 6 M. 20 Pf.

„Wir haben es hier nicht mit Büchern zu thun, die wir recensiren können, sondern mit einem Manne, den wir lieben müssen. Man weiß was jene bedeuten, wenn man diesen kennt. Für Alle, die ihn je gesehen, sind sie wie ein Album, in das er sein Bild mit einem lebendigen Anhauch eingefügt hat. Aber auch die Anderen alle werden, wenn sie seine Briefe lesen, seine erbaulichen Gespräche darinnen hören, von seiner Art sich fesseln lassen. Sie sind, wie er selbst, fromm und doch frei, kindlich und doch — oder gerade darum so tief." ꝛc. ꝛc. — —

Neue Evangel. Kirchenzeitung.

Predigten und Reden.

Gesammelt und herausgegeben von Herm. Mallet.

Broch. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Passions- und Festpredigten.

Zweite Auflage.

Broch. 4 M., eleg. geb. 5 M. 20 Pf.

„Jedenfalls verdienen diese trefflichen Bücher, Jedem, der für sein Gemüth Labung, für sein Urtheil Klärung, für seinen inwendigen Menschen Erbauung sucht oder das Alles den Seinigen gewähren und dieselben zu einer wahrhaft christlichen Lebensanschauung erziehen will, nachdrücklichst empfohlen zu werden." ꝛc. ꝛc. — —

Allg. Literar. Anzeiger.